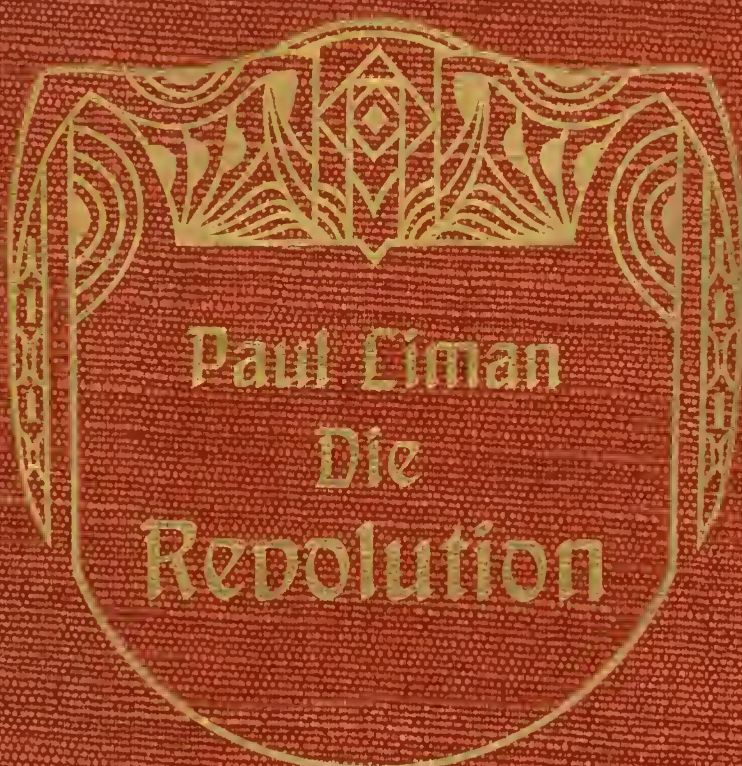


Paul Liman

Die

Revolution









Die Revolution

Eine vergleichende Studie über die großen Umwälzungen in der Geschichte

Von

Dr. Paul Liman

6.—10. Tausend



Berlin
C. A. Schwetschke und Sohn
1906

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Der Kaiser. Ein Charakterbild Wilhelms II.

Hohenzollern.

Fürst Bismarck nach seiner Entlassung.

Inhalt.

Vorwort.

Nicht die wilden Ereignisse im Osten unseres Weltteils allein stellen die Menschheit vor die ängstliche Frage, ob auch die Gegenwart, deren Kinder wir sind, in eine jener erschütternden Katastrophen ausmünden soll, von denen der Beginn eines neuen Zeitalters anhebt. Ist das, was die Vergangenheit säete und was wir hüteten und pflegten, reif für den Schnitter? Sind die Ideale, an denen wir uns aufgerichtet haben, sind all die in heißen Mühen und Kämpfen erstrittenen Erfolge wertlos geworden? War es enger Sinn und kindliche Torheit, wenn wir uns an der Blüte unseres nationalen Lebens erfreuten, statt die Blicke über die Grenze zu richten und das, was bisher aufrecht stand in vaterländischem Empfinden, demutsvoll zu beugen vor den Altären der Internationalität? Zieht eine Zeit herauf, von der ihre Herolde künden, daß erst in ihr die Menschenrechte zur Wahrheit werden, von der aber wir anderen sorgen, daß sie alle feinen Blüten der Kultur zerstören und die Freiheit der Individuen in unerträgliche Fesseln schlagen wird?

Dem flüchtigen Blick mag es also erscheinen. Denn härter als je, so mag es dünken, prallen heute die Gegensätze aufeinander. Aus den Tiefen des Lebens drängen, ihrer Kraft

trotzig bewußt, die Massen empor, um ihr Erbe zu fordern und mit dem Rechte der Mehrheit alles politische und soziale Sein nach ihrem Willen zu gestalten. Haben nicht einst in gleicher Weise die Unterdrückten des römischen Weltreichs, als die Gesellschaft ihnen alles, nur nicht das Recht der Frohne nahm, sich in der Revolution des erhabenen Nazareners gegen die Ketten erhoben und die Macht der Cäsaren zu Boden gezwungen? Hat nicht der Mönch von Wittenberg die Geister von dem starren Druck des Mittelalters befreit, dem religiösen und dem staatlichen Leben einen neuen Inhalt gegeben und der Menschheit die Freude des Freiseins wiedergeschenkt? Haben nicht die Männer von der Konstituante und vom Konvent den massigen Bau des Feudalstaates zu Boden gestürzt, sie, die kein anderes Werkzeug besaßen, als die Kraft ihres Willens und ihrer Leidenschaft? Erhob sich nicht aus den Ruinen des Absolutismus der moderne Verfassungsstaat?

Und doch ist heute eine gleiche Zeit schwerlich gekommen. Denn wenn auch der Sieger jener großen Revolution, die Robespierre, den Advokaten von Arras, an die Spitze von Frankreich stellte, das Bürgertum war, das nicht immer in weisem Wägen das Siegerglück benutzt hat, wenn auch die folgende Zeit in unvergleichlich rascher, von dem bürgerlichen Geiste genährter Entwickelung eine ungeahnte Blüte der Industrie geschaffen und mit ihr der Masse ganz neue Ziele, eine neue Bedeutung und darum auch den Anspruch auf neue Rechte gegeben hat, so haben doch der Staat wie die begünstigten Klassen in freier Erkenntnis den Forderungen der werdenden Zeit Rechnung getragen und durch tiefgreifende Reformen den Vorwurf der kurzsichtigen Selbstsucht von sich abzulenken versucht. Und sie betrachten ihr Werk noch nicht als vollendet.

Nur halten sie dem ungestümen Drängen den Schild der Besonnenheit entgegen, und während drüben die erhitzten Gemüter jede Scheu vor den Rechten der anderen verlieren, während dort das mechanische Prinzip der Mehrheit jede Freiheit des einzelnen zu erdrücken strebt, werden sie, die man heute als Reaktionäre anklagt, die wahren Verfechter einer sittlich berechtigten Freiheit. Denn jene anderen, die den demokratischen Sozialismus fordern, dringen in der Leidenschaft des Angriffs weit über jedes verständige Ziel hinaus, sie wollen nicht die Auswüchse der Gesellschaft, sondern diese Gesellschaft selbst zerstören, sie wollen nicht die Freiheit, sondern die furchtbare Herrschaft der Masse errichten, und sie verachten die erprobte Lehre der Geschichte, daß jedem Stoß der Gegenstoß folgen muß und daß auch der Zügellosigkeit der Mehrheit ihr Maß in dem Willen der Natur gesetzt ist, der immer zum Ausgleich drängt und wilden Schößlingen den Blütenschmuck des echten Stammes versagt.

Wir leben in einer Zeit der Gärung, in der die universalpolitische Idee zugleich mit dem Emanzipationskampfe des vierten Standes uns zwingt, das Geschaffene zu prüfen, ob es auch gut sei, und entschlossen preiszugeben, was sich in die neuen Bahnen nicht fügen will. Diese Entschlossenheit fehlte in all den Zeiten, denen die großen revolutionären Katastrophen folgten; sie ist heute vorhanden, und nicht die Willkür, sondern ein treues Pflichtgefühl steht ihr zur Seite. Und mit ihm jener nationale Idealismus, der das Festgefügte, Bewährte und Liebgewordene sich nicht aus dem Herzen reißen läßt und der in der Stunde der Entscheidung sich stärker erweisen wird, als die ganze Phraseologie des ideal-zerstörenden, materialistischen Sozialismus. Noch haben in allen Stürmen der Geschichte die Ideen den letzten Sieg errungen.

Vorwort.

Die Geschichte ist nicht ihre eigene Sklavin, aber sie folgt dennoch unabänderlichen Gesetzen. Sie wird auch jetzt nicht tausend gesunde Triebe zerstören und tausend blütenschwere Äste zerbrechen: nur das Tote wird begraben, nur wenn die Zeit erfüllet ist, kommt der Messias.

Berlin, im Herbst 1906.

Dr. Paul Liman.

Erstes Kapitel.

Vergleiche und Lehren.

Unter blutigen Vorzeichen hat einst die Regierungszeit des jungen Zaren Nikolaus begonnen. Vor zehn Jahren, an einem späten Maitage des Jahres 1896, da legte der Sterbliche, von dem einst Komarow schrieb, er sei der Gesalbte des Herrn, in dem sich das selbstherrliche Prinzip vergöttert, angetan mit dem Purpurmantel, der Krone und dem Orden des Heiligen Andreas, im Kreml, in dem gewaltigen Bau des Bolognesers Fioraventi, das Gelübde ab, das selbstherrliche Prinzip heilig zu halten gleich den göttlichen Geboten und dem rechtmäßigen Glauben. Aus allen Teilen des russischen Reiches, vom Irtysch, von der Lena her, vom Baikalsee und von den Hängen des Kaukasus hatten die einzelnen Stämme ihre Gesandten geschickt, um ihre Huldigungen darzubringen, und die Söhne aller europäischen Fürstenhäuser nahmen teil an den Festen und erhöhten den Glanz des zarischen Namens.

Da drang plötzlich zu uns die Kunde von der blutigen Katastrophe auf dem Chodynka-Felde, von jenen Tausenden, die eben erst festfroh und übermütig hinausgezogen waren, und die jetzt, nach wenigen Stunden, als zerfetzte und zerstampfte Leichen in ein kolossales Massengrab versenkt wurden. In den Palästen aber des jungen Herrscherpaares wurde Mazurka getanzt, und jubelnd schrie die Menge: „Das Leben

für den Zaren!" Ein Brei von Menschenleibern dort draußen! Die Dreitausend aber, die damals ihr Leben ließen, waren Bauern und Arbeiter, Menschen, wie es genug gibt im weiten Rußland, Söhne von Leibeigenen, die noch vor wenigen Jahrzehnten nur nach Rubeln bewertet wurden. Man spürte kaum, daß durch den Herdenstumpfsinn der Menge der Schmerz zuckte und daß die Faust sich ballte, weil der Zar und die Zarin tanzten, als der Abend über das Totenfeld zog.

Einhundertsechsundzwanzig Jahre zuvor zog ein junges, schönes Weib als Frankreichs Königin in ihre Hauptstadt ein — ihr letzter Weg hat sie auf das Gerüst des Henkers geführt. Von jenen ersten glücklichen Tagen aber, da das Leben im sonnigen Glanze vor Marie Antoinette zu liegen schien, da man in den Salons musizierte und tanzte und die Heiterkeit gleich einem spielenden Lichtstrahl dem geringsten Gegenstand Anmut verlieh, berichtet Goethe in „Dichtung und Wahrheit": „Kaum erscholl aus der Hauptstadt die Nachricht von der Ankunft der Königin, als die Schreckenspost ihr folgte, bei dem festlichen Feuerwerk sei durch ein Polizeiversehen in einer von Baumaterialien versperrten Straße eine Anzahl Menschen mit Pferden und Wagen zugrunde gegangen und die Stadt bei diesen Hochzeitsfestlichkeiten in Trauer und Leid versetzt worden. Die Größe des Unglücks suchte man sowohl dem jungen königlichen Paar als der Welt zu verbergen, indem man die umgekommenen Personen heimlich begrub." Und der Dichter, der mit grauender Seele es wahrgenommen, daß in dem Saale, in dem man zu Straßburg die junge, schöne Königin empfing, die Wände in seltsamer Weise nur mit Bildern des Schreckens geschmückt waren, fügte hinzu: „Daß mir lebhaft bei dieser Kunde jene gräßlichen Bilder wieder vor die Seele traten, brauche ich kaum zu erwähnen;

denn jedem ist bekannt, wie mächtig gewisse sittliche Eindrücke sind, wenn sie an sinnlichen gleichsam sich verkörpern." Das junge Königspaar auf dem Throne Hugo Capets kannte den Umfang des Unheils nicht; es wußte nicht, daß dreihundert Menschen als furchtbare Hekatombe aufgeschichtet waren auf der Schwelle seines Schicksals, und am Abend des Unglückstages waren die Tuilerien strahlend beleuchtet und im Reigen bewegten sich lächelnde Paare. Zar Nikolaus aber wußte von dem Jammer des Chodynkafeldes, und er hemmte nicht den Fortgang der Feste. Dem Rufe „Vive le roi" folgte einst der schrille Ruf „A bas Louis Capet" — neun Jahre vergingen, und die Revolution brauste an die Mauern des Winterpalais.

Und das Land der Melancholie ist um ein melancholisches Bild reicher geworden. Ein Riesenkampf hat begonnen, dem der Preis nicht heute schon oder morgen winkt; Opfer, immer neue Opfer fallen, und noch tausende werden fallen. Was einst am Tage des Bastillensturmes Ludwig dem Sechzehnten aufschreckend in die Ohren klang: „Das ist nicht eine Revolte, das ist eine Revolution", das hat dem Zaren einer seiner Untertanen an demselben Tage zugerufen, an dem unter der Führung von Georgij Gapon die Arbeiter zum kaiserlichen Palaste zogen und ihm verzweifelnd klagten: „Wir kommen zu Dir. Wir sind elende, beschimpfte Sklaven und erstickt von Willkür. Wir wollen lieber sterben als unter solchen Gesetzen weiter leben. Kaiser, hilf Deinem Volke." An diesem Tage gesellte sich zu dem Schrei nach einem neuen politischen Leben der Schrei nach Brot, nach Schutz vor Mißhandlung und Willkür. Wieder mischten sich die Elemente wie hundertundzwanzig Jahre zuvor, wieder regte es sich im tiefsten Untergrunde des sozialen Lebens mit dem Verlangen

nach einem bescheidenen Anteil am Erbe, und wieder ertönte auf den Höhen die Forderung, daß die absolute Macht der Krone beseitigt werde, um Raum zu schaffen für moderne Gedanken und Formen.

Und durch die Straßen jagten die Kosaken, tönte der furchtbare Schrei der Enttäuschten, und zerfetzte Leiber, blutige Massen waren aufgeschichtet auch auf der Schwelle dessen, das jetzt wird.

Der Tag des Bastillensturms!

Nur daß einst am 14. Juli 1789 ein feuriges und entschlossenes Volk vor dem Tore St. Antoine den Willen zur Tat in siegreichem Vollbringen erwies, während vor dem Palaste des Zaren der Schrei der Wut und des Ingrimms in dem weichen Fatalismus des Slawen erstickte. Mochte Maxim Gorki versichern, daß sein Volk, nachdem es in der Quelle aller Leiden gebadet, sich erheben und den Sieg erringen wird, es entging ihm dennoch die Weisheit, daß die Dauer dieser Leiden abhängig sein wird von dem Maße an wirklicher Tatkraft, an jener Energie, die nur die Bildung verleiht; wohl schäumt auch im Russentum die Kraft einmal empor, aber schnell ist sie immer verflogen, und an die Stelle der Entschließung tritt die graue Blässe des Gedankens. Der Pessimismus entnervt und die Melancholie macht kraftlos. Diese hoffnungslose, ewig unfruchtbare Stimmung, dieses innerste Wesen eines Volkes hat schon vor hundert Jahren Wassilij Kapnist empfunden, als er klagte: „Wohin ich auch in Tränen schaue, die Augen wende, dort und hier — O Vaterland, im Schwarz der Trauer der Witwe gleich erscheinst du mir!“ Und ergreifend schildert auch Lermontow, der sein Vaterland mit glühender Seele umfaßte, dieses Volk, das zum Guten wie zum Bösen zu träge ist, das, altklug schon in der Jugend,

zugleich des Alters Schwächen trägt, dessen Geist, stets zum Zweifel geneigt, von unfruchtbarer Kenntnis verdorrt ist. Er schildert dieses Volk, das weder die Kraft der Leidenschaft noch die Kraft der Entsagung besitzt: „So leben, sterben wir geräuschlos, unbewundert, und spurlos durch die Welt eilt unser Fuß. Kein zeugender Gedanke bleibt von uns dem Jahrhundert, kein Denkmal eines Genius."

Auf dem Boden des vornapoleonischen Frankreich mußten andere Früchte gedeihen, als auf dem Boden Rußlands. In einer Novelle erzählt Wsewolad Garschin von einer Palme, die aus ihrer tropischen Heimat in ein Petersburger Treibhaus versetzt wird und die hinausblickt zur klaren Sonne ihres Heimatlandes: sie wächst immer höher und durchbricht das Glasdach ihres Hauses, um ihre Freiheit zu gewinnen. Als sie aber sich aufrichtet in der ersehnten freien Luft, da trifft sie der rauhe Wind und der kalte Schnee, sie erfriert, ihre Krone stirbt ab, und der Baum wird umgehauen. Das Symbol des russischen Schicksals!

Darum mag immerhin die Geschichte sich in Parallelen gefallen, sie wird dennoch ihre Taten niemals sklavisch nachzeichnen. Mögen aus tausend Quellen die Vergleiche fließen zwischen den gewaltigen Ereignissen der großen Revolution, die vor mehr als hundert Jahren nicht nur über Frankreich, sondern auch über die ganze Welt eine neue Entwickelung heraufführten, und der anderen Bewegung, die heute über den so lange erstarrten Leib des größten Slawenreiches dahinfährt, mag man daran erinnern, daß damals wie heute unter dem lärmenden Schrei nach politischen Rechten doch im Grunde soziale Bedürfnisse und wirtschaftliche Nöte das Volk zum Kampf emporrissen, mag das Bild des zagenden Nikolaus und seiner in brutalem Herrentum erstickten oder schwach-

nervig-degenerierten Verwandten uns die Erinnerung an den Kreis, der den sechzehnten Ludwig und Philippe Egalité zugleich umfaßte, handgreiflich vor Augen führen, mögen uns in Swatopolk-Mirski, Witte, Stolypin die Turgot, Necker und Calonne wiederzukommen scheinen, mögen die Enzyklopädisten und Physiokraten, die Argenson, Rousseau und Voltaire, die Montesquieu und Diderot sich vergleichen lassen mit den Führern der jungen russischen Literatur, mit Turgenjew und Tolstoi, mit Dostojewski und Herzen, mit Bakunin, Ostrowski und Nekrassow, so wäre es doch verwegen und töricht zugleich, aus vereinzelten Voraussetzungen einen zwingenden Schluß auf die Zukunft zu bauen. Die Geschichte ist gleich der Natur unerschöpflich reich wie an Mitteln so an Zielen; sie ist auch nie ein dialektischer, sondern stets ein realer Prozeß gewesen, und sie schreitet lächelnd über das Muß der menschlichen Logik hinweg.

Gewiß mag uns, wenn wir auf das gewaltige Gemälde sinnend zurückschauen, das die Geschichte der Menschheit gewebt hat, in dem Ganzen ein Zug der Gesetzmäßigkeit, der verständigen Ordnung, des Vorwärtsschreitens erkennbar sein, aber auch hier haben Höhen und Tiefen regellos gewechselt, und noch niemals war dem menschlichen Verstand die Fähigkeit verliehen, aus dem Gestern und Heute den unumstößlichen Schluß auf das Morgen zu ziehen. Die Geschichte ist kein Automat und die Menschheit kein Mechanismus; nicht heimliche Schicksalsbücher, nicht webende Nornen entscheiden, sondern der in der Menschheit lebendige Wille.

Darum stehen wir auch heute ratlos vor dem Schleier, der die Zukunft Rußlands und den Ausgang der Revolution bedeckt. Ungeheure Möglichkeiten türmen sich auf, aber noch nirgends zeigte sich eine Gewißheit. Wird die revolutionäre

Bewegung, die zuerst mit der politischen Forderung nach verfassungsmäßigen Zuständen einsetzte, die tote Körpermasse des russischen Reiches ergreifen und beleben und unter dem Hammer der sozialen Leidenschaften Funken sprühen, die nicht nur Rußland in Flammen setzen, sondern auch über die Grenzen springen und die Kulturwelt des Westens ergreifen? Oder wird sie eingedämmt werden durch den beharrenden, an der Tradition hängenden Sinn des Landvolks? Wird am Hofe zu Petersburg selbst die Reaktion noch einmal siegen, die sich auf die Bajonettspitzen der Soldaten stützt? Wird man durch stets erneute Zugeständnisse die erwachende Bestie noch immer gieriger machen? Oder wird die bürgerliche Besonnenheit die äußerste Gefahr beschwören, indem sie sich mit den Möglichkeiten des Augenblicks begnügt und das Wünschenswerte der Zukunft anvertraut? Und wird Rußland, selbst wenn es für immer die Formen des modernen Verfassungsstaates bewahrt, sich eine Freiheit erhalten, die doch, um zu dauern, die sittliche Durchbildung des Volkes als Grundlage fordert? Denn Siegel und Pergamente sind nur das tote Beiwerk der Unabhängigkeit; die Dauer aber der Freiheit hängt ab von der Energie und dem inneren Werte des Befreiten. Besitzen darf sie nur, wer sie zu gebrauchen weiß. Nur die Siege, welche die Vernunft gewann, sind für die Ewigkeit gewonnen.

Rätsel überall. Und die Phantasie findet keine Grenzen. Was einst Victor Cousin gesagt hat: „Die erste französische Republik war eine Krise, keine Regierungsform," das gilt auch heute: nirgends hebt sich aus dem Flusse der Dinge der Felsen gesicherter Formen. Und auch die folgenreichste aller der Fragen, die heute sich in raschem Wechsel entrollen, bleibt noch ohne sichere Antwort: Wird die stürmende Bewegung, die jetzt den Leib des Riesenlandes erschüttert, auch die über-

wundenen Nationen zum Aufstand gegen den Sieger führen? Wird das nationale Moment den Ausgang bestimmen und die innere Krise mit einer auswärtigen Katastrophe beschließen? Wird Finland den Tendenzen folgen, die es zum Anschluß an die skandinavischen Länder drängen? Wird Polen die Erfüllung seiner nie vergessenen Hoffnungen von der Gunst des Augenblicks fordern? Schon hat sich der roten Fahne in den Straßen von Warschau der weiße polnische Adler gesellt, die Redner sprechen nicht von den Manifesten des Zaren, sondern vom polnischen Vaterlande, und mit der Masse singt begeistert der Adel: „Gott rette Polen!“ Im Lettentum ist der nationale Zorn erwacht und Bauern und Knechte, die von den Problemen des politischen Lebens nichts ahnen, gingen daran, sich eine Republik zu errichten. Nur schritt die Enttäuschung schneller noch als das Wagnis.

Seltsame, weitumfassende, in alle Tiefen dringende Möglichkeiten zeigen sich dem Auge, und Erschütterungen werden fühlbar, die nicht den russischen Boden allein in schwingende Bewegung versetzen, sondern den ganzen Weltteil bedrohen. Denn kein eiserner Ring von Lanzen und Gewehren kann die Grenzen versperren gegen das Fluidum der politischen Erregung, und Gedeihen und Verderben der russischen Pläne muß zugleich befruchtend oder lähmend auf die Pläne des Westens wirken.

Und nicht deshalb allein bilden die Ereignisse im Lande der Autokratie nur eine einzelne Episode, nicht aber das Ganze des revolutionären Zeitalters, das wir durchleben, wie auch nicht deshalb allein, weil dort nur der Niederschlag jener Ideen sich zeigt, die seit der französischen Revolution die Welt durcheilen, nicht nur, weil hier der Gedanke, daß die Beherrschten das Recht besitzen, an der Gestaltung ihres Schicksals teilzunehmen,

spät in das Bewußtsein der Zurückgebliebenen dringt, sondern weil auch im Westen das Werk des Jahres 1789 noch nicht zu reifen und unanfechtbaren Formen gelangte und weil auch hier noch der Meißel des Bildners den letzten Schlag versäumte. Heimliche Fäden ziehen sich von dem Wahlrechtskampfe der deutschen Sozialisten zu dem lärmvollen Fordern der Duma, von den ökonomischen Thesen des kommunistischen Manifestes zu den Dogmen des Aladjin und seiner Wähler. Nur daß hier wie dort der Sieg die Vernichtung bedeuten, und daß die beleidigte Menschheit aus dem Chaos der Vernichtung doch immer wieder die Bausteine sammeln wird, Mauern zu errichten, die den alten gleichen, Mauern, auf denen die Fahne der Brüderlichkeit niemals wehen wird.

Nicht das russische Reich lebt in einem Zeitalter der Revolution, sondern Europa, und die Ideen wiederum, die hier nach Geltung ringen, sind nur das späte Erbe jenes Jahrhunderts, in dem Rousseau und Mirabeau lebten. Die Ideenwelt der Duma ist nicht das Eigentum Rußlands.

Der Gedanke, daß der Fürst nicht den Staat bedeute, daß das Volk nicht sein eigen sei, daß es Anteil fordern darf an der Ordnung und Bestimmung seiner Zukunft, ist siegreich geblieben, weil er vernünftig und weil die Menschheit des Westens zu seiner Aufnahme reif war. Denn wenn auch Luthers Satz: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan“ seine Schranke in dem anderen Satze findet: „Macht mir nicht aus dem Freisein ein Mußsein“, wenn er auch niemals zu wirklicher Gestaltung gelangen wird, solange nur leicht beieinander die Gedanken wohnen, doch hart im Raume sich die Sachen stoßen, so wird doch das Sehnen und Drängen der gebildeten Menschheit immer stärker die Lösung aller Fesseln der Vormundschaft

fordern. Aber das Recht zur Freiheit ist im politischen Sinn kein Dogma, es kann nur der Gewinn der Bildung sein, es muß dem Erdreiche, nicht dem Treibhaus entstammen.

Denn es ist unanfechtbar gleich einem mathematischen Grundsatz, daß jede der großen Umwälzungen im innersten Kern ihres Wesens nicht ein Willkürakt des Zufalls war, sondern einer inneren Notwendigkeit entsprang und von ihr die sichere Rechtfertigung empfing. Es wird immer Zeiten geben, in denen, was einst jung und lebensfrisch war, unter dem ermattenden Hauche der Zeit verwelkt und verdorrt, in denen aber der letzte Rest der Kraft sich ans Dasein klammert und die Vergangenheit gleich einem Sterbenden in hartem Todeskampfe noch um den Anblick der Sonne ringt. So entstehen, auch wenn das Korn für den Schnitter reif geworden ist, heftige Konflikte, harte Zusammenstöße, furchtbare Zuckungen, bis dann in dem Geist und in der Tatkraft eines Genius sich die ganze Gedankenwelt der Revolution zusammenfaßt und zur Tat wird. So in dem größten der Julier, so in dem „Herrn“, dem die Jünger gefolgt sind, so in dem Führer der Eisenreiter, so in Napoleon, dem großen Plebejer, der zum letzten und größten Helden der französischen Revolution geworden ist, so in Otto von Bismarck, der das Schreiten der Geschichte hellen Ohres vernahm und die Ideen, die durch die Herzen der Menschheit wogten, in seinem Herzen zusammenzufassen und zu gestalten verstand.

Und es sind keineswegs nur Fragen des materiellen Wohlseins, die zu den Stürmen im Leben der Menschheit führen. Gewiß, die ökonomischen Fragen werden stets in den Motiven der Geschichte ihren Platz behaupten, aber sie werden niemals allein alle Formen kulturellen Lebens bestimmen; es werden, wie selbst Friedrich Engels zugab, unzählige aneinander durchkreuzende

Kräfte, unendliche Gruppen von Kräfte-Parallelogrammen zusammenwirken, aus denen als Resultante das geschichtliche Ereignis hervorgeht. Jede Entwickelung besteht ja aus einer Kette von unzähligen einzelnen Gliedern, unter denen das rein geistige Substrat der Religion noch immer in nachhaltiger Wirkung hervortritt. In der gewaltigen Umsturzbewegung Luthers zittern nur leise die ökonomischen Bedürfnisse der Zeit; politische Machttendenzen und geistige Bewegungen ordnen sich ihnen entscheidend über, und nicht das heiße Fieber des Hungers, sondern die Glut des Glaubenshasses entzündete den Scheiterhaufen, auf dem der Wohlstand des deutschen Volkes und die Pracht des alten Kaisertums für lange Jahrhunderte verging, bis dann wieder durch eine revolutionäre Tat, die ein Junker vollbrachte, neues Leben aus der Asche entstand.

Hier wird die Schuld nicht fehlen, denn ohne Schuld wie ohne Kampf gibt es kein historisches Leben. Kein Staat ist ohne Rechtsbruch, ohne Revolution, ohne Versündigung gegen den legitimen Besitz entstanden. Jedes Recht, das wir heute besitzen, wurde in Kampf und Schuld errungen, eben weil das Recht kein logischer Begriff ist, sondern nur solange sich behaupten kann, als die Kraft zu seiner Behauptung vorhanden ist. Solange die Welt in Bewegung bleibt, solange wird es Konflikte geben zwischen Politik und positivem Recht. Sonst wäre alle Geschichte Erstarrung. Es ist ein feines und tiefes Wort, daß es dem Staatsmann nicht erlaubt ist, an den rauchenden Trümmern seines Vaterlandes sich die Hände zu erwärmen mit dem behaglichen Selbstlob: Ich habe nie die Gewalt über das Recht gestellt. Und treffend ist die Ausführung Treitschkes, daß nicht die Dauer die höchste Aufgabe eines Staates ist, sondern der Inhalt seines Lebens und das, was er der Nachwelt hinterläßt. Das historische Recht liegt

in der Kraft, denn die Kraft allein sichert den Erfolg. Macht geht vor Recht, denn alles Recht ist erst der Ausfluß der Macht. Der Schwächling aber, wenn er in Wahrheit ein Schwächling ist, ist immer wert, zugrunde zu gehen. Wo jedoch noch gute und tüchtige, zum Leben fähige, zukunftssichere Gebilde bestehen, da hat die Revolution kein Recht und wird sieglos bleiben. Erst als die Welt der Antike reif war zum Tode, als die Zeit erfüllet war, da sandte Gott der Menschheit seinen eingebornen Sohn. Die aber zu frühe kommen, die zu frühe die Hand zum Streich erheben gegen das Gewordene, die bleiben am Rande des Weges und im Straßengraben liegen und sterben wie Giordano Bruno und Savonarola als tragische Gestalten. Erfüller und Vollender aber sind niemals tragisch, auch Julius Caesar nicht, der dem Streiche des Brutus erlag, auch Napoleon nicht, der festgeschmiedet wurde am Felsen von St. Helena. Tragisch ist nicht ihr Leben, sondern nur die einzelne Episode. Nicht wo Willen und Vollbringen eins sind, wie im Leben Luthers und Bismarcks, schlägt die Tragik ihr Heim auf, sondern nur dort, wo der Wille nicht zureicht, sondern erlahmt, ehe die Welt der Gedanken die starke, blühende Tat gebar.

Das gilt für den einzelnen, das gilt auch für die Massen. Ein Jahrhundert tiefgründiger Arbeit der edelsten Geister und ein Jahrhundert grauenhafter Verfehlungen hat einst die Zeit gereift für den Sichelschnitt Robespierres und seines Vollenders Bonaparte. Und aus all den Schauern der Guillotine und all den Schrecken der Kriege, die bis zu den Tiefen ägyptischer Grüfte und in die ferne Welt des heiligen Moskau drangen, sprach doch die harte Stimme der Kraft, die auch das Recht verleiht, jener Kraft, die das Morsche zerbricht, weil es wertlos wird.

Nur gegen das Morsche darf die Axt geführt werden. Ist aber die Welt, ist unsere Welt, ist diese Welt voll Bewegung und unendlichem Leben, voll rastloser Arbeit und wunderbarem Gelingen, ist diese Zeit, die den Menschen zum Herrn der Natur erhebt, die tausend ängstliche Geheimnisse enthüllt und alle Kräfte des Geistes löst, schon reif zur Vernichtung? Wachsen uns Deutschen aus dem kaum gesicherten Boden des nationalen Staates nicht tausend Blüten der Hoffnung, tausend Freuden des Schaffens empor?

Muß dieser Boden zerstört werden, nur weil noch nicht alle Seligkeiten der Träume zur Wirklichkeit wurden? Muß die Kette der Entwickelung plötzlich zerreißen unter dem Ansturm der Revolution? Oder ist noch Raum und Möglichkeit vorhanden zur friedlichen Reform, die im milden Zwange der Ordnung sanft und sacht die Gebrechen heilt und die Wunden kühlt und verbindet?

Wird so die Frage gestellt, so kann nur der Fanatismus die rechte Antwort verfehlen. Daß eine Neu- und Umbildung an manchen Teilen des öffentlichen Lebens notwendig sei, hat die soziale Botschaft bezeugt, die den Weg der Reform einschlug, die den Enterbten des Daseins ihr Erbe geben, den Erniedrigten und Beleidigten Genugtuung schaffen sollte. Hier ist die Umbildung möglich auf dem besonnenen Wege der Gesetzmäßigkeit, und nur die Leidenschaft kann zur Revolution treiben. Wohl aber wird dort sich der Zweifel erheben, wo wie in Rußland mitten hinein in das Leben ein Gebilde von fremdartig altertümlichen Formen ragt, das kaum ein frischer Hauch des modernen Lebens berührte, wo jedes Recht und jede Freiheit des einzelnen versinkt und die Frische des Lebens in der Tyrannei der Formel erstarrt. Hier verbündet sich die ökonomische Not mit dem natürlichen Bedürfnis nach gesicherten

Rechten, nach Luft und Licht zum individuellen Gedeihen, nach der Betätigung der staatsbürgerlichen Kraft.

Aber auch hier erhebt sich die schicksalbestimmende Frage: Ist das russische Volk reif genug, um das Recht zur Revolution zu besitzen? Und sind die widerstrebenden Kräfte haltlos genug, um auf den Sieg zu verzichten? Lautet hier wie dort die Antwort verneinend, und ersteht dem Zarentum nicht ein Mann der Einsicht und der Tat, der gewaltiger als einst Mirabeau zu den Regierenden spricht, der hellen Blick und unbezwinglichen Tatenwillen besitzt, dann wird über Rußland ein Jahrhundert wilder Kämpfe heraufziehen, und wer auch siegt, der wird unendliche Opfer bringen. Dann wird der Haß immer tiefer dringen und wenn auch durch Tage und Jahre Grabesruhe herrscht, so wird er doch immer wieder in Flammen schlagen. Wer aber den Vordersatz zugibt, daß das gesamte Gebilde des russischen Staates dem Geiste unseres Jahrhunderts widerspricht, daß es für freigesinnte, aufrechte Männer eine Qual ist, nicht nur unter dem Zepter des autokratischen Herrschers, sondern auch unter dem Druck einer engherzigen Bureaukratie zu leben, der muß auch die Folgerung ziehen, daß dann, wenn der jetzige Staat die Reform versagt, die Gewalt den Schein und das Wesen des Rechtes gewinnt. Denn wie für den einzelnen, so gibt es auch für die Völker ein Notrecht, das seine sittliche Rechtfertigung in sich selbst trägt.

Das Herz eines Volkes darf nicht krank werden vom vergeblichen Harren und Hoffen. Wo das Übel unerträglich wird, da wird die Geschichte der Revolution das Siegel der Berechtigung aufprägen. Sie hat längst dem Bergmannssohne von Eisleben, sie hat auch den Zertrümmerern des alten Feudalstaates das Verdienst zuerkannt, dem Fortschritt neue

Wege gebahnt zu haben. Beruht nicht der preußische Staat, beruht nicht das Deutsche Reich auf einer ungeheuren Revolution? Nichts ist auf Erden im letzten Grunde legitim und jeder Rechtstitel entstammt im letzten Sinne der Gewalt. Solche Revolutionen sind eben das Erzeugnis einer sittlichen Idee, eines großen Vernunftsgedankens, eines tiefen und wahren Gefühls, das, lange gehemmt, doch endlich die Pforten sprengt. Sie sind das Erzeugnis eines begeisterten Strebens nach einer neuen Ordnung der Gesellschaft, eines berechtigten Durstes nach Entwickelung und Vervollkommnung. Solche Revolutionen sind, wie Lamartine schrieb, in allen ihren Katastrophen und Verirrungen der Beweis einer Saftfülle, einer Jugend, einer Lebenskraft, die lange Epochen des Wachstums verheißen. Über das sittliche Recht der revolutionären Tat aber kann kaum der Mitlebende entscheiden, weil die letzte Rechtfertigung nur im Erfolge ruht, wie wir, auch wenn wir frei sind vom Vorurteil und Leidenschaft, doch jenen Maßstab nicht finden, den erst der Blick auf das Ganze, auf den Zusammenhang vergangenen Geschehens verleiht. Ein Bauwerk kann in seiner Größe erst ermessen, wer es aus der Ferne betrachtet. Und was heute als Schuld erscheint, wird morgen als Verdienst gelten.

Es ist das natürliche Ziel der russischen Bewegung, die politische Staatsreform und das soziale Dasein auf die Höhe der westeuropäischen Kultur zu führen. Dieses Ziel ist berechtigt. Die Besonnenheit aber wird, um es zu erreichen, zuerst die Grundlagen prüfen, die in der geistigen und sittlichen Entwickelung des Volkes ruhen, und sie wird ein Jahrhundert für die Vollendung des Werkes fordern. Die Ungeduld aber und die Leidenschaft werden sich an den Augenblick wenden, sie wollen genießen, was ihnen doch versagt

bleiben muß. Und sie werden über das Vernünftige noch hinausdrängen und für die Masse, für diese unreife, unerzogene, starre und hilflose Masse das höchste Lebensrecht, das volle Recht des Mündigen verlangen. Da liegt der Widersinn der heutigen Bewegung, da auch die sicherste Gewähr des Mißlingens. Denn auch eine siegreiche Revolution kann schließlich doch nur reife Früchte pflücken. Reif war die Zeit für die Lehre des Nazareners, reif für Luthers Tat und für Robespierre, reif für Cromwell und Bismarck. Aber erst langsam wird die Zeit für Rußland reifen. Darum ist schon jetzt dem ersten jähen Ansturm die Ernüchterung gefolgt, darum ist die Duma, dieses Bollwerk der neuen großen Zeit, schon jetzt umkleidet mit dem Schimmer der Tragikomik, darum erwartet die Vernunft nicht mehr von den im Volke drängenden Kräften das Heil. Das Schicksal Rußlands ist auf die Vernunft der Staatsgewalt gestellt. Lehnt sie im Siegerstolze jede Forderung des modernen Lebens ab, setzt sie sich gleichgültig über die Verheißungen des Zarenmanifestes hinweg, sucht sie die alten unerträglichen Fesseln hervor, dann werden durch unabsehbare Zeiten immer neue furchtbare Zuckungen das gewaltige Reich des Zaren erschüttern, und wie die Zuckungen der Erde von dem Ausgangspunkte sich wellengleich weiter bewegen, so werden auch jenseits der Grenzen die Völker an den Ereignissen teilnehmen müssen.

Aber auch dann wird nur das Haus Romanow in Trümmern sinken, nicht aber das Haus Hohenzollern, auch dann wird sich nicht erfüllen, was die Vorkämpfer der sozialistischen Revolution in Deutschland ersehnen.

Denn die Romanows sind niemals Hohenzollern und die Hohenzollern niemals Romanows gewesen.

Als Kaiser Wilhelm II. sein sechsundvierzigstes Lebens-

jahr vollendete, da brachte ein russisches Blatt einen hallenden Lobgesang auf den erstgeborenen Sohn Kaiser Friedrich des Dulders und das, was er geschaffen. Es klang daraus etwas wie das Lob des Tacitus, der dem sinkenden Rom das Bild der Germanen zeichnete, damit in diesem Bilde sein Volk sich spiegelte und aus ihm die Kraft zur inneren Reform gewänne. In unserem Jahrhundert der Empörung der Geister, so hieß es in jenem Aufsatz, zeige das Leben Deutschlands das seltsame Beispiel des regelmäßigen Ganges eines vielfältigen Mechanismus. Seien das deutsche Heer und die deutsche Flotte nicht jeden Augenblick bereit, den Feind zu erschlagen? Stehen der Handel und die Industrie nicht in Blüte? Seien Sicherheit und Ruhe des öffentlichen und privaten Lebens irgendwie bedroht. Sei in der kulturellen Entwickelung des Landes, in Wissenschaft und Kunst oder im Schulwesen ein Stillstand eingetreten? Seien nicht mehr als zwei Jahrzehnte seit der Einführung der Arbeiterversicherung in Deutschland verflossen? Sei nicht dank dieser praktischen Fürsorge für eine Aufbesserung der Lage der Arbeiter die freie Duldung theoretischer Fürsorge für die vierte Klasse ungefährlich für das gegenwärtige Regiment? Herrsche nicht im Volke das feste Bewußtsein seiner Rechte wie seiner Pflichten?

So wie Tacitus, so hat auch der russische Vaterlandsfreund um des Gegensatzes willen den Pinsel tief in allzu lichte Farben getaucht: von dem hellen Untergrunde sollen sich um so schärfer die Schatten abzeichnen, die über der Gegenwart des russischen Volkes ruhen. Und indem das Bild des deutschen Kaisers als Lichtgestalt gezeichnet wird, um die sich in der unbestimmten Ahnung möglicher Gefahren, kommender Schicksale das Volk mit doppelter Begeisterung schart, hebt sich zugleich der schattenhafte Umriß jenes anderen in der

Dämmerung der Furcht fast entschwindenden Mannes heraus, der das Erbe der Romanows antrat, der als Autokrat den Thron bestieg und jetzt in der wilden Brandung des empörten Lebens sich um die Zukunft ängstigt. Aber der Vergleich liegt nahe, er wird um so fesselnder, je tiefer man im Boden schürft. Da treten alle die Gegensätze hell ans Licht, die dort erwachsen müssen, wo in dem Bewußtsein freier geistiger Bildung ein Volk auf die Teilnahme an der Gestaltung der Zukunft ein natürliches Anrecht gewann, wo solches Anrecht ihm nicht als ein Geschenk des Zufalls in den Schoß gelegt, wo es vielmehr in ernster und stetiger Arbeit errungen wurde, und dort in jenem anderen Lande, dessen Bewohner noch kaum berührt wurden von dem Flügelschlage des modernen Lebens, dessen Adel in starrer Selbstsucht die Pflicht der Führung vergaß, dessen Bürgertum es nicht begreift, daß nur ein langsamer Übergang, nicht ein plötzliches leidenschaftliches Bekenntnis zu halbverstandenen liberalen Gedanken von der geistigen Anarchie zum Verfassungsstaat hinüberleiten kann, dessen Bauerntum nicht mit tiefen Wurzeln im Heimatboden gründet, weil dieser Boden ihm nicht einmal Nahrung gewährt, den Hunger zu stillen. Das ist ja das Verdienst der Hohenzollern, daß sie weder unter dem Zwange des revolutionären Willens noch in romantischer Überschwänglichkeit den Verfassungsstaat schufen, sondern in freiem Entschluß und erst dann, als das Volk reif geworden war, die neuen Rechte zu üben und zu ertragen. Und das ist das Leid der Romanows, daß sie in der Aufklärung, im Fortschritt der Bildung, in der Entfaltung eines reicheren geistigen Lebens nur eine Gefahr für ihr eigenes Recht erblickten und statt die Schranken niederzureißen, neue Schranken schufen. Das Zarentum hat stets die Persönlichkeit zerstört und ist darum Despotismus ge-

blieben; unter den Hohenzollern durfte die Persönlichkeit sich frei entfalten und wurde in der Freiheit die starke Stütze der Monarchie. Wo Bildung und edle Gesittung auf Schranken stoßen, da verschwindet der Vermittler zwischen Stand und Stand, der wahrhaft edle, der leidenschaftslose Vaterlandsfreund, der Erste im Handeln, der Tüchtigste in seinen Taten, da behaupten trotzigere und weniger bedenkliche Geister das Feld, und kein neutrales versöhnendes Glied bleibt zwischen Haß und Haß, bis die Erschöpfung an die Stelle des Wahnsinns tritt und wieder der Despotismus als Ruhebringer willkommen ist.

Darum ist es ein schwerer Irrtum, ein völliges Verkennen der geschichtlichen Mächte und ihrer Triebkräfte, jetzt in Deutschland „russisch reden" zu wollen. Wenn dort jenseits des Memelstromes auf dem Boden einer gewaltsam eingeengten geistigen und wirtschaftlichen Entwickelung die Revolution das Gewordene bedrohen kann, so kann hier die Gewalttat nicht den Thron, sondern nur die bürgerliche Freiheit bedrohen. Herrschen einmal russische Zustände im Deutschen Reiche, dann mag man russisch reden, nicht früher. Wo aber herrschen denn solche Zustände? An der Spitze des Reiches ein lebensvolles Kaisertum, kein Schattenbild im blutleeren Sinne der englischen Könige, aber auch keine Autokratie, die nach dem frevelhaften Worte des vierzehnten Ludwig in sich allein die Macht und alle Rechte des Staates verkörpert sieht. Das Gesetz waltet als unparteiische Herrin über dem Höchsten und dem Geringsten, nicht aber die Willkür des Beamten, die „auf administrativem Wege" das Recht zum Buhlen der Gewalt erniedrigt. Die Gesamtheit ist verständig gegliedert, nicht in abgeschlossenen Ständen und Kasten, nicht so, daß keine Brücke von Ufer zu Ufer führt, sondern frei genug von Vor-

urteil, daß auch der Ärmste für sich und seine Nachkommen den höchsten Rang im Staate erreichen kann. Allerdings, es muß trotz aller gedankenlosen Gleichheitstendenzen ein hoher Rang bestehen bleiben, den man erreichen kann. Denn jeden Unterschied aufheben, hieße nach dem Worte Georg Cannings die Elemente der Gesellschaft nicht einander gleich machen, sondern sie zerstören, vernichten und eine allgemeine Erniedrigung herbeiführen.

In Deutschland herrscht das Gefühl für eine verständige Freiheit, die in der Ordnung nicht eine Last, sondern eine Wohltat empfindet: „Willst du leben, mußt du dienen; willst du frei sein, mußt du sterben.“ Im Lande des Zaren aber floß das Blut in Strömen, weil der Nebel unbestimmter Begriffe und vager Träumereien über den Geistern liegt, derselbe Nebel des Kommunismus, der auch über der Gedankenwelt der deutschen Sozialisten ruht. Den Hohenzollern schützen nicht Roß und Reisige allein, sondern auch die Summe aller Verdienste seines Geschlechts, und diese Verdienste geben ihm noch in anderem Sinne als der Erbgang das Recht zur Herrschaft. In diesem Geschlechte gab es keine Tyrannen und keine Geschichte von Blut und Gift, von Bruderkämpfen um Macht und Herrschaft und vom Aufstand des Sohnes gegen den Vater. Das Haus der Romanows aber hallte wider vom Klirren der Waffen, der Vater erschlug den Sohn und die Gattin den Gatten, und die Größten unter ihnen, Katharina und Peter, troffen am stärksten von Blut. Die Sonderart der Hohenzollern umschließt das gemeinsame Band des preußischen Wesens: Nüchternheit, Ernst, soldatischer Sinn, Genügsamkeit, strenges Pflichtbewußtsein bilden das Merkmal. Alle haben mitgearbeitet an der Macht des Staates, stets mit beschränkten

Mitteln und zuweilen mit beschränktem Ziel, und doch stets hinausdrängend in die Weite einer gewaltigen Zukunft.

Wo gilt das Gleiche von den Romanows? Das russische Volk nennt den Zaren wohl liebreich „Väterchen“, aber dieser Name klingt in unseren Ohren wie höhnende Ironie, wie das Sklavenstammeln des Unterdrückten, der sich hoffnungslos an ein Unbekanntes klammert, der sehnsüchtig nach einem schaut, der in der Ferne weilt und ihn aufhebt, daß er seinen Leiden lausche und sie heile. An dem Throne der Hohenzollern hat das Leiden stets Zuflucht und Gehör gefunden, vor dem Throne der Romanows aber erhob sich immer die starre Mauer der Bureaukratie, um ihren Blick fern zu halten von dem Leben und dem Leiden des Volkes. Darum wird das Schicksal der Romanows, auch wenn es im Sturme der Revolution hinabdrängt in die Tiefen, niemals das Schicksal des Hohenzollerntums werden, denn auf ungleichem Stamm werden niemals die gleichen Früchte erwachsen.

Zweites Kapitel.

Das Wesen der Revolution.

Auch die Geschichte der Weltkörper kennt gewaltige, alles zertrümmernde Umwälzungen, die den gesetzlichen Lauf der Dinge plötzlich durchbrechen und neue Gestaltungen des Lebens vorbereiten. Ihre Wirkung ist furchtbar, und erst mühsam und ängstlich ringt sich aus dem krank gewordenen Leibe ein neues fruchtbringendes Leben. So gibt es auch in der Menschheitsgeschichte wilde, vernichtende Stürme, die über das Land fahren und tausend Blüten zerstören, die aber auch den Blütenstaub weithin über die Erde treiben und als Samen für die neue Schöpfung über den Boden streuen. Neue Rechtsbegriffe entstehen und ein neues Recht; sittliche Werte versinken und finden Ersatz in ungeahnten Regionen; wirtschaftliche Grundsätze zerflattern und das gesellschaftliche Leben zerrinnt, um in neuen Kristallformen wieder zu erstehen. Selbst das individuelle Empfinden gewinnt andere Maße in dieser Umwertung aller Werte, in diesen Katastrophen, die zugleich Ruinen schaffen und in die Trümmer schon die Keime eines neuen fortschreitenden Lebens senken.

Das Leben der Menschheit steht niemals still, denn die Welt der Ideen ist unbegrenzt und ihre Summe ist unerschöpflich. Was aber im Massengeist formlos ruht und kaum zum dämmernden Bewußtsein erwacht, das gewinnt in starken

Persönlichkeiten Gestalt und Form und reift in ihnen heran zur handhaften Tat. Zuweilen werden diese Persönlichkeiten zu Märtyrern, und gerade ihr Märtyrertum wird gleich dem des Jesus von Nazareth ihre Ideen beschwingen und zum Siege führen. In der Regel jedoch werden diese großen Revolutionäre den Stürmen siegreich trotzen, eben weil sie Gedanken vertreten, die nicht ihnen allein gehören, die vielmehr im verdeckten Boden langsam herangereift sind, bis sie gleich Knospen aus ihrem eigenen Innern hervorbrechen. Wie den Erdkatastrophen eine lange Zeit der warnenden Zeichen, des Brausens und Ringens der immer fesselloser werdenden Kräfte vorangeht, so auch den Katastrophen der Geschichte. Denn das Wesen der Revolution ist nicht dort erfüllt, wo die Laster oder die vereinzelte Größe eines Mannes, die Nebenbuhlerschaft der Dynastien, der Haß zwischen einzelnen Klassen zu raschen Explosionen führt, sondern nur dort, wo das gesamte geistige und sittliche Leben der Völker neue Gestalt und einen neuen Inhalt gewinnt.

Für das innere Recht der Revolution wird stets der Erfolg den entscheidenden Wertmesser bilden. Denn das Auge der Mitlebenden gewinnt nur schwer den rechten Maßstab, weil jede Revolution zerstören muß, ehe sie errichtet und weil jede Zerstörung nur das Werk der Gewalttat sein kann. In finsterem Zorne wandte sich der freiheitstrunkene Sinn Friedrich Schillers von den Bluttaten der Jakobiner ab, und erst Napoleon konnte ihren Hymnus verkünden: „Die großen und schönen Wahrheiten der französischen Revolution werden ewig dauern, so sehr haben wir sie mit Glanz, Denkmälern und Wundern durchschlungen! Sie werden unsterblich sein. Von der Tribüne verkündigt, mit Blut gekittet, bekränzt mit den Lorbeeren der Sieger, begrüßt von dem Ruf aller Völker, können sie keinen Rückschritt tun.“ Und der Wildheit der

Mittel, dieser Aufopferung zugleich gesunder und kranker Triebe, diesem Chaos, in dem oft kleine Charaktere und beschränkte Köpfe die Herrschaft an sich reißen, diesen scheinbar zerfließenden Bestrebungen, die erst in einer höheren Einheit sich zusammenfinden, gesellten sich fast immer bizarre Erscheinungen, abgeschmackte Bestrebungen, Schandtaten und Narrheiten aller Art, so daß, wie Burke von den Taten der Jakobinern schreibt, bald Verachtung und bald Erbitterung, bald Lachen und bald tiefe Traurigkeit, bald Spott und bald Abscheu die Herrschaft gewinnen. Wenn eben der Geist der Freiheit in Aufregung ist, so ist eine furchtbare Kraft in Bewegung. Der wilde Dampf der eingeschlossenen freien Luft ist herausgelassen, aber unser Urteil können wir erst fällen, wenn das erste Aufbrausen sich gelegt hat, wenn wir etwas Tieferes als die Wallungen einer unruhigen und schäumenden Oberfläche erblicken können.

Weil aber, ehe das Neue erscheint und zur Reife gelangt, stets noch triebfähige Kräfte im Alten ruhen, die zu entwickeln und nutzbar zu machen des Strebens wert erscheint, weil andererseits das Werdende unter den rauhen Formen der Gewalt zutage tritt, weil vielfältiger Tod erst der neuen Entwickelung die Pforte öffnet, deshalb wird jede Revolution dem Zusammenprall zweier Weltkörper gleichen, und Tüchtigkeit und Rechtsgefühl werden weder das ausschließliche Eigentum der Verteidiger noch der Angreifer sein. Und gerade die Wildheit der Neuerer wird das sittliche Empfinden erschrecken, und der Fanatismus des Angriffs wird die Sympathien der Gemäßigten zerstören. Der Vermittler verschwindet, und die Leidenschaft behauptet den Plan, bis auch ihre Flammen erlöschen und die Ordnung wieder das Feld gewinnt.

Der Fanatismus wird niemals belehrbar, und darum wird der Geist der Revolution immer dogmatisch sein. Das Dogma

aber ist unversöhnlich, weil es auf dem Glauben an die eigene alleinseligmachende Kraft beruht, und es ist unduldsam, weil es sonst auf den innersten Kern seines Wesens verzichten müßte. Dieses Merkmal kehrt wieder in den Jüngern des Rabbi von Nazareth, die durch den Glauben nicht nur Berge versetzten, sondern auch die Pfeiler einer reichen, hochentwickelten Welt in Trümmer schlugen, wie in dem Führer der Ironsides, der Karl den Ersten auf das Schafott zwang, in dem Bergmannssohn von Eisleben, der, gerüstet mit einem Stecken und einer Schleuder, über den Trümmern einer weltumspannenden Theokratie den Gedanken der Souveränität des Staates erstehen ließ, wie in Robespierre, der die Masse zur Herrscherin über die Könige und den Massenwillen zum einzigen Maßstab alles Geschehens erhob.

Die Folgerungen freilich, die zuletzt die Geschichte aus ihren eigenen Taten ziehen sollte, hat selbst unter den Großen kaum einer erkannt: weder Petrus der Fischer noch Martin Luther, weder der Schöpfer der Weltherrschaft Englands, noch der Advokatensohn von Arras. Verzeihende Liebe hat Petrus gepredigt, und durch lange Jahrhunderte wurden wehrlose Völker an den Stufen der Altäre gemordet, wurde das Schwert zwischen Vätern und Söhnen gezückt; als der Hammerschlag an der Schloßkirche von Wittenberg erklang, um die Thêsen anzuheften, beugte Doktor Martinus noch tief das Knie vor dem römischen Pontifex. Konnte Maximilien Robespierre es ahnen, daß er einem Napoleon den Weg bereite, und daß in einer starken Autokratie sein blutiges Befreiungswerk ein rasches Ende finden sollte? Träumte der Haschimite Mohammed Ben Abdallah schon in der Nacht Al Kadr, als die Engel des Herrn zu ihm herabstiegen, von einer Zukunft, da vor

dem donnernden Ansturm seiner Jünger das Reich des letzten Konstantin zusammenbrechen würde?

Aber hier und überall ist der Hebel des Erfolges die Intoleranz gewesen, die den Glauben an die beseligende Kraft der eigenen Lehre in sich birgt. Übersehen wir es nicht: etwas von dieser Intoleranz, von dieser Dogmenkraft, liegt auch in der Sozialdemokratie unserer Zeit, die für jede abweichende Lehre und für jeden Zweifel ihr Anathema bereit hält. Und auch sie weckt die revolutionäre Energie, nicht durch tiefgründige Deduktionen und weitschauende Theorien, sondern durch einfache Formeln, die der Verstand der Masse begreift. Und diese ursprünglichen und einfachen Formeln werden in allen Reden der Führer und in der Erregung der Masse immer wieder vernehmbar. Schon in dem ersten Entwurf zur Erklärung der Menschenrechte hat Lafayette den Gedankeninhalt der französischen Revolution vorgezeichnet und erschöpft: Alle Menschen sind frei und gleich, nur das Gesamtwohl darf einen Unterschied begründen; alle Menschen haben das Recht zum Widerstand gegen Unterdrückung; alle Souveränität hat ihren Ursprung im Volke, kein einzelner darf eine Autorität ohne ausdrückliche Übertragung ausüben. Aber schon hier mußte die Formel, wie in den frühesten Tagen des christlichen Kommunismus, wie heute in Rußland, sich hart an dem wirklichen Leben stoßen, und den raschen Sieg löste die Enttäuschung ab. Schon in der Zeit, da alles Streben des deutschen Volkes auf das allgemeine Stimmrecht gerichtet war, ließ einer der Vorkämpfer der liberalen Ideen, Heinrich von Sybel, warnend die Stimme erklingen: „Die Masse der Menschen wird nicht politisch fähig durch den bloßen Ausspruch des Gesetzes, daß sie politisch mündig sei, sondern erst durch verbreitete Bildung des Geistes nnd mehr noch des Charakters. Selbst die fran-

zösische Nation war für eine Selbstregierung vor hundert Jahren noch so schlecht wie möglich vorbereitet, die Massen in tiefe Unwissenheit, die höheren Stände in beispiellose Sittenverderbnis versunken, überall eine brennende Gier bald nach Rache und Zerstörung, bald nach Herrschaft oder Bereicherung, an keiner Stelle aber ein aufgeklärter Gemeingeist. Solch ein Volk zur sofortigen und umfassenden Souveränität berufen, hieße, es durch abhetzende Anarchie zu errettendem Despotismus führen." Aber die Dogmatiker übersahen es, daß sie nicht die Pflicht erfüllten, politische Fähigkeiten zu verbreiten, sondern sie glaubten die Welt zu erlösen, wenn sie dem einzelnen das Recht gaben, sich gegen mißliebige Gesetze aufzulehnen und jede bestehende Herrschaft zu beseitigen. Sie erhoben nicht den Willen der Gesamtheit, sondern die Willkür der einzelnen, nicht die allen gemeinsame Vernunft, sondern die Masse der individuellen Leidenschaft zur Herrschaft.

Wenn es das Wesen des demokratischen Staates ist, den Gehorsam des einzelnen gegen die allgemeinen Gesetze und die Achtung des Staates vor den Einzelrechten zu sichern, so wurde die erste Demokratie gerade durch die Verkündung der Menschenrechte, die ihr das Recht der Existenz geben sollte, an sich selbst zur Totengräberin.

Und auch der Gedanke, der heute die Geister zum Sturme ruft, ist nicht einmal das Eigentum der Neuen, er entstammt dem Formelschatze Lafayettes und seiner Vollender. Denn die Souveränität der Massen, die das letzte Ziel des allgemeinen Stimmrechts bildet, war ja eben das Ziel der großen Revolution. Sie war damals nicht dauernd und sie wird es auch in Zukunft niemals sein. Denn die Masse wird stets durch ihres eigenen Wesens Art den Gewinn verscherzen und ihr Recht auflösen, indem sie, unkundig des Gebrauchs der Freiheit, die Zügel-

losigkeit zur Herrschaft führt. Sie wird noch heute mit Karlstadt gegen die Bilder stürmen und mit Thomas Münzer die Schlösser des Adels zerstören, oder sie wird die Weiber der Halle in Furien verwandeln und den bleichen Saint Juste zum Herrn des Schicksals machen, sie wird in Moskau die Truppen im Schlafe ermorden oder in Livland die Gefangenen foltern.

Aber an sich, wie gesagt, ist die Theorie einfach: sie stellt im Staatsgebäude über die befugten, regelmäßigen und gesetzlichen Gewalten eine namenlose, ungegliederte und schreckliche Macht, die eine gebieterische Willkür ausübt, die sich beständig Eingriffe erlaubt und sich mörderisch in alles einmischt. Diese Macht ist „das Volk", das der Geschichtsschreiber der französischen Revolution mit einem argwöhnischen, grausamen Sultan vergleicht, der nachdem er seine Veziere ernannt hat, stets seine Hände frei behält, um jene zu leiten, und der stets den geschliffenen Säbel bereit hält, um ihnen den Hals abzuschneiden. Das Volk tötet Ludwig XVI. und Robespierre, Philipp Egalité und die Prinzessin Lamballe, die Girondisten und Saint Juste; es verwandelt den Tempel der Freiheit in einen Schlachtraum und den Schlachtraum in einen Tempel, und es wechselt beständig die Rolle von Metzger und Opfer. Es hat wenig Urteilskraft und wenig Gedächtnis, es kennt nicht das Gestern und nicht das Morgen, sondern nur das Heute, es schafft keine Regierungsform, sondern nur Krisen, und sein Sieg bedeutet schon den Anfang der Reaktion.

Unter der Herrschaft der Masse, die man das „Volk" nennt, in diesem beständigen Taumel, fliehen die Ideen, die Begierden werden frei und alle Gemüter werden zerrüttet. Denn der Unwissende, der sich am Dogma hält, gilt als der Weiseste. Der Ellbogen triumphiert über das Gehirn, und

selig werden schon auf Erden, die geistig arm sind, die in der Kammer ihrer Gedanken nichts anderes bergen, als blutleere Schattenbilder von Freiheit, Gleichheit, Natur, Volk und Tyrann, Entrechtung und Unterdrückung. Wie viel Elend wäre der Menschheit, wieviel Zerrüttungen den blühendsten Staaten erlassen worden, wenn nur ein Teil von denen, die für die Freiheit Blut in Strömen vergossen und um ihretwillen alle Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens aufwühlten, sich aus dem Nebel unbestimmter Begriffe emporgeschwungen hätten zu der ernsthaften Frage, was denn diese Freiheit sei, die auf so furchtbaren Wegen ihre Herrschaft gründet!

Während aber in dem Milieu der Deklamationen, in dem brausenden Lärm um Freiheit und Menschenrecht die Selbstsucht, die Habgier und das Verlangen nach Knechtung immer stärker erwacht, glauben die Dogmatiker an eine von ihnen geschaffene Zeit des Friedens und der Seligkeit, eben weil der Glaube an die Heilkraft ihrer Lehre ihr eigenstes Wesen bildet. So hat Robespierre, als er bereits durch Blutströme ging, es das Ziel der Revolution genannt, die Wünsche der Natur zu erfüllen, die Bestimmung der Menschheit zu vollziehen, die Versprechungen der Philosophie wahrzumachen: „Wir wollen den Egoismus durch die Sittlichkeit ersetzen, die Ehre durch die Rechtlichkeit, Gewohnheiten durch Grundsätze, die Bequemlichkeit durch die Pflicht, die Tyrannei der Mode durch die Herrschaft der Vernunft, die Verachtung des Unglücks durch die Verachtung des Lasters, die Frechheit durch den Stolz, die Eitelkeit durch Seelengröße, die Vorliebe für das Geld durch die Vorliebe für den Ruhm, die gute Gesellschaft durch gute Menschen, die Intrige durch das Verdienst, die Schöngeisterei durch das Genie, die Langeweile der Wollust durch den Reiz des Glücks, die Kleinheit der Großen

durch die Größe der Menschen; kurz, wir wollen ein liebenswürdiges, leichtsinniges, elendes Volk durch ein großherziges, mächtiges und glückliches ersetzen und alle Laster und Lächerlichkeiten der Monarchie gegen alle Tugenden und Wunder der Republik vertauschen." So rief Saint Juste dem Konvente zu: „Zur Loslösung von der Welt und sich selbst genötigt, wirft der Mensch seinen Anker in die Zukunft und drückt die unschuldigen Opfer der gegenwärtigen Übel ans Herz. Kommt einst ein Tag, an dem ich mich überzeuge, daß es unmöglich ist, den Franzosen milde Sitten, Energie, Verstand, Unerbittlichkeit gegen Tyrannei und Ungerechtigkeit beizubringen, so werde ich mich sofort erdolchen." Und heute versichert uns Jean Jaurès: „In der neuen, von den großen Geistern des Sozialismus vorausgeschauten Gesellschaftsordnung wird die Gerechtigkeit nicht um den Preis von Lebensfreuden erkauft. Die rechte Organisation der menschlichen Kräfte wird ihre produktive Kraft vermehren, die Pracht der Reichtümer wird den Sieg des Rechtes bezeugen, und die Freude wird die Gerechtigkeit wie mit einem strahlenden Kranze umgeben."

So hat uns Bebel verkündet von einer kommenden Zeit der Seligkeit, da alle bestehenden Formen zerfließen werden: Dann wird es in der gebesserten selbstlosen Menschheit keine Minister und keine Parlamente mehr geben, kein stehendes Heer, keine Polizei und keine Gendarmen, nicht Gericht, Staatsanwälte und Gefängnisbeamte, keine Steuern und keine Zölle. Die Kasernen, die Justiz- und Verwaltungspaläste, die Gefängnisse werden zu besserer Bestimmung gelangen, und es wird keine politischen Verbrechen mehr geben, zugleich mit dem Privateigentum werden die Diebe und Vagabunden verschwinden. Es wird keinen Mord mehr geben, keinen Meineid, keinen Betrug. Wer soll ein Münzverbrechen begehen? Das

Geld wird ja nur Chimäre sein. Wer wird Erbschleicherei treiben oder betrügerischen Bankerott machen? Das Privateigentum, an dem solche Verbrechen begangen werden können, wird längst verschwunden sein. Man wird das Ziel nicht auf wissenschaftlichem Wege erreichen: „Was diese Wissenschaft betrifft, es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden, es liegt in ihr so viel verborgenes Gift" — der Dogmatiker deklamiert und er dekretiert, statt in lästiger Arbeit Gesetze zu schaffen.

Das Dogma aber, das heute den ersten Grundsatz aller revolutionären Bestrebungen bildet, ist eben das Prinzip der völligen politischen Gleichheit, das jedes Recht der Ragenden leugnet und die Persönlichkeit in das Bett des Prokrustes preßt. Hier hat in der Unterschätzung der Folgen und in dem irrenden Glauben an die politische Reife des deutschen Volkes Otto von Bismarck durch die Verleihung des allgemeinen und gleichen Stimmrechts den einzigen, schweren Fehler seines Lebens begangen. Denn noch immer hat es der Masse an besonnener Kritik, an der rechten Schätzung des Möglichen, an der Fähigkeit zu Kompromissen gefehlt, die doch das Staatsleben immer wieder fordert. „Vernunft wirkt nicht auf das gemeine Volk" heißt es in der „Thebais" des Racine. Jede Freiheit, ob sie geschenkt oder im haßerfüllten Kampfe erzwungen wurde, weckt den Durst nach neuen Freiheiten, und der populäre Egoismus schreitet rücksichtslos über den Staatszweck hinweg. Und allzuleicht wird das Gefühl der Gleichheit zur Wildheit, und für den Einzelnen verschwindet der Wert des Lebens, eben weil nur noch die Masse Wert behält und weil die Masse nicht sterben kann.

So handelt es sich in unserer Zeit in der Tat wie in den Tagen Robespierres um die Entscheidung zwischen Indivi-

dualismus und Massengeltung, zwischen dem Rechte der Intelligenz und dem Anspruch der Zahl, zwischen der aristokratischen Gliederung und der Idee der Gleichheit, die jede Differenzierung verabscheut und jede Klassenscheidung zurückweist, die das Schlagwort einer höheren Kultur im Munde führt und doch nur die Werke der Kultur zu zertrümmern vermag, die den Idealismus aus dem Herzen reißt und nur Raum läßt für die vegetativen Interessen des Daseins, die nur den Schein der Freiheit, in Wahrheit aber die Tyrannei bringt.

Das Spiel aber mit der Phantasie, der stete Hinweis auf eine Zeit des Glückes, die nur von der Masse im Kampfe gegen die Selbstsucht der Regierenden heraufgeführt werden kann, diese Gleichgültigkeit gegen das Mögliche und Erreichbare, wird den Vertretern der Revolution stets die Herzen der Masse zuwenden. In den Tagen des Konvents schrieb ein Beobachter: „Dinge, deren Behandlung ein Jahr der Sorgfalt und des Nachdenkens erfordert hätten, wurden vorgeschlagen, sofort beraten und mittelst Akklamation beschlossen. Die Abschaffung der Feudalabgaben, der Zehnten und der Vorrechte der Provinzen, drei Dinge, die an sich allein ein ganzes staatsrechtliches und juristisches System umfassen, wurden nebst zehn oder zwölf anderen Angelegenheiten in kürzerer Zeit erledigt, als im englischen Parlament zur ersten Lesung eines einigermaßen wichtigen Gesetzentwurfs erfordert wird." In dem Gefühl, daß der künftige Staat auf dem Grunde einer völlig anderen Anschauung der Welt und der Sitte erbaut werden muß, dekretiert man schließlich in leidenschaftlicher Hast nur noch Prinzipien, Hoffnungen, Wünsche, beseitigt man in einer Nacht zwölf Grundpfeiler des Feudalstaates, ohne doch für einen Ersatz dieser Pfeiler zu sorgen. Was gelten wohl-

erworbene Rechte vor der Theorie! Was tut es, daß das Bestehende organisch mit dem Staatskörper verwachsen war, und daß die gewaltsame Losreißung überall klaffende Wunden hervorrufen mußte!

Und das gleiche Bild zeigt uns das russische Reich im Zeichen der Duma!

Vielleicht hat niemals ein Parlament ein Wort vernommen, das so bezeichnend war für das Wesen der Revolution, wie jenes von brausendem Jubel begleitete Wort des Roditschew, daß er „diesen Ort nicht verlassen werde, ehe die Erneuerung Rußlands durchgeführt ist“. In Stunden sollen hier Rätsel gelöst werden, über denen Jahrhunderte vergebens sannen, sollen mit einfachen Formeln Entwickelungen nachgeholt werden, die nur langsam in organischer Arbeit sich vollziehen. Die Hyperbel, das Pathos füllt die Lücken der Geschichte, und das Wort ersetzt die Tat. Da gelten erworbene Rechte der Privaten nichts mehr — „laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind!“ — das „Volk“ nimmt sie zurück, es „expropriiert“ und deckt mit dem Scheine des Rechtsbegriffs den Raub. „La propriété c'est le vol,“ sagt das Dogma. „L'expropriation c'est le vol,“ sagt die Vernunft.

Es ist eine Arbeit von unendlicher Mühsamkeit und völlig unfruchtbar, den Verhandlungen der Duma bis in das einzelne nachzugeben. Was den Berichten der Zeitgenossen Hyppolyte Taine über die Methode des Jakobinertums entnimmt, gilt wortgetreu auch für die Duma. „Jedes Mitglied gibt die Ausgeburten seiner Phantasie zum Besten, ohne daß es seinem Vorredner, ohne daß sein Nachfolger ihm antworten würde. Jeder argumentiert für sich ohne Rücksicht auf die Argumente der Übrigen. So entsteht ein endloses Kleingewehrfeuer, bei dem von 1000 Schüssen 999 ins Leere treffen. Um dieses er=

schreckliche Gewäsch wiedergeben zu können, sehen sich die zeitgenössischen Journale genötigt, die Reden zuzustutzen, die Dummheiten wegzulassen, den schwülstigen Stil zu verändern. Oft habe ich mir gedacht, daß, wenn etwas imstande sei, der Revolution Einhalt zu tun, es ein ohne Schonung und Rücksicht gezeichnetes Bild der Sitzungen sein muß." Ein Klub von Deklamatoren, in denen jeder einzelne Anträge stellt, die sein Nachbar übertrumpft! Im Taumel des Radikalismus muß der Sinn für das Wirkliche weichen: „Diese Kammermitglieder haben sich eine Theorie zurechtgelegt, die ihrer Ansicht nach jede Sachkenntnis entbehrlich macht. Dem Zeitgeist entsprechend geben sie Deduktionen à la Rousseau, auf Grund einer abstrakten Anschauung vom Rechte, vom Staat, vom Gesellschaftsvertrag. Vortrag folgt auf Vortrag. Der Faden der hohlen Abstraktionen wird ins Endlose fortgesponnen. Als die Frage des königlichen Vetos diskutiert wird, erscheint jeder Redner mit seinem Hefte bewaffnet, um eine Abhandlung zu verlesen, die mit der seines Vorgängers in keinem Zusammenhang steht. Man bekommt eine ganze Armee von Broschüren zu hören, und das dauert oft wochenlang. Zu jeder Frage lassen sich zahllose Redner einschreiben. So wird die Debatte tötlich langweilig und besteht aus leerem Wortgeplänkel, metaphysischem Schwulst, betäubendem Geschwätz; die Kammer verwandelt sich in eine Sorbonne. Und dies alles, während die Schlösser in Brand gesteckt, die Ratshäuser geplündert werden, die Gerichtshöfe nicht Recht zu sprechen wagen und die ganze Gesellschaft in Auflösung begriffen ist. Ebenso haben es die Theologen des oströmischen Reiches gemacht: sie stritten sich, während Mohammed II. die Mauern Konstantinopels mit Kanonen beschoß, wegen des unerschaffenen Traumgesichts vom Tabor."

Auch die Duma deduziert. Unbekümmert um alle realen Verhältnisse, um die landschaftlichen und nationalen Verschiedenheiten, dekretiert sie das Prinzip des allgemeinen Rechtes auf Land und Freiheit, überzeugt, daß auch hier der einfachste Lehrsatz die stärkste volkstümliche Kraft besitzt. Die Mehrheit aber wird sich auf solche einfachen Sätze stets vereinen, weil sie aus unreifen Geistern mit vorgefaßten Meinungen besteht, aus Menschen, deren Kenntnis sich auf einige Lehrsätze der abstrakten Philosophie beschränkt und die nun mit dem Rechte der Unwissenheit diese Sätze als Dogma verkünden.

So ist es verständlich, daß man auch die Bauernfrage, dieses tiefste und schwierigste Problem des russischen Lebens, ohne jeden historischen Sinn, ohne jedes ernsthafte Eindringen in das Verhältnis des Wünschenswerten zum Möglichen mit Hyperbeln zu lösen vermeint. Wenn aber hier und da doch eine Stimme ertönt, die auf die Ungleichartigkeit der in dem weiten Lande herrschenden Bedingungen und auf das Unrecht der willkürlichen Enteignung hinweist, wenn sie gar das kühne Wort ausspricht, daß die Duma durch eine Terrorisierung der Minderheit sich nicht in eine Versammlung von einigen hundert Selbstherrschern verwandeln darf, so schreit die wilde Entrüstung ihn nieder. Wenn aber der Bauer Onipko sich erhebt und verkündet, daß alles Land mit Einschluß des Erdinnern, also auch Schürf- und Bergwerksrecht, dem Bauern gehört, und daß aller Besitz, der die Bearbeitungsnorm übersteigt, enteignet werden muß; damit der Hunger für immer aus der Welt verschwindet; wenn Anikin den bizarren Antrag stellt, die Duma solle nur ein Gesetzprojekt herstellen, das dann auf dem flachen Lande von den Bauern selbst durchgesehen und begutachtet werden muß; wenn Aladjin droht, vorläufig sei zwar das Volk noch damit ein-

verstanden, das Land zu nehmen und „so oder anders“ zu bezahlen, bald aber werde es eine andere Sprache sprechen; über Detailfragen zu reden sei keine Zeit, es genüge, das Prinzip festzustellen; wenn der Bauer Lasarenko mit donnernder Stimme ruft: „Wenn Sie lange beraten werden, werden wir Bauern die Frage selbst lösen! Fort mit jedem Gesetz, das das Privateigentum schützt, die Bauern selbst werden für die gerechte Verteilung des Landes sorgen“. — dann wird ein Lwow oder Heyden oder einer der wenigen anderen, die unter Berauschten die Besonnenheit nicht verloren, vergebens daran erinnern, daß so kein freies Bauerntum und kein gleiches Recht geschaffen werden kann, dann wird auch sein Ausruf verhallen: Fort mit dem Despotismus der leeren Formel und der abstrakten Prinzipien, dieser schrecklichsten Art des Despotismus!“

Gewiß, es klingen aus diesem Lärm der Phrasen auch echte Töne hervor. Diese Töne werden stets vernehmbar sein, wenn sie dem Herzen entstammen, wenn der Bauer, aus dessen Kehle sie dringen, seine Argumente nicht aus den Schriften der Agitatoren, sondern aus der Fülle des Elends schöpft. Mit der Kraft des Simson verglich Lossew, der Vertreter der Bauern von Tambow, die Kraft des hungernden Volkes: „Er war sehr stark, aber durch List erfuhr man, worin seine Kraft beruhe und blendete ihn. Da stellte er sich zwischen zwei Säulen, auf denen das Haus seiner Feinde ruhte, umfaßte mit jedem Arm eine und riß sie zusammen mit den Worten: „Nun stirb meine Seele! Aber Ihr Philister mit mir!“ Uns Bauern hat man ebenso weit gebracht, man hat uns geblendet und wie ein Spielwerk behandelt. Ich verantworte es nicht, meine Freunde, daß wir, nachdem wir alle Leiden erlitten haben, nicht gleichfalls sagen: „Stirb meine Seele! Aber Ihr mit uns!“ Aus diesen Worten klingt schon der

Fanatismus aus den Zeiten der deutschen Jacquerie, jener Fanatismus, der sein soziales Programm mit dem Schrei nach der Gerechtigkeit Gottes zu verwirklichen sucht. So schreibt von der Zeit, da die deutschen Bauern in den zwölf Artikeln den Kommunismus forderten, Karl Lamprecht: „Man wurde vollends sozialistisch, und man begann die Forderungen des sozialistischen Programms immer mehr anzusehen als Forderungen der christlichen Religion. Das Schlagwort von der göttlichen Gerechtigkeit als dem Inbegriff aller Programme, die man nicht zu erbitten, sondern zu heischen habe, flog von Mund zu Mund. All die kleinen Beschwerden des Zinsbauern, die Tränen Enterbter, die groben Ansprüche des städtischen Proletariers, der industrielle Ehrgeiz des Gesellen, die leisen Bitten des Bettlers, sie fanden ihr Spiegelbild, ihre anscheinend notwendige Erfüllung bald in dem einen großen Worte, in der Forderung nach der Gerechtigkeit Gottes. Der Punkt war gefunden, von dem aus alle Hebel angesetzt werden konnten, in dem alle Wünsche zusammenliefen, dessen Durchführung einem verzückten Fanatismus das Ideal menschlichen Daseins versprach. Schon im oberrheinischen Aufstand lautete die Inschrift des aufgeworfenen Fähnleins: „Nichts, denn die Gerechtigkeit Gottes.“ So waren die Zeiten erfüllt, die Revolution harrte des Ausbruchs.“

Ein Mitglied der höfischen Kamarilla in Rußland hat das frivole Wort geprägt, das „heilige Vieh“ beginne sich zu regen. Der dies sprach, den berührt kaum die Ahnung, daß die Revolution erst dann zu einer furchtbaren Gefahr für Rußland werden wird, wenn wirklich dieses heilige Vieh, das Bauerntum, das geistig über vier Jahrhunderte hinweg dem deutschen Bauernvolk aus Luthers Zeiten gleicht, fortgerissen von der Kraft der revolutionären Dogmatik und erschüttert von der

Kraft einer Phantastik, die ihm verständliche Bilder vorzaubert, zur Fahne des Aufruhrs greift, wenn es gar lernt, seine Leiden zu übersehen und ihre Wurzeln zu erkennen. Was einst von der Konstituante gesagt worden ist: „Sie, die zu gleicher Zeit Herrin und Sklavin ist, deren Theorien überspannt und deren praktische Erfahrungen gleich Null sind, die sich alle Funktionen anmaßt, ohne zur Verrichtung einer einzigen befähigt zu sein, diese Assemblee hat das wild und scheu gewordene Volk von allen Zügeln der Religion und der Ehrfurcht befreit" — das wird auch die furchtbare Drohung für die russische Zukunft bedeuten, wenn nicht in letzter Stunde die Reform von oben her der Revolution von unten begegnet, wenn dort nicht die Besonnenheit vollbringt, was an Vernünftigem in den Phantasien des Bauernvolkes steckt. Das Haupt Ludwigs XVI. fiel, als Saint Juste die Forderung der Gracchen aufnahm, daß jedermann Land besitzen müsse, daß die Güter der Aristokraten aufzuteilen und die Domänen den Landlosen in billige Pacht gegeben werden sollen.

Nur kann der Hunger nicht fortdekretiert werden, und der Schrei nach Land heilt keine Wunden. Und wenn auch die Duma mit jener Vorliebe für Gemütsbewegungen, die stets das Merkmal gärender Zeiten bildet, unbekümmert um alle historischen Voraussetzungen mitten hineinstürzt in eine Flut von Neuerungen, so schafft sie nicht Ruhe, sondern sie weckt neue Leidenschaften, ruft Instinkte wach, die sie nicht fesseln kann. Wenn die Agrarreform der in der Duma herrschenden „Kadetten" unausführbar bleibt, so muß sie gerade deshalb die Wut der Enttäuschung und alle Erschütterungen der Anarchie erwecken, und wenn dann die Bauern sich erheben und die Enteignung der Gutsbesitzer, die Sicherung aller Lebensbedürfnisse ohne Arbeit verwegen mit der Mistgabel fordern, dann

wird die Vernunft vergebens gegen den utopistischen Kommunismus ringen, dann wird der Satz, den einst die Bauern von Hoch-Burgund den Bernhardinern von Lieu-Croissant zuriefen: „Da wir zum dritten Stand gehören, ist es an der Zeit, daß wir über die Abteien und die Mönche herrschen, denn eure Herrschaft hat zu lange gedauert,“ auch Rußland durchhallen und die Schuld derer, die zuerst der revolutionären Leidenschaft wichen und das Unausführbare zum Programm erhoben, wird nur in Blut ausgelöscht werden. Wieder wird der Bundschuh auf der Stange erscheinen, und der Haß der Besitzlosen wird in den Eingeweiden der besitzenden Klassen wühlen.

Vielleicht hat kein Ereignis, vielleicht haben selbst die militärischen Revolten von Odessa und Kronstadt und die blutigen Morde von Moskau, Petersburg und Warschau das Wesen der russischen Revoltion, an deren Eingangspforte wir erst stehen, nicht so scharf gezeichnet, wie das Drama von Baku. Denn hier haben Klassenhaß, Rassenhaß und Glaubenshaß und zugleich die revolutionäre Leidenschaft zu einem Schauspiel zusammengewirkt, das, grell beleuchtet von den Flammen der Petroleumquellen, uns mit fürchterlicher Eindringlichkeit belehrt, daß Masseninstinkte sich niemals von Erwägungen des Zwecks und der Nützlichkeit bestimmen und lenken lassen. Eine soziale Empörung, die mit dem Ruf nach Reformen beginnt und mit der bewußten Vernichtung der Arbeits- und Ernährungsmöglichkeiten endet, ein heißer Trieb der Enterbten gegen die Besitzenden, der sich dennoch zuletzt nur in der gegenseitigen Abschlachtung der Enterbten zu entladen weiß, ein Rassenkampf, der sich nicht gegen das herrschende Russentum richtet, sondern Armenier und Tartaren, christliche Georgier und Mingrelier, Lesgier und Tschetschenzen in wütendem Kampfe gegeneinander treibt, ein Glaubenshaß,

der sich nicht gegen die jede individuelle Geistesfreiheit erstickende Orthodoxie wendet, sondern die unterdrückten Konfessionen gegeneinander bewaffnet — welch bezeichnendes Bild der geistigen Verwirrung, die überall entsteht, wo neue, in ihrem Kerne vielleicht richtige Gedanken auf geistige und sittliche Unreife stoßen! Da sehen wir von den Bergen die Raubbrüder herabsteigen, von denen Puschkin singt: „Sie leben ohne Haupt und Rechte; So siehst du hier den flücht'gen Sohn vom kriegeslust'gen Dongeschlechte, Des Juden krauses Rabenhaar, Der wilden Steppensöhne Schar, Kalmücken, häßliche Baskiren, Des Finnen Rotkopf und von gieren Zigeunern einen faulen Zug." Und alle diese Scharen ergießen sich wild, leidenschaftlich, ungezähmt und unbezähmbar, auf die Werke, die in jahrelanger Arbeit die Kultur geschaffen hat, die Häuser werden zerstört, die Ernten zertreten oder verbrannt die Nährquelle für viele Tausende der Ärmsten wird zum Versiegen gebracht. Die Wildheit, die nur scheinbar zurückgedrängt wurde, nimmt ihre Rache an der Kultur, die sie haßt. Das scheint fast ein dauerndes psychologisches Gesetz, daß die Massen zuerst in wilder Wut die Werkstätten vernichten, in denen sie gearbeitet haben. Die Bergleute in Zolas „Germinal" hassen ja auch die tiefen dunklen Gänge, die sie von Licht und Sonne trennen, hassen die schwarzen Kohlen, deren Staub ihre Kehlen und ihre Lungen vertrocknet — der Arbeiter in den Raffinerien von Baku, dessen Vater vielleicht noch in der Freiheit der Berge lebte und dessen Großvater mit Schamyl vor Himry und Gunib focht, sieht in den Mauern der Fabriken Gefängnismauern; der Zorn jener Tage erwacht in ihm, da man die Bastille stürmte, und unbekümmert darum, daß morgen und übermorgen ihm und den Seinen das Brot fehlen wird, zersprengt er die Mauern. Für die Folgen fehlt

ihm ja der Maßstab; er zerstört Werte von hundert Millionen, er vernichtet eine blühende Industrie, er bahnt der Hungersnot den entsetzlichen Weg, nur um dumpftreibenden Instinkten zu genügen.

Es ist das Furchtbare, daß dann, wenn die Wellen der Revolution emporschlagen, das eigentliche Kampfziel völlig versinkt, und daß die Phantastik über jede realpolitische Verständigkeit rücksichtslos fortstürmt. Wie jetzt die Arbeiter von Baku die nahrungsspendenden Quellen zerstörten, so haben einst die Bauern des Elsaß nicht nur die Wälder zerstört, sondern sie haben, um sich die Mühe, das Holz wegzuführen, noch zu ersparen, es verbrannt und sich damit begnügt, die Asche wegzuführen. So hat man in Frankreich, so jetzt in Rußland unter der Diktatur der Leidenschaft, während das bleiche Gespenst der Hungersnot immer gieriger seine Hand nach dem Leben ausstreckte, die Aussaat vernichtet, die Äcker verwüstet oder unbebaut gelassen: man schrie nach Brot und verdarb es zugleich. Die Vertreter der Intelligenz, die geschulten Geister, mögen in aller Wirrnis die ursprünglichen Gesichtspunkte nicht aus dem Auge verlieren, aber sie werden immer die Führung preisgeben, eben weil ihre Theorien unausführbar sind und dennoch die Masse an diesen Theorien mit fanatischer Heftigkeit festhält. Nichts kann gefährlicher sein, als eine allgemeine Idee in einem kleinen leeren Gehirn. Denn die Idee begegnet, wie Taine einmal treffend bemerkt, in einem solchen Gehirn infolge seiner Leere keinem Widerstand, keinen sich ihr innerlich in den Weg stellenden Kenntnissen, während sie anderseits nicht viel Zeit gebraucht, um dieses enge Gehirn auszufüllen. Ist dies aber geschehen, so hört jede Selbstbeherrschung auf; wer ein solches Gehirn besitzt, der wird im wahren Sinne des Wortes ein besessener Mensch. Etwas, das

nicht zu ihm gehört, ein ungeheuerlicher Parasit, ein fremdartiger Gedanke, der zu den bisherigen Anschauungen in keinem Verhältnis steht, lebt und entwickelt sich in seinem Kopfe und erweckt eine Fülle von bösen Begierden. Und weil das Ziel entschwindet und der Trieb der Zerstörung durch den Haß befruchtet wird, deshalb wird die Masse allzu leicht der Bestie gleichen, die dem Käfig entsprang und die nun durch die Straßen dahinjagt, mit Tatzenschlägen jetzt das Leben vernichtend, um Nahrung zu erlangen, jetzt vielleicht wieder, um den Instinkt der Mordgier zu fröhnen. La bête humaine — wir kennen den unseligen Sprößling aus dem Hause Macquart, den der Anblick eines weißen Halses zum Mörder macht, wir kennen den Taumel, der in den Tagen Robespierres ein ganzes Volk erfaßte, die Schilderungen jener wollüstigen Grausamkeit, die plötzlich allen Firniß der Kultur von den Wangen streift, daß nichts mehr übrig bleibt, als jener armselige Wildling, der vor zehntausend Jahren mit Ungeheuern einer versunkenen Zeit um die spärliche Nahrung rang. La bête humaine — wir haben sie kennen gelernt in der haßerfüllten Zeit der Glaubensverfolgungen, in der Wut der Bauernkriege wie in Kronstadt, wo wütende Horden durch die Straßen tobten, wo der politische Idealismus, wie er in den Blutströmen der großen französischen Revolution schließlich versank, nicht einmal leise mehr seine Stimme ertönen ließ, wir haben von den Kämpfen in Odessa gelesen, wo der Haß des Zerlumpten gegen den Bessergekleideten den Arm bewaffnete, wir vernahmen die Kunde von den Bauernhaufen in den Ostseeprovinzen, die wie in den Tagen des Grafen Herberstein in wildem Haß die Schlösser der Herren verbrannten. Das ist der Despotismus der Anarchie, das ist die Erfüllung der Lehre Krapotkins.

Und es ist der uralte Weg: zuerst erwacht ein gesunder

Freiheitsdrang, ein Geist der Abwehr unbegründeter Unterdrückung, und wenn er Widerstand findet, dann geht er rücksichtslos vor bis zur Gewaltstat. Aber hiermit zerstört er, sobald er den kleinsten Sieg erkämpft, die Autorität der legitimen Gewalten, er selbst legitimiert den Widerstand und schließlich den Aufruhr. Die Rechtsbegriffe lösen sich auf: der Geist der ersten Jahrhunderte erhebt sich gegen das Cäsarentum und zwingt es zur Unterwerfung; die geistig arm sind, geben Gesetze. Der feudale Staat des mittelalterlichen Frankreich stürzte ein, weil das Königtum den Augenblick versäumte, in dem ein freies Gewähren noch ein Volk mit Dankbarkeit erfüllen konnte, und unter Bismarck brach die heilige Legitimität des Gottesgnadentums im Donner der Kanonen zusammen, weil das Fürstentum sich dem nationalen Notschrei hartnäckig verschloß und das lebendige Recht versagte, um morsche Rechte zu retten. Was haben denn in Rußland die Kräfte, die zuerst der Regierung Zugeständnisse entrangen, noch zu tun mit den Mordbrennern von Baku und Odessa? Was mit den baltischen Mördern? Was mit den Helden vom Dynamit, die in das Haus von Stolypin drangen und dem gehaßten Vater die zerfetzten Leiber seiner Kinder und Hausgenossen vor die Füße schleuderten? Dort lehnte sich der Bürgergeist auf, der die Fesseln der Bureaukratie abstreifen und das Land auf die Bahnen des Fortschritts führen wollte, hier aber sind finstere Mächte am Werk, die eine neue, weit furchtbarere Sklaverei heraufführen wollen, die Sklaverei der ungezügelten Leidenschaften des Pöbels. An die Stelle des Freiheitsverlangens tritt das Bedürfnis, jedes augenblickliche Gelüsten des Herzens zu befriedigen, und wo es zuerst sich um die feinere Leidenschaft des Ehrgeizes, um edle Bestrebungen handelte, finden alsbald die unbändigsten

Triebe des Menschen ihre Stätte. Wo Freiheit der Arbeit zuerst das Ziel war, fordert man die Gleichheit der Genüsse ohne Arbeit, und Eigensucht und Fanatismus werden einander Gehilfen. Das Wort Immanuel Kants, daß die Freiheit eines jeden auf die Bedingungen einzuschränken ist, unter denen sie mit jedes anderen Freiheit nach einem allgemeinen Gesetze bestehen kann, hat jede Bedeutung verloren. Dieselben Menschen, die für die allgemeine Gleichheit und die Souveränität aller schwärmen, beugen schließlich das souveräne Volk unter das Joch der Begierde und des Systems.

Wenn es das Ziel der Revolution ist, eingebildete Autoritäten zu vernichten, willkürliche Bande zu lösen, unnatürliche Schranken zu sprengen, so wird sie alsbald, wenn der starke leitende Willen versagt, dazu schreiten, jede Autorität zu vernichten, jedes Band zu lösen, jede Schranke zu sprengen. Und im Kampfe gegen die Willkür vergißt man, daß die Natur des Menschen selbst unter den ewigen Gesetzen steht. Die Empörung will die Freiheit des Verkehrs und der Arbeit bringen, sie will die Anerkennung der menschlichen Würde herbeiführen, sie fordert die Freiheit des Glaubens und des Gedankens, und in wilder Verirrung ersetzt sie die ökonomische Freiheit durch Beraubung, das gleiche Recht durch die Rechtslosigkeit der Widersacher, und indem sie Gedankenfreiheit predigt, späht sie nach Gedanken und straft schon die Gesinnung, nicht erst die Tat. Sie rühmt die Gleichheit, und bereitet sie vor, indem sie alles Hervorragende ausrottet; sie zertrümmert den Rechtsboden und ersetzt ihn durch Willkür.

So klagte in einer seiner Reden Pierre Vergniaud, der Führer der Girondisten, im Anblick der Früchte, die aus der Saat des Freiheitdranges des Bürgertums unter der Pflege der Jakobiner reifte: „Der rechtliche Mann verbirgt sich, wenn der

Stand der Angelegenheiten dahin gelangt, daß das Verbrechen ungestraft begangen wird. Dagegen gibt es Männer, die sich nur bei allem Mißgeschick zeigen, wie die schädlichen Insekten, die nur bei Stürmen die Erde hervorbringt. Diese Männer verbreiten unaufhörlich Verdacht, Mißtrauen, Eifersucht, Haß, Rachsucht. Sie sind nach Blut begierig. In ihren aufrührischen Reden geben sie selbst die Tugend für aristokratisch aus, um das Recht zu haben, sie mit Füßen zu treten. Sie geben das Verbrechen für demokratisch aus, um sich daran sättigen zu können, ohne das Schwert der Gerechtigkeit fürchten zu müssen. Alle ihre Anstrengungen gehen darauf aus, jetzt die schönste Sache zu entehren, um gegen sie alle der Revolution befreundeten Nationen zu erregen. O Bürger von Paris! Ich frage euch mit der tiefsten Bewegung, werdet ihr niemals die schlechten Menschen entlarven, die, um euer Vertrauen an sich zu bringen, nur die Gemeinheit ihrer Mittel und die Frechheit ihrer Ansprüche für sich haben? Bürger! Wenn der Feind anrückt und ein Mann, statt euch aufzufordern, das Schwert zu ergreifen, um ihn zu vertreiben, euch auffordert, mit kaltem Blute wehrlose Weiber und Bürger zu morden, dann ist dieser der Feind eures Ruhmes, eurer Wohlfahrt. Er täuscht euch, um euch dem Untergange zuzuführen."

So wandte sich Luther entsetzt von den rohen Taten der aufrührerischen Bauern, die doch nur die letzte Folgerung aus seiner Lehre zu ziehen vermeinten, mit der zornigen Forderung ab, sie möchten ihn nicht „zum Schanddeckel ihres unzüchtigen, unfriedlichen, unchristlichen Vornehmens machen," so hat er den Mut gehabt, das Unreine, das sich an seine wider die Sklavenfesseln des Mittelalters stürmende Bewegung klammerte, von sich abzuweisen. Und gerade hiermit, mit dem Widerstande, den er, der große Revolutionär, gegen die Überspannung

seiner Pläne leistete, erhob er sich zur eigentlichen Größe des Reformators, der umbilden, aber nicht zertrümmern will, der die Freiheit nicht durch die Willkür, das sittlich Hohe nicht durch Roheit schändet: „Ich habe nie ein Schwert gezückt noch Rache begehrt, ich habe keine Rotterei noch Aufruhr angefangen, sondern der weltlichen Obrigkeit, auch der, so das Evangelium und mich verfolgte, ihre Gewalt und Ehre verteidigen helfen, soviel ich vermochte. Nun fallt ihr Bauern mir drein, wollt dem Evangelio helfen und seht nicht, das ihrs damit aufs allerhöchste hindert und verdrückt.“ So ruft Doktor Martinus den schwäbischen Bauern und ihren Führern zu, die es gleich den russischen Girondisten vergaßen, daß erst die Durchdringung des ganzen Volkslebens, eine allmähliche Neugestaltung der geschichtlich gewordenen Rechtsverhältnisse, nicht aber ein plötzliches Dekretieren oder blutige Gewaltsamkeit die Fehler von Jahrhunderten auslöschen und die Welt von allem Jammer erlösen kann. So wird Vernunft zum Unsinn, Wohltat zur Plage, und furchtbares Unrecht wird, was höchstes Recht gewesen ist.

Auch der russische Vaterlandsfreund, der für die Sache des Fortschritts und der Freiheit kämpft, mag mit Luthers zornigen Worten dreinfahren: „Denn das sehe ich wohl, daß der Teufel, so er mich bisher nicht hat mögen umbringen durch den Papst, sucht er mich durch die blutigen Mordpropheten und Rottengeister, so unter euch sind, zu vertilgen und aufzufressen. Und ob ihr's gewinnt, sollt ihr's doch auch nicht viel genießen. Wo einmal solches Blutvergießen angeht, wird es schwerlich aufhören. Denn es ist Streit bald angefangen; es stehet aber nicht in unserer Macht aufzuhören, wenn wir wollen. Was haben euch denn nun getan soviel unschuldige Kinder, Weiber und alte Leute, die ihr Narren mit in solche

Gefahr ziehet, das Land voll Bluts, Raubs, Witwen und Waisen zu machen!" Hat nicht Luther, der Revolutionär, der einer Welt ein neues Antlitz schaffen sollte, gerade mit seiner schroffen Abwehr der Superlative zugleich den höchsten sittlichen Mut gezeigt und so dem erschütterten Deutschen Reiche Halt und Stütze gegeben, seinem Werke aber die Zukunft gerettet?

Ja, er ist weiter gegangen in seiner Abwehr, und wiederum klingt aus den grimmigen Worten „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" die gleiche Sprache, die ein neuer Luther auch zu den mordenden und sengenden Bauernhaufen der Ostseeprovinzen sprechen würde: „Zum anderen, daß sie Aufruhr anrichten, rauben und plündern mit Frevel Klöster und Schlösser, damit sie als die öffentlichen Straßenräuber und Mörder allein wohl zweifältig den Tod an Leib und Seele verschulden; auch ein aufrührerischer Mensch schon in Gottes und kaiserlicher Acht ist, daß, wer am ersten denselben erwürgen kann und mag, recht und wohl tut. Denn über einen öffentlichen Aufrührer ist ein jeglicher Mensch beides, Oberrichter und Scharfrichter. Gleich als wenn ein Feuer angeht, wer am ersten löschen kann, der ist der beste. Denn Aufruhr ist nicht ein schlichter Mord, sondern wie ein großes Feuer, das ein Land anzündet und verwüstet; also bringt Aufruhr mit sich ein Land voll Mord und Blutvergießen, und macht Witwen und Waisen und zerstört alles wie das allergrößte Unglück. Darum soll einer zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftiges, Schädliches, Teuflisches sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund totschlagen muß; schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir."

Die Mittel, um die das moderne Leben die Revolution bereichert hat, sind in dem Massenstreik und in dem Terror gegeben. Ein kluger Beobachter des russischen Volkes und seines Charakter sagte einmal, daß gerade in der Anwendung des Generalstreiks ein echt russischer Zug liege. Hier tritt die Passivität auch im Widerstand, sowie der typische Hang der nur schwach individualistischen Slaven hervor, im Untertauchen in der Masse Kraft zu schöpfen, durch Verklammerung der einzelnen zu einer unentwirrbaren amorphen Masse Schutz zu finden: „Es war vielmehr ein einziges Fühlungnehmen, Sich-zusammendrücken, dann ein Zusammenschluß von Verband zu Verband, eine Solidaritätserklärung nach der anderen.“ Auch der Massenstreik bildet nicht einen vernichtenden Angriff, sondern einen Versuch, die Kraft des Gegners zu lähmen durch eine passive Taktik, durch eine stille, dumpfe Zähigkeit die Angriffskraft des Gegners zu zerstören. Aber zuletzt hat dieses Kampfesmittel dennoch versagt.

Denn so lange die Führer auf die unbewußte und dunkle Kraft der Dinge mehr als auf das klare Bewußtsein rechnen können, so lange kann wohl dieser neue Mechanismus der Revolution eine gewisse Wirkung ausüben; wenn aber die bürgerliche Gesellschaft beginnt, das Verhältnis zwischen ihren realen Interessen und den politischen Utopien zu erkennen, so muß sie sich zum stärksten Widerstande entschließen und dem Generalstreik mit allen Mitteln entgegentreten. In solchem Falle wird die Gesellschaft Lebensmöglichkeiten suchen und finden und neue Mittel zur Verteidigung selbst mitten in der Unordnung und Zerrüttung des ökonomischen Lebens entdecken. Mit der Frage, die Bebel in Jena stellte, ob man denn nicht um des großen Zieles willen, zur Verteidigung der höheren Menschenrechte, ein paar Wochen hungern könnte, ist es nicht

getan, denn zum Umsturz aller Mauern genügen nicht Wochen, und die Exaltation, die für ein solches passives Handeln die Voraussetzung bildet, vermag nirgends standzuhalten vor dem Druck von Hunger und Elend und vor der Bedrohung des Lebensrechtes. Das hat auch Bebel vielleicht erkannt, als er Wasser in den brausenden Wein zu schütten begann, vielleicht hat auch er aus den russischen Ereignissen gelernt, daß es Besessenheit sei, wenn das Proletariat sich mehr und mehr zu dem Abgrund des Generalstreikes hingezogen fühlt. Ein Erfolg ist nur möglich, wenn dem Streik die bürgerliche Hilfe zur Seite steht, eben weil zum Gelingen auch die ökonomische Möglichkeit gehört, ihn durchzuhalten, bis die Kraft des Gegners gelähmt ist. Die vollständige wirtschaftliche Desorganisation, die ihren Gipfelpunkt in dem Schreckenswort Hunger findet, wird aber selbst von exaltierten und fanatischen Massen immer nur eine kurze Zeit ertragen werden können, es sei denn, daß man zur Gewalttat, zu Raub und Plünderung übergeht und so wieder die Erbitterung und die Abwehr des Bürgertums verdoppelt. Indem die Arbeitermassen die Produktion hemmen und den Verkehr zum Stillstand bringen, werden sie folgerichtig sich selbst aushungern; um dem Hunger zu entgehen, werden sie zum Terrorismus schreiten.

Das haben auch die deutschen Gewerkschaftsführer, das hat vor allem Jean Jaurès erkannt, der in dem Generalstreik nur ein Spielen mit der Arbeiterklasse, einen Trick erblickt, durch den niemals ein dauernder Wandel herrschender Zustände herbeigeführt werden kann. Er erkennt und spricht es offen aus, daß die letzte Folge nur die Zerstörung, die Barbarei, die Zerstückelung des ökonomischen und sozialen Lebens sein kann, daß der Massenstreik vielleicht ein Warnungszeichen für die kapitalistischen, niemals aber ein Befreiungsmittel

für die arbeitenden Klassen sein wird, und daß er über die Wirkung einer dumpfen Drohung gegen eine Regierung nicht herausgelangen kann, die etwa dem Proletariat die gewonnenen Freiheiten rauben will.

Im letzten Grunde freilich ist der Gedanke des Massenstreiks nur die letzte Konsequenz des Marxistischen Grundgedankens, daß nicht das Bewußtsein der Menschen ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein ihr Bewußtsein bestimmt. Denn wenn nur die Produktionsweise des materiellen Lebens den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß bedingt, wenn nach einem natürlichen Gesetz auf einer gewissen Stufe ihrer Entwickelung die materiellen Produktionskräfte der Gesellschaft mit den vorhandenen Eigentumsverhältnissen in Widerspruch geraten müssen, so daß die Revolution unausweichlich wird, wenn der Gedanke richtig ist, daß die sinnlichen Existenzbedingungen das ganze Dasein der Menschheit beherrschen, während alle sonstigen Lebenserscheinungen und Bewußtseinsformen nur Reflexe und Spiegelbilder der materiellen Lebensbedingungen sind, dann muß ein Stillstand in der Produktion der Lebensmittel automatisch zu einer vollständigen Umwälzung der Staatseinrichtungen und zuletzt zu einem Zusammenbruch alles geistigen Lebens, aller sittlichen Anschauungen führen.

Aber dennoch ist dieser Gedankengang falsch, weil er von der falschen Voraussetzung ausgeht, daß das ökonomische Bedürfnis der einzige Faktor des kulturellen Daseins ist. Es greift wohl ein in die Art und Weise des intellektuellen Lebens und der gesellschaftlichen Ordnung, aber ebenso wird das Dasein von der intellektuellen Entwicklung produziert und von den politischen Machttendenzen beeinflußt und ausgestaltet.

Der historische Materialismus ist eben auch nur das

Produkt einer ungeheuer einseitigen Auffassung, aber er hat fast Dogmenkraft gewonnen, und er übt eine tiefgreifende Wirkung gerade durch die Einfachheit und scheinbare Selbstverständlichkeit des in ihm ruhenden Gedankens. Denn er proklamiert zugleich das Recht der Masse als das höchste und entscheidende Recht, er zerstört den persönlichen Anspruch und das private Recht und gipfelt zuletzt in dem Wort des Gracchus Babeuf: „Was das Volk tut, ist gesetzlich; was es befiehlt, ist heilige Pflicht.“

Jean Jaurès hat es als die wichtigste Voraussetzung für das Gelingen eines Generalstreiks erkannt, daß das Ziel die Masse wirklich und mächtig begeistert, schon weil es einer großen Energie bedarf, der Not und den Entbehrungen zu trotzen und sich dem Einfluß seiner Umgebung zu entziehen, und weil eine solche Energie in einer ganzen Klasse nur durch eine große Leidenschaft erzeugt werden kann. Solches Ziel und solche Leidenschaft sind in Rußland vorhanden, und dennoch hat das Mittel versagt, obwohl selbst ein großer Teil der Besitzenden, empört über den Schlendrian und die Selbstsucht der Bureaukratie, dem Staate seine Sympathien entzog. Das ganze wirtschaftliche Leben war verödet, der Verkehr stockte, die Lebensmittel versagten, die Lokomotiven dampften nicht mehr, die Waren, die eingeführt wurden, blieben im Schiffsraum. Und hier und da flammte schon in jener ersten Phase der Zorn auf und machte sich Luft im Terrorismus gegen Leben und Eigentum der Privilegierten, hier und da entstanden Zusammenstöße zwischen der Arbeiterklasse und den Wächtern des bestehenden Systems. Und obwohl die besitzenden Klassen, wo sie nicht aktive Förderung boten, doch eine wohlwollende Neutralität bewahrten und obwohl ein großer Teil der liberalen Intelligenz bei dem Gelingen des Ausstandes mitzuwirken ver-

suchte, verpuffte doch das Unternehmen, und statt den revolutionären Zorn zu steigern, schuf es nur eine andauernde, bis zur Apathie sich steigernde Resignation. Denn zuletzt fühlten die Besitzenden sich eben an ihrem Eigensten, an ihrem Besitz, und von der entfesselten Leidenschaft auch an ihrem Leben bedroht, und sie wichen zurück, weil ihnen die von den Massen verheißene und durch ihre Kraft zu erringende politische Freiheit eines so ungeheuren Einsatzes nicht mehr wert erschien. Hatten doch die Führer des Generalstreiks nicht einmal das Ziel klar zu zeichnen vermocht, dem sie zudrängten; die Konturen verschwanden, und wo man Greifbares forderte, dort traf man nur Nebel, die sich zerteilten. Wenn der Führer der französischen Sozialisten einmal sagte: „Die Entscheidung kann für die Gewalt, sie kann aber auch für träges Zurückweichen fallen," so ist in Rußland die zweite Alternative rasch genug eingetreten.

Und dies ist nicht nur geschehen, weil bei dem Mangel eines über das weite Reich oder doch über seine wichtigsten Zentren sich erstreckenden organischen Zusammenhanges die Bewegung den örtlichen Zufälligkeiten ausgesetzt blieb und bei der Verschiedenheit der Vorbereitung, des Charakters und der tatsächlichen Verhältnisse der revolutionäre Mechanismus völlig ungleichartige Wirkungen bot, sondern auch deshalb, weil überhaupt die Unterbindung von Produktion und Zirkulation und selbst die Gewalt gegen Person und Eigentum eine Gesellschaft nicht zu Falle zu bringen vermag. So ist gerade von einsichtiger sozialistischer Seite auf die hundertjährigen Kriege in Frankreich und den dreißigjährigen Krieg in Deutschland warnend hingewiesen worden: trotz unerhörter Schicksalsschläge, trotz Belagerungen, Raub, Mord, Brand und Hunger vermochte das gesellschaftliche Leben diese Katastrophen zu über-

dauern. Denn die Not schärft alle Kräfte der Erfindung und bringt unzählige verborgene Hilfsmittel an den Tag. Der Verbrauch schränkt sich ein, die menschliche Natur gewöhnt sich an Entbehrungen und mitten aus der Zerrüttung wachsen neue Widerstandskräfte empor.

Und wie will man das letzte und stärkste Argument widerlegen, mit dem Jaurès den Generalstreik als das unfehlbare Mittel des revolutionären Sieges bekämpft? „Gerade weil er zuerst dem Kampf eine ökonomische Gestalt gibt, setzt er den Streitkräften der Arbeiter kein bestimmtes Ziel, auf das sie ihre Anstrengungen richten könnten. Sie werden an ihren Orten bleiben, bei den verlassenen Bergwerken, an der Schwelle der verödeten Fabriken. Und wenn die Proletarier vom Bergwerk, von der Fabrik Besitz ergreifen, so wird es eine rein fiktive Besitzergreifung sein. Die Arbeiter werden einen Leichnam vor sich haben, denn das Bergwerk, die Fabrik sind nur tote Körper, wenn die ökonomische Zirkulation und die Produktion eingestellt sind. Solange der gesamte gesellschaftliche Apparat von einer Klasse besessen und geleitet wird, mag sie sich materiell einiger Fabriken und Werften bemächtigen — sie besitzt dennoch nichts. Das heißt doch nicht Herr des Verkehrs sein, wenn man einige Steine des verödeten Weges in der Hand hält. Und so wird den Streitkräften der Arbeiter nach dem Erstaunen über die Ohnmacht ihres anscheinenden Sieges nichts anderes übrig bleiben, als das Mittel der Zerstörung. Aber wird dieser Vernichtungsakt zu etwas anderem dienen, als der Arbeitererhebung das Gepräge der Barbarei aufzudrücken? Die revolutionäre Taktik des Generalstreiks hat also als Gegenstand und Wirkung nur die Dekomposition und Zerstückelung des ökonomischen und sozialen Lebens. Die Lokomotiven anhalten, die Schiffe unbeweglich machen, den

Maschinen die Kohlen versagen, das heißt doch, an die Stelle des einheitlichen und allgemeinen Lebens der Nation das zerstreute Leben unzähliger örtlicher Gruppen setzen. Aber diese Zerstückelung des Lebens ist gerade das Gegenteil einer Revolution. In der Tat bedeutet die Zersplitterung stets eine Rückkehr zum Feudalzustand."

Wenn aber das russische Volk, das an Entbehrungen und Leiden und an den passiven Widerstand des geistig Versklavten in jahrhundertelanger, ununterbrochener Übung gewöhnt ist, vergebens allen Heroismus der Entsagung aufgewandt hat, um den Himmel seiner Zukunft aufzuhellen, wenn der Versuch sogar in einem Lande mißglücken mußte, in dem ein unvolkstümlicher, heilloser Krieg die Bande frommer Scheu gelöst und den Nimbus des „Väterchentums" für immer zerstört hatte, in dem überdies die bureaukratische Routine die letzten Wurzeln der dynastischen Anhänglichkeit längst ausreuten mußte — wenn selbst ein Volk, dessen bisherige soziale Geschichte sich wie die Memoiren aus einem Totenhause liest, sieglos geblieben ist, so wird der Erfolg völlig unmöglich werden, wo tausend Fäden der Tradition und der gemeinsamen Geschichte das Individuum mit dem Staatsganzen verknüpfen, wo andererseits eine stärkere wirtschaftliche Entwicklung und eine höhere Kultur selbst den Massen eine gewisse Verwöhnung über das Lebensminimum hinaus gebracht hat.

So ist in Rußland der Generalstreik abgelöst worden durch eine neue Methode, die wiederum ihre psychologische Erklärung in dem besonderen Charakter des slavischen Volkstums findet: durch den Terrorismus des Meuchelmordes. Gegen diese Methode wird sich nicht nur das sittliche Gefühl der Gebildeten sträuben, sondern sie wird, abgesehen von vereinzelten Trägern eines verirrten Idealismus, überhaupt nur dort möglich sein,

wo ein geistig tiefstehendes Volk den Wert des Lebens und der Persönlichkeit noch nicht zu schätzen gelernt hat. Es ist der Zynismus der geistigen Halbbildung, der sich hier mit der Hinterlist des Geprügelten, mit dem Rachebedürfnis des Knechtes paart, der es nicht wagt, seinem Herrn ins Auge zu blicken und der ihn darum hinterrücks mit dem Messer anfällt. Die rücksichtslose Preisgabe des eigenen Lebens bildet noch keineswegs das Wahrzeichen des Heroismus. Hier erhält vielmehr das Wort Schopenhauers seine furchtbare Bestätigung, daß der Mensch im Grunde nur ein wildes, entsetzliches Tier sei: „Wir kennen es bloß im Zustande der Bändigung und Zähmung, welche Zivilisation heißt, daher erschrecken uns die gelegentlichen Ausbrüche seiner Natur. Aber wo und wann einmal Schloß und Kette der gesetzlichen Ordnung abfallen und Anarchie eintritt, da zeigt es sich, was er ist." Wehrlose Spaziergänger, postenstehende Soldaten und Polizisten, harmlose Bürger, hohe Offiziere und Staatsbeamte trifft wahllos der Dolch oder die Kugel des Mörders, und mit Hilfe von Bomben werden ganze Familien vernichtet. Und seltsam genug: während man in der Duma nicht laut genug gegen die Unsittlichkeit der Todesstrafe und gegen den Staat zu donnern wußte, der nicht in ihre Beseitigung willigen mag, während man hier eine volle Amnestie für jeden forderte, der, um der Freiheit eine Gasse zu bahnen, politische Gegner niedergedolcht hatte, verkündet man zugleich das Recht auf Mord als höchstes politisches Notrecht und verurteilt zum Tode, ohne den Angeklagten zu hören, ohne ihm das Recht der Verteidigung zu lassen, ohne ihm die Zeit zu gönnen, von den Seinen Abschied zu nehmen. Und während man sonst mit höchstem Pathos versichert, daß es besser sei, wenn zehn Schuldige ohne Strafe bleiben, als wenn ein Unschuldiger dem

Henkerbeil verfällt, während die Demokratie der ganzen Welt um des einen Mannes, um Dreyfus' willen, in wilde Erregung geriet, nur weil er als Unschuldiger leiden sollte, tötet man jetzt ruhigen Blutes dreißig Unschuldige, um nur den Einen zu treffen, der die große Sünde begeht, dem souveränen Willen des „Volkes" den Gehorsam zu versagen und dem gefährdeten Staate seinen Arm zum Schutze zu leihen.

Auch der Jakobiner pflegte einst seine Gegner nicht als Kämpfer, sondern als Verbrecher, als Frevler an der Heiligkeit des Dogmas zu behandeln, auch er kannte nur die Todesstrafe für den Zweifel, und er hielt des Todes jeden für schuldig, der es wagte, seinem Willen auch nur in Gedanken zu widerstreben, auch er strafte nicht erst die Tat, sondern schon die Gesinnung, er stellte den Andersgläubigen außerhalb des Gesetzes und hielt es für löblich ihn selbst dann zu töten, wenn er nicht mehr imstande war, ihm zu schaden. Vielleicht hat niemand das innerste Wesen des Terrorismus so treffend gezeichnet, wie jener Girondist, der den Männern um Marat und Robespierre zurief: „Wir haben dieses seltsame Wesen der Freiheit sich entwickeln sehen, nach dem man uns sagte: Ihr seid frei, aber denket wie wir, oder wir denunzieren euch der Rache des Volkes, ihr seid frei, aber beuget eure Nacken dem Götzenbilde, das wir beräuchern, oder wir denunzieren euch der Rache des Volkes; ihr seid frei, aber verbindet euch mit uns, um die Männer zu verfolgen, deren Redlichkeit wir fürchten, oder wir häufen auf euch lächerliche Beschuldigungen und denunzieren euch der Rache des Volkes! Da, Bürger, war die Furcht gestattet, die Revolution werde, wie Saturn, nach und nach alle ihre Kinder verschlingen." Das terroristische Rezept hat mit entsetzlicher Naivität Marat gegeben: „Die Klugheit erfordert, daß die revolutionären Behörden unauf-

hörlich ungeheure Mengen sehr starker Messer mit kurzer, zweischneidiger, recht scharfer Klinge erzeugen und unter die als gute Patrioten bekannten Bürger verteilen lassen. Die Handhabung dieser furchtbaren Waffe ist sehr einfach; man braucht nur am linken Arme einen bis zur Achselhöhle reichenden, gesteppten, tüchtig mit Lappen, Roß- und Ziegenhaar ausgestopften Ärmel aus irgend welchem Wollenstoff zu tragen, und mit der rechten Hand das Messer gegen den Feind zu schwingen." Heute ersetzt die Bombe das Messer.

Und auch die Jakobiner glaubten in der engen Beschränktheit ihrer Dogmatik, durch blutige Verbrechen eine Zeit der Völkerbeglückung und der Völkerversöhnung herbeiführen zu können. Sie glaubten, daß die Mordidee ein Faktor sei, durch den das Volk aus der Unfähigkeit, sich selbst zu regieren, zu jener geistigen und sittlichen Beschaffenheit emporgehoben wird, die allein das innere Recht zur Teilnahme an der Bestimmung der Geschicke gewährt. Sie ahnten es nicht, daß aus den Gräbern Rächer erstehen, daß auch ihre eigenen Werkzeuge sich gegen sie kehren müssen, und daß unter ihrer Herrschaft, in der allgemeinen Unsicherheit des Lebens und des Rechtes, die Sehnsucht nach dem starken Arm eines Autokraten erwachen muß.

Wie einst in Frankreich, so handelt es sich im heutigen Rußland um eine Art von psychischer Massenerkrankung, um eine Epidemie, die Tausende ergreift, um einen Wahnsinn, der ansteckend wirkt. Nur so ist auch die furchtbare Gleichgültigkeit gegen das Leben völlig Unbeteiligter zu erklären, nur so die Benutzung von Werkzeugen, deren tödliche Wirkung sich niemals auf den Einzelnen beschränkt, und die häufige Wahl eines Zeitpunktes, in dem das erwählte Opfer wie im Hause Stolypins ganze Scharen anderer Opfer mit sich in das Verderben reißen

muß. Und gleichgültig ist man ebenso gegen die natürliche Erwägung, daß auch das Gelingen der Tat einen wirklichen Fortschritt niemals erzielen kann, daß an der verwaisten Stätte, die der Getötete verließ, sich neue Energien erheben müssen, die um so schwerer zu besiegen sind, als der Ingrimm über das Geschehene, der Haß gegen die heimlichen Mörder und der Trieb der Selbsterhaltung zusammenwirken müssen, um alle Leidenschaften eines Verzweiflungskampfes zu entfachen. Man vergißt endlich, daß diese Energien, die sich der Mordidee widersetzen, eine neue sittliche Rechtfertigung eben durch das Recht der Notwehr erhalten und daß, wenn einst die Sympathien der Gebildeten sich auf die Seite der Stürmer und Dränger stellten, sie jetzt sich sogar den Vertretern der Reaktion zuwenden werden. Denn wenn auf der einen Seite das zynische Gesetz aufgestellt wird, daß jeder Widersacher zu töten sei, wenn man die Freiheit in den Mantel des Verbrechens und das Verbrechen in den Mantel der Freiheit hüllt, wenn man den härtesten Despotismus aufrichtet, den die Geschichte kennt, den Despotismus der heimlichen Erdolchung, so gibt man dem anderen mit dem Rechte zugleich die Pflicht, jede Rücksicht fahren zu lassen und die Wunden, die der Gesellschaft geschlagen wurden, mit glühendem Eisen auszubrennen.

Goethe hat einmal gesagt: „Vor der Revolution war alles Bestreben, nachher verwandelte sich alles in Forderung.“ Der Terror verwandelt die Forderung ohne weiteres in Erpressung. Er führt keine Gründe an, er will nicht überzeugen, er will auch nicht reformieren, und während noch Marx das Londoner Zentralkomitee und seine Verschwörungspläne mit der Erklärung aufgab, daß hier an die Stelle der kritischen die dogmatische Weltauffassung gesetzt werde, daß man, um zur politischen Macht reif zu werden, sich selbst wandeln und

bilden müsse, spenden jetzt selbst seine deutschen Jünger fast durchweg der Auffassung der russischen Terroristen Beifall, daß die Evolution nichts, die Revolution alles bedeute. Und während selbst Liebknecht die Anwendung der Gewalt als contrerevolutionär bezeichnete und den Sieg seiner Ideen abhängig machte von der Propaganda, der Organisation, der Klarheit des Denkens und der entschlossenen Handhabung aller legalen Mittel, läßt der Terror kaltblütig alle Mittelglieder fallen, um in wenigen dogmatischen Formeln ein utopistisches Programm aufzustellen und der Gesellschaft zuzurufen: „Friß Vogel oder stirb!“

Ist es ein Zufall, daß die Träger und Werkzeuge des terroristischen Gedankens durchweg in jugendlichem Alter stehen oder die geistige Entwicklung des Bauern hinter sich haben? Es sind die Halbreifen, die aus der Lektüre der Philosophen und Soziologen Lehrsätze deduzieren, welche ihnen unumstößlich erscheinen, die sich aus Hirngespinsten eine chimärische Welt erbauen und die wirkliche Welt vernichten. Für die „reine Vernunft“ dieser Unreifen gibt es keine geschichtliche, sondern nur eine logische Welt, keine komplizierten, sondern nur einfache Bedürfnisse, keine Menschen von Fleisch und Blut, sondern nur phantastische Konstruktionen. Zwischen dem Auge und der wirklichen Welt steht eine Sammlung von Axiomen, die gleich einem konvexen Spiegel alle Realitäten in Verzerrungen widergibt. Damit aber dieser subjektiven Vorstellung die Welt sich anpaßt, muß alles gewagt und alles eingesetzt werden. Und jeder Wager fühlt sich als Brutus, und jede Faust, die sich zur Zerstörung waffnet, gilt als geheiligt.

Im Untergrunde mancher dieser unreifen Seelen liegt zweifellos ein starker Idealismus, der aber nicht aufbaut, sondern zerstört, weil er das Gewicht der Formeln nicht durch

das Gegengewicht der Tatsachen ausgleicht und weil er über die allgemeinen Sittlichkeitsgesetze das verwirrte subjektive Empfinden stellt. Der Gesellschaftsvertrag Rousseaus, der das absolute Aufgehen jeder Gesellschaft in das Gemeinwesen, die Hingabe der ganzen Kraft und aller Güter fordert, wird hier ausgedehnt zu der Lehre, daß das Gemeinwohl auch das Verbrechen als Hebel seines Gedeihens fordert und rechtfertigt, daß auch der Meuchelmord nur eine Art der Notwehr sei. Und es ist gesorgt, daß die wachsende Erkenntnis keine Abtrünnigen schafft: der Terror lastet auf niemandem so schwer, wie auf dem Terroristen, auf dem Adepten, der sich ihm verschrieb. Für ihn gibt es kein Ausweichen, keine Rettung mehr, Ablehnung gilt als Verrat, und auf den Verrat steht ein schmählicher Tod, dem keiner entrinnt.

Und auch der letzte Idealismus verweht in dem wilden Sturm der revolutionären Ereignisse schnell genug. Die Masse folgt, wenn dieser Sturm sie erweckt hat, nicht mehr der politischen Leidenschaft, sondern den Trieben der Selbstsucht, die sich bereichern will, dem Zerstörungsbedürfnis, der Wollust, dem Blutrausch. Mörderbanden werden sich bilden wie damals in Nantes, in Angers, wo alle Unmenschlichkeiten sich zu einer ruchlosen Masse von Verbrechen häuften, wie in Marseille, wo der Abschaum der aus den Gefängnissen entlassenen Verbrecher, berufs- und gesinnungslose Leute jedes Alters und Geschlechtes, die durch keine Bande an eine Familie oder an ein Vaterland gefesselt waren, eine Bevölkerung von achtzigtausend Bürgern unter der Zwangsrute der Morddrohung hielten, wie jetzt in Warschau, in Lodz, in den Ostseeprovinzen, wo der private Haß und die Raubgier souverän über das Leben des Nächsten entscheiden, wo Frauen und Kinder hingeschlachtet werden, ohne daß auch nur der Versuch gewagt

wird, den Mord als das Mittel zur Erreichung von Reformen zu erweisen.

Wenn in der Darstellung der Zustände während der französischen Revolution Adolf Schmidt die Bemerkung macht, daß der hervorstechendste Zug der ganzen Periode die Selbstsucht und die Habgier gewesen sei, ein Zug, der nicht nur die höheren Schichten der Gesellschaft, sondern alle Klassen des Volkes und besonders den an Zahl weit überragenden Bauernstand durchdrang und in solchem Maße beherrschte, daß alle anderen Empfindungen zurücktraten, so mag uns der Widerspruch zu den Vorstellungen kraß erscheinen, die wir uns auf Grund der demokratischen Geschichtsfärbung von dem Zeitalter der Brüderlichkeit und Gleichheit gemacht haben. Und doch findet diese Auffassung ihr Seitenstück auch jetzt, wo die jüngste Revolution uns wiederum neben dem sozialen und nationalen Fanatismus ein Wettrennen um Gut und Habe, eine kalte Berechnung und Ausnützung der Umstände, ein gieriges Spekulieren auf das Unglück des Staates und das Elend der Mitmenschen offenbart. Das siècle d'égoisme renforcé, von dem Mercier spricht, wird immer wiederkehren, wo die Fesseln gesprengt werden, die der Staat als Vertreter der Interessengemeinschaft dem Individualismus auferlegt.

Und wehe, wenn der soziale Neid sich mit dem nationalen Haß unter dem Vorgeben des Freiheitskampfes vereinigt! Dann krachen die Äxte der lettischen und estischen Bauern gegen die Tore der Schlösser, der Pfarrhäuser und Schänken. Da ertönt nicht mehr der Ruf: „Fraternité ou la mort“ wie einst, sondern der Ruf: „La bourse ou la vie“ mischt sich mit dem drohenden: „Tod allen Deutschen!“ Und der letzte Zug des Grandiosen, der etwa noch im Bilde eines Danton erkennbar bleibt, weicht zurück vor der Physiognomie des

kommunistischen Räubertums. „Lasset weder Lord noch Edelmann am Leben! Schont nur die Leute mit geflickten Schuhen, denn die sind brav und sparsam“ so heißt es in Heinrich dem Sechsten. Und dort, im Königsdrama Shakespeares, ist auch die Methode geschildert, die mit Hilfe phantastischer Versprechungen die niedrigsten Begierden aufreizt, die Frage nach der Möglichkeit der Ausführung aber sorgsam verschweigt. „Sieben Halbpfennigsbrote sollen hinfüro in England für einen Pfennig zu haben sein; die Vier-Nösselkanne soll zehn Nössel enthalten; und ich will es für ein Kriminalverbrechen erklären, wenn einer Dünnbier trinkt. Das ganze Königreich soll Gemeingut sein. Und wenn ich König bin,“ sagt Hans Cade, der sozialistische Tuchmacher, „dann soll es kein Geld mehr geben. Alle sollen auf meine Kosten essen und trinken, alle will ich in eine Livree kleiden, auf daß sie einträchtig wie Brüder leben und mich ehren als ihren Herrn.“ Auch Aristophanes zeichnet in der Weiberrepublik das Endziel mit plastischer Klarheit: „Aus Mangel tut kein Mensch mehr was, denn alle sie haben ja alles, Brot, Kuchen, Gemüse, Fleisch, Fische, Gewand, Wein, Kränze, Rosinen und Mandeln.“

Man tötet nicht nur, sondern man raubt auch, und stets um der Freiheit willen. Und die Flammen, die aus den Schlössern und Pfarrhäusern emporschlagen, beleuchten zugleich eine freie goldene Zeit, in der auch das Stehlen zur Bürgertugend wird. Zuweilen wendet man einen Vorwand oder eine Beschönigung überhaupt nicht an, feiner organisierte Gemüter jedoch reden von Zwangsanleihen oder Kriegssteuern, konfiszieren gemünztes Gold- und Silbergeld, requirieren Gebrauchsgegenstände, sequestieren Vermögen, beschlagnahmen Güter.

Der Lette aber empfindet gegen den Deutschen zugleich den Neid des Besitzlosen gegen den Begüterten, des Rasse-

fremden gegen den Germanen, des Knechtes gegen den Herrn. Herder, der Sohn einer Zeit kosmopolitischer Empfindsamkeit, die gegen alle, nur gegen die eigne Nation nicht gerecht war, hat in seinen „Stimmen der Völker“ die „Klage über die Tyrannen der Leibeigenen“ mit der Bemerkung versehen: „Wahre Seufzer aus der nicht dichterisch, sondern wirklich gefühlten Situation eines ächzenden Volkes, ganz wie es ist.“ Es heißt in diesem lettischen Liede: „Fegefeuer ist mein Leben, Fegefeuer oder Hölle. Feurig Brot ißt man am Hofe, winselnd trinkt man seinen Becher.“ In Wahrheit hat die bäuerliche Bevölkerung und die Arbeiterschaft in den Ostseeprovinzen in den Zeiten Herders wie heute in dem Schutze einer gesteigerten Kultur eine weit höhere Lebenshaltung gehabt, als in den russischen Kernlanden, und wenn auch der Patriarchalismus sicherlich nicht die höchste Form der sozialen Beziehungen bildet, so bedeutet er doch dort die mildeste Form, wo der Niedergestellte unfähig ist zur selbständigen Entschädigung über sein Schicksal. Darum ist auch die unvermittelte Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland nur von zweifelhaftem Segen gewesen.

Der nationale Haß aber macht nicht Halt vor den Bedenklichkeiten der historischen Denkbarkeit. Mögen Burgen und Kathedralen, wogende Felder und entwässerte Sümpfe von Jahrhunderten deutscher Kulturarbeit erzählen, mag tausendfach die Lehre geprägt werden, daß dem das Land gehört, dessen Fleiß es der Wildnis entrang, mag es landläufige Weisheit heißen, daß Bildung nicht nur Rechte, sondern auch Vorrechte gibt, so wird doch jede Mahnung an die Vergangenheit abprallen, und jeder Weisheitsspruch zerfließen vor dem egoistischen Instinkt der Gegenwart. Die Brüderlichkeit der Revolution und der Totschlag, verübt an dem Sohn der

verhaßten Nation, vertragen sich glücklich miteinander, wenn der Egoismus die Traurede hält. Und so raubt und mordet man und verwandelt das Land in eine Wüste im Namen der Freiheit.

Aus der Fülle der Einzelheiten dieses „Freiheitskampfes" sei nur ein kurzer Ausschnitt aus dem Tagebuche Victor von Rautenfelds*) wiedergegeben:

„Am Mittwoch, den 3. September kam ein Bote zu mir. Mühsam mit bebenden Lippen stotterte er stoßweise die wenigen Worte heraus: ‚Ich komme — zu melden — der Pastor Litz ist ermordet — erschossen worden.' Der Genannte war griechisch-orthodoxer Priester, Vollblutlette, ein Greis von über 76 Jahren, der 43 Jahre auf demselben Platze seines Amtes gewaltet, eine große Schar eigener Kinder vortrefflich erzogen, fremden Kindern viele Wohltaten erwiesen, für seine Nation nahezu fanatisch gewirkt hatte. Wenige Minuten mußten hinreichen, um meinen stets willigen Schriftführer aus dem Bette zu holen, die eben von der Nachtwache abgelösten, noch gar nicht zur Ruhe gekommenen Dragoner wieder in den Sattel zu bringen, und fort ging es ins Pastorat, der Stätte zu, wo bisher Gottesfurcht und Friede gewaltet, und nun sich ein grausiges Bild menschlicher Verworfenheit, schweren Herzeleids darbot. Mit welcher Brutalität war hier vorgegangen worden! Wo nimmt ein schwaches Menschenherz den Mut her zu solchem Frevel, an einem Orte, wo die Glocken vom Gotteshause herab stündlich an das Auge dessen mahnten, dem nichts verborgen bleibt, trotz Finsternis und Tücke. Die Familie, bestehend aus dem Pastor, seiner Frau und Enkelin, saßen beim Abendmahl; das einzige zur Straße führende

*) Vier Monate unter den Revolutionären in Livland. Selbsterlebtes von Victor von Rautenfeld.

Fenster war mit einem hellfarbigen Rouleaux verhängt, so daß die Konturen der einzelnen Gestalten von draußen deutlich zu erkennen waren. Da kracht ein Schuß, und der Pastor sinkt, von einer Ladung Schrot — mit gehacktem Blei gemischt — in den Kopf getroffen, vornüber auf den Speisetisch. Wie das junge Mädchen aufspringt und unwillkürlich das Gesicht zur Schußrichtung wendet, sieht sie deutlich, wie der Mörder das vom Schuß zerfetzte Rouleaux aufhebt, um sich von der Wirkung des Schusses zu überzeugen — unmittelbar danach kracht ein zweiter Schuß, und von einer gleichen Ladung in die Schläfe getroffen, haucht der alte Mann seine Seele aus."

Und weiter: „Die revolutionäre Bewegung wuchs von Tag zu Tag. Immer dreister und offener traten die Wühler und Hetzer auf, die Verbrechen mehrten sich. Erschienen zuerst nur solche Personen bedroht, die zur Regierung gehalten und sich durch irgend eine Betätigung oder Aussage unliebsam gemacht hatten, so wurden nunmehr alle diejenigen direkt mit dem Tode bedroht, die nicht *mitmachten*. Waren bisher nur die Höfe der Herren durch Feuer heimgesucht worden, so streckte nun der Terror die verbrecherische Hand nach dem Eigentum des *Bauern* aus. Einem Wirte in Taurupp wurden in einer Nacht zwei Scheuern mit seinem gesamten Futtervorrat niedergebrannt, weil er auf die Aufforderung, sich der Bewegung anzuschließen, solches abgelehnt hatte mit dem Hinweise, daß er dreißig Jahre seinen Hof in Ehren bewirtschaftet habe und von den modernen Ideen nichts wissen wolle. In Taurupp wurde die Wache von einer bewaffneten Bande überfallen, Mordanschläge waren an der Tagesordnung. In Mitau wurde der evangelische Prediger am hellen, lichten Tage, während er mit Ausarbeitung seiner Predigt zum Sonntag beschäftigt war, in seiner Studierstube ermordet; auf den Ge-

hilfen Maximowitsch wurden am Abend hart an der belebten Eisenbahnstation Römershof einige 20 Schüsse abgegeben, durch zwei Kugeln wurde er erheblich verwundet; wenige Tage danach wurde am hellen Tage auf den Rittmeister v. Stern aus dem Hinterhalte geschossen, wobei sein Kutscher eine Verwundung davontrug. In Holmhof fahndete ein Revolutionär nach dem Lehrer Decker; als er ihn auch bei einem wiederholten Besuche nicht antraf, schoß er seine Frau nieder. Mit einer geradezu tierischen Roheit war ein Massenmord an der Familie des Kreischefsgehilfen v. Hennings und allen seinen Miteinwohnern versucht worden. Während alles im Hause im tiefsten Schlafe lag, hatte sich eine größere bewaffnete Bande herangeschlichen, zwischen die Fensterläden Stroh und Lumpen gezwängt, alle Ausgänge mit solchem Material belegt, das Ganze sowie die Wände des Hauses mit Petroleum begossen, vor die Ausgänge Glassplitter ausgestreut und mit Benzin gefüllte Flaschen niedergelegt und darauf das Haus an allen Ecken und Enden in Brand gesteckt. Als die Einwohner, bestehend aus v. H., seiner Frau, vier Kindern und deren Erzieherin, dem Gehilfen Maximowitsch, zwei Herren vom Selbstschutz und den Dienstboten, durch eine wohl zu früh explodierte Flasche Benzin aus dem Schlafe geweckt, notdürftig bekleidet hinausstürzten, wurden sie mit einem Hagel von Geschossen empfangen. Trotz schwerer Verletzungen an Händen und Füßen, gelang es, den Brand zu löschen und so der Gefahr des Lebendigverbrennens zu entgehen.

Da nun der erste Versuch, mittelst Brandstiftung ihm, der Familie und allen Miteinwohnern ans Leben zu gehen, mißlungen war, wurde ein zweiter Überfall unternommen. Die Frau war abwesend; das ganze Haus — zum Schutze waren vier Dragoner einquartiert — lag wiederum im tiefen

Schlaf, da umzingelte eine wohl an 300 Mordgesellen zählende Bande die friedliche Stätte und eröffnete, nachdem die Aufforderung, sich zu ergeben und die Waffen niederzulegen, abgewiesen worden, ein mörderisches Feuer aus Winchester- und Mauserbüchsen. Wie ein Sieb waren die dünnen Holzwände durchlöchert, durch Fenster und Türen pfiffen die Kugeln. Die nur mit Nachtwäsche bekleideten drei Kinderchen drängten sich um die junge Erzieherin, in Angst und Nöten nach der schützenden Hand der abwesenden Mutter rufend, während der Vater mit seinen wenigen Braven dem wütenden Angriffe standhielt. Aus dem nahen Stationsgebäude und dem daranstoßenden Flecken eilten wohl einige Beherzte herbei, wurden jedoch gleichfalls beschossen und kehrten um. Als Hennings mit seinen Dragonern die letzte Patrone verschossen hatte, wagten sich die Angreifer heran und steckten das Haus in Brand. Zwei Dragoner waren erschossen, einer schwer verwundet, der letzte leicht blessiert worden. Die durch Petroleum und Benzin angefachte und bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Glut zwangen schließlich die Lebenden Rettung in der Flucht zu suchen. Der schwer Verwundete vermochte sich ohne Stütze nicht zu erheben und verbrannte. Die Kinder, ihre Gouvernante und der letzte Soldat konnten sich retten, Hennings selbst wurde erschlagen und der Leichnam nachträglich derart mißhandelt und verstümmelt, daß die Freunde des Hauses, welche nach Tagen die Leiche zur Bestattung ausgeliefert erhielten, die Familie wegen des grauenhaften Anblicks zum letzten Abschiede nicht zuließen. . . . . . Mit dem Hause war alles vernichtet, nicht ein einziges Stück Mobiliar, Hausgerät, nicht das geringste an Wäsche oder ein Kleidungsstück konnte dem Feuer entrissen werden."

* * *

So ist die russische Revolution zuerst entzündet worden durch die Neigung der Bureaukratie, alles Bestehende für unantastbar zu halten, jede organische Reform abzulehnen und allein der Gewalt zu vertrauen. Der Augenblick wurde versäumt, da es noch Zeit war, die Verhältnisse der Bauern zu regeln, den Industriearbeitern das Recht der Organisation zu verleihen, der Intelligenz das Recht der Teilnahme am politischen Leben zu gewähren und die Autokratie umzuformen in einen aufgeklärten Patriarchalismus. Die modernen Ideen klopften an die Tore, aber nirgends wurde ihnen ein Spalt geöffnet. So wurden die gemäßigten Elemente durch die Enttäuschung immer weiter nach links gedrängt, fortgerissen über ihr eigenes Ziel und ihre eigenen Wünsche hinaus, oder sie verfielen dem Pessimismus und versagten sich der politischen Arbeit. Es ist immer ein großes Unglück für ein Land, das politischen Unruhen verfiel, wenn die Partei der ehrlichen und besonnenen Leute sich der neuen Ideen nicht bemächtigt, um sie zugleich zu leiten und zu mäßigen.

So zerfloß die beste Kraft des Widerstandes gegen die Extremen, und das Schwanken ermutigte zu stets gesteigertem Fordern. Und plötzlich vernahm man von der Duma her, von der Mehrheit der geistig unentwickelten Vertreter eines geistig unentwickelten Volkes, heftige Stimmen, die weit über die Grenzen der in den alten Kulturvölkern lebenden Freiheit ein Programm aufstellten, dessen Inhalt die kommunistischen Lehren des Babeuf, den Anarchismus des Fürsten Krapotkin, die Ideen Fouriers und Saint-Simons bildeten. Nicht die organische, auf festem Grunde ruhende Neugestaltung wurde das Ziel, nicht die reale Welt bot den Schauplatz, sondern eine chimärische Welt, in der Millionen von Analphabeten, von gedrückten, unentwickelten Menschen plötzlich als politisch reif und

als befähigt erschienen, die Gebrechen langer Jahrhunderte einfach durch einen plötzlichen Beschluß zu heilen. Aber schon Lamartine hat gesagt: „Wer mit einem Schlage alles besser machen will, zerstört alles. Die Ungeduld schafft Illusionen und Trümmer, nicht Wahrheiten. Täuschungen sind vor der Reife gepflückte Wahrheiten.“ Hier wie stets wurden die Unwissendsten die Heftigsten, und die Heftigkeit, die entfesselte Leidenschaft wird stets vergessen, daß das Korrelat der gesteigerten Freiheit auch in der gesteigerten Strenge der Gesetze und ihrer Anwendung bestehen muß.

So entsteht das, was der Führer der französischen Sozialisten einmal treffend eine „parasitäre Revolution“ nennt. Sie ist gegeben, wenn eine Klasse noch historisch unfertig, wenn sie gezwungen ist, wie jetzt die Masse des russischen Volkes, Signal und Mittel zu ihrer eigenen Bewegung von denen zu erwarten, die sie verdrängen will, wenn sie ihre Kraft von einer anderen Bewegung erst leihen muß. Trotz des Generalstreiks und trotz des Terrors muß der letzte Sieg der russischen Revolution versagt bleiben, weil das Volk noch nicht reif genug und die Zeit noch nicht erfüllet ist. Die Bluttat will den letzten Erfolg schon für den Augenblick erzwingen. Erst in hundert Jahren und dann auch nur, wenn alle im Volke schlummernden Kräfte geweckt und zur Arbeit herangeholt worden, werden die Grundgedanken der Revolution Gestaltung gewinnen. Rußland bedarf vor allem der Schulbildung und der sozialen Reformen; die Frage, ob der Zar, der beides gewährt, an der Autokratie festhält, ist eine Frage zweiten Ranges. Zuletzt entspricht stets die Regierungsform dem Zustande des Volkes. Wie die Quelle, so der Bach; wie das geistige Leben eines Volkes, so seine Institutionen. Die Freiheit ist nur die legitime Tochter der Bildung. Bildung aber ist Ordnung.

Drittes Kapitel.

Die Revolution von Nazareth.

Wenn die historisch-materialistische Geschichtsauffassung die Macht der Ideen aus dem Kreise jener Faktoren völlig auszuschließen versucht, die das Leben der Menschheit bestimmen, wenn sie alle gewaltsamen Eruptionen gleich tellurischen Erscheinungen rein mechanisch erklären will, so wird sie dennoch stets sich vergebens bemühen, den Einfluß religiöser Ideen auszuschalten und durch den der Produktionsverhältnisse zu ersetzen. Schon die ungeheure Katastrophe an der Eingangspforte unseres Zeitalters, der dreißigjährige Krieg, schon dieses auf weite Jahrhunderte fortwirkende Ereignis mit allen seinen das ökonomische Leben tief zerrüttenden Folgen harrt in seinen Motiven vergebens einer Erklärung, die sich den Marxistischen Theorien einfügen könnte. Sonst würde auch die tausendjährige Idee der kirchlichen Weltherrschaft, der Kampf zwischen dem geistlichen Regiment und dem Staate, jeder Protest und jedes Ringen der Individualität in der Renaissance und im Humanismus, jede Wirkung, die aus Luthers begeistertem Gemüte stammte, zuletzt nur noch ein wertloses Rädchen in dem gewaltigen Walzwerk der Geschichte bilden. Dann würden physische Machtbegierde, Selbsterhaltung und Genußsucht allein die beherrschenden Triebe des historischen Lebens werden, und alles Ringen nach Kultur wäre vergeblich, weil wir doch

immer nur nach den Motiven der vorgeschichtlichen Menschheit unser sittliches Handeln gestalten könnten. Dann wäre jeder Fortschritt nur Schein, nur ein Firnis, unter dem doch immer wieder das entsetzliche Bild einer Menschheit zum Vorschein käme, die kein anderes Ziel kennt, als die Sättigung, die des geistigen Lebens nur bedarf, um irgend einen mechanischen Wechsel in der Produktion zu ersinnen, so daß zuletzt dem dürftigsten Handarbeiter ein höherer Wert zuerkannt bleibt, als „den vergänglichen, vorübergehenden Produkten" eines Plato, eines Augustinus, eines Newton, dessen Namen noch der ungleich tiefere Saint-Simon als das Merkzeichen eines neuen Zeitalters anerkannt hat.

Dann durfte auch niemals der göttliche Sohn der Maria auf der Bühne des Lebens erscheinen und der Welt ein neues Gepräge verleihen mit der Verkündung, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, dann mußte er wie Babeuf und heute Bebel ein Reich verheißen, in dem bei geringer Arbeit alle menschlichen Wesen gleichmäßig genießen und, vom Staate täglich gefüttert, jeden schöpferischen Fleiß, jeden Ansporn, den eben die Ungleichheit bietet, verlieren und folgerichtig in die Barbarei zurücksinken würden. Nur auf den niedersten Stufen der Menschheit beherrscht der Kampf um den Weideplatz das Dasein; die einzige große Umwälzung, die in den Wirren der Völkerwanderung aus dem Sättigungstriebe den ersten wirksamen Anstoß empfing, zeigt uns gerade die Wildheit im Ansturm gegen die gebildete Menschheit, und indem sie physisch siegt, unterliegt sie schließlich doch der Macht einer scheinbar sterbenden Welt, deren Gedankenkraft sie niederwerfen und dauernd beherrschen wird.

Diese gleiche Macht der Gedanken, getragen von dem Bedürfnislosesten der Menschen, hat schon vorher den ehernen

Fels der römischen Welt in unwiderstehlichem Ansturm für sich erobert; die Macht des Gedankens, nicht das ökonomische Bedürfnis derer, die am See Genezareth wohnten oder in Samaria ein kümmerliches, freudloses Dasein führten. Und wenn Hartpole Lecky sagte: „Der Christ der ersten Zeiten war ein abscheulicher, schmutziger, abgezehrter Narr, der sich zeitlebens freiwillig und unnützerweise gräßliche Qualen und Entbehrungen auferlegte und vor allerlei lächerlichen Hirngespinsten in religiöse Verzückung geriet" — so haben doch diese wunderlichen Narren, weil die Überzeugungskraft der Idee sie beherrschte und ihrem Wirken die siegreiche Kraft der Einseitigkeit gab, die ganze Welt erobert und zugleich war ihnen jener Heroismus der Barmherzigkeit verliehen, der ohne leitendes Motiv und im Widerspruch mit den alten Sitten den abscheulichsten Leidensformen die Stirne bot und zum ersten Male den Schmerz und die Krankheit zu Gegenständen einer ehrfurchtsvollen Stimmung machte. Und diese selben wunderlichen Narren haben uns, indem sie die Nichtigkeit des Sinnlichen verkündigten, die Lehre von der Freiheit der Seelen geschenkt. Denn es gibt noch ein anderes Ziel, als das der Sättigung: die Menschen gut und weise und daher glücklich zu machen. Die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen, die sich an den Namen des Weisen von Nazareth knüpfen, sind nur das Sekundäre, nur die Folge des völligen Wandels aller sittlichen Begriffe gewesen, während die sozialistische Umwälzung den umgekehrten Weg einschlägt. Dort war Christus der Führer in das neue Land, er, an dem selbst Pilatus keine Schuld und keine Fehler fand, hier Lassalle, dessen eigenstes Wesen sein begeisterter Prophet nur als einen ungeläuterten Bodensatz von Eitelkeit und Übermut bezeichnen konnte: er erlebte es nicht, einen einzigen der Gedanken, für

die er gekämpft hatte, verwirklicht zu sehen; das Unreine, das Problematische in seinem Charakter bewirkte, daß er zugrunde ging. Seine Jünger aber vergleichen sich mit den Jüngern Christi.

Und sie lehren, daß wie einst die Ordnung des Römertums morsch geworden und zur Vernichtung herangereift war, so auch das zwanzigste Jahrhundert berufen sei, einer neuen Ordnung des Lebens den Weg zu erschließen. Nur daß, wenn das Römertum sich starr und kalt abschloß von der Erkenntnis der trostlosen Öde im Leben derer, die nicht Herren sein durften, heute ein Kaiser uns gelehrt hat, daß der Staat ein fühlendes Herz haben muß; nur daß in all den Worten und Taten, mit denen die neuen Apostel hinausziehen in alle Länder, nicht die Liebe vernehmbar ist, sondern der Haß, der nichts von Weisheit und Milde weiß. Der Zimmermannssohn von Nazareth gab, was er hatte, den Armen am Wege, er brachte den Traurigen Trost und den Verzweifelten Hoffnung und Heilung. Trug Lassalle die Dornenkrone und vergab er seinen Feinden? Sprüht nicht der Haß aus den Reden seiner Jünger? Mild und nachsichtig war das Urteil des Gründers der christlichen Lehre, mahnend erklang sein Wort dem Irrenden, tröstend dem Bedrückten. An einem Karfreitag aber vernahmen wir von den Neuen die Worte: „Was bekümmert es uns denn, wenn die oberen Zehntausend das Bedürfnis fühlen, sich tot oder zu Krüppeln zu schießen? Wir sind der Meinung, ob einer dieser Helden sich zu Tode frißt oder säuft, ob er auf dem Rennplatz sich das Genick bricht, oder auf dem Rasen wie ein Stück Wild über den Haufen geschossen wird, das kann dem Proletariat sehr gleichgültig bleiben. Wenn da etwas zu bedauern ist, so vielleicht nur der Umstand, daß nicht alle Kugeln treffen.“ Nicht nur das Äußerliche ist ungleich, ist durchaus

entgegengesetzt, sondern auch die Charaktere und die sittlichen Motive des Handelns. Christus war selbstlos, er litt mit den Leidenden, er stillte die Wunden, ohne Dank zu suchen, er wollte nichts für sich, und wie er für die anderen lebte, so starb er für sie. Wenn aber die Führer der Sozialdemokratie ihre Getreuen sammeln, dann wird immer von neuem die Anklage erhoben, daß die „Apostel" ein gar bequemes Leben führen, daß sie ernten, ohne zu säen, und das Dasein genießen, ohne daß die Hände schwielig werden, dann zeugen die Gläubigen selbst gegen ihre Lehrer. Auch unsere Zeit krankt sicherlich an schweren Gebrechen, die der Heilung bedürftig sind; aber die Ärzte werden nicht die Apostel Lassalles sein, sondern jene anderen, die das Christentum, wie es von Golgatha ausging, von neuem in das Leben übertragen, die nicht in blutiger Revolution die Volksgenossen gegeneinander hetzen wollen, die vielmehr sorgfältig und bedacht die Sonde ansetzen und nur dann zum Messer greifen, wenn es gilt, wildes Fleisch vom Körper zu schneiden. Das Christentum hat nicht die Revolution gepredigt, sondern die Reform, und gerade durch die Reform ist die Umwälzung aller Lebensformen erzwungen; die Jünger Lassalles aber verwerfen die Reform, weil sie die Revolution als das Endziel betrachten. Christus nahm das Schwert aus den Händen des Petrus und bot in Gethsemane sich selbst willig den Verfolgern, die Sozialdemokratie aber will die Waffe in die Hände der Eifrigen drücken und sie mahnen zum Kampf gegen die, die ihr nicht folgen.

„Ein Zeitalter und das Ende eines Zeitalters — das bedeutet in der Sprache des Evangeliums nicht das Ende und den Anfang eines Jahrhunderts, sondern es bedeutet das Ende einer Weltanschauung, eines Glaubens, einer Art von Gemeinschaft unter den Menschen, und den Anfang einer anderen

Weltanschauung, eines anderen Glaubens, einer anderen Art von Gemeinschaft," — so beginnt Leo Tolstoi sein Buch über die russische Revolution. Wenn aber der Glaube, die Art des Lebens durch ein Neues ersetzt werden soll, dann müssen, so meint der Weise von Jaßnaja Polnaja, unvermeidlich große Gärungen eintreten, Grausamkeit, Betrug, Verrat, Gesetzlosigkeit von allen Arten, und darum muß die Liebe erkalten.

Das ist gewiß richtig, doch der Schluß ist nicht zwingend, daß dann, wenn Grausamkeit, Betrug, Verrat und Gesetzlosigkeit von allen Arten herrschen, das Zeichen gegeben sei, daß die Zeit einer großen historischen Revolution und das Ende eines Zeitalters gekommen sei. Niemals lag die Menschheit in so furchbaren Konvulsionen, wie in den Tagen Wallensteins, und doch blieb aus all dem blutigen Ringen kein neuer befruchtender Gedanke. Wohl aber trifft es zu, daß das Ende eines Zeitalters stets das Ende einer Weltanschauung bedeutet. Mit dem Erscheinen des erhabenen Weisen von Nazareth erfüllte sich die größte Revolution aller Zeiten, sanken alle Götter und alle Altäre zu Boden, erhielt alles Leben neue Formen und einen neuen Inhalt. Und doch schritten kein Verrat und kein Betrug in seinem Gefolge.

Was aber damals vollbracht wurde, das ist im letzten Grunde das Werk eines einzelnen gewesen, der abseits von den Wirbelstürmen des politischen Lebens, fern dem Mittelpunkt der antiken Welt, fern von Rom und fern von Hellas, arm und verachtet seines Weges dahinschritt. Er hat niemals über die komplizierte Struktur des römischen Weltreichs gegrübelt, und die politische Kunst, die er lehrte, hat sich in den Worten erschöpft: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist", und er hat dennoch die ganze Struktur verändert und alle politischen Grundsätze über den Haufen geworfen. Wenn aber Leo

Tolstoi gerade in dem „Widerspruch zwischen dem Bewußtsein von der Möglichkeit und Gesetzmäßigkeit eines freien Lebens und der Unvernunft und Gefährlichkeit des Gehorsams gegenüber den auf Zwang gegründeten Gewalten“ den Keim alles Übels sieht und wenn er das Wesen des Urchristentums und das Glück der Zukunft in der Befreiung von aller obrigkeitlichen Gewalt und in der Aufhebung alles Gehorsams erblickt, so vergißt er die unermeßliche Tragweite gerade jener Worte des Heilands. So vergißt er, daß im Garten des Leidens der, den die Kriegsknechte mit Spießen und Stangen bedrohten, seinen Jüngern gewehrt hat, das Schwert zu gebrauchen gegen die Obrigkeit. Christus wollte das sittliche und religiöse Leben, das der nationale Staat despotisch beherrschte, erst loslösen von diesem Einfluß. Im Wehen der Jahrhunderte aber hat dann die Religion den Staat gestaltet und erobert.

Die Aufstellung eines neuen Sittengesetzes schuf die größte historische Revolution. Denn dieses Sittengesetz, mochten seine Wurzeln auch im fernen Indien oder in der Gedankenwelt der Stöcker ruhen, war ein erschütternder Protest zugleich gegen das gesamte gesellschaftliche Leben, es trug zum ersten Male den sozialen Gedanken hinaus in die Welt, indem es die Gedemütigten und Beleidigten des Daseins aus dem Dunkel der Verachtung emporhob und der Seele des Geringsten ihren Wert gab. Das ungeheure Werk wurde vollbracht, weil die Leidenschaft zur Energie, weil die Überzeugten zu Propheten und die Propheten durch die Kraft des Glaubens zu Märtyrern wurden.

Bei der starren Gliederung des Römertums, das nur Fürsten und Knechte kannte, mußte der Gedanke der Gleichheit aller Menschen vor Gott auch zu dem weltlichen Versuche führen, die soziale Gleichheit in kommunistischen Gebilden zu

statuieren. Aber obwohl hier die Religion der kommunistischen Organisation des Proletariats ein starkes Bindemittel bot, obwohl im Gegensatze zu der Lieblosigkeit späterer Jahrhunderte in den Winkeln, in denen die Gemeinden lebten, eine warme und sanfte Atmosphäre herrschte, obwohl man vereint war in demselben Glauben und in demselben Hoffen, so mußte doch schon nach diesem kurzen Schwärmen der Kommunismus sich in die Klöster, aus dem weiten Leben in die engste Gemeinschaft flüchten. Wo die Menschenrechte verkündet werden, dort sollten sich Freiheit und Gleichheit vereinen; die Freiheit der Persönlichkeit aber muß immer zerrinnen, wo ihr das Recht und die Möglichkeit fehlt, mit ihrem Pfunde zu wuchern und über das Gleichmaß hinaus sich ein eigenes Leben zu zimmern.

Der Kommunismus der ersten Christen ist die mißverstandene Lehre von der Barmherzigkeit, die sich des Mantels entkleidet, um dem Frierenden zu helfen. Und auch dann, wenn der moderne Individualismus seine letzten Früchte getragen haben wird, wenn „die vergrämte, betrübte, ohnmächtig gewordene Menschheit eine Umgestaltung des Lebens fordert, wenn unsere kleinbürgerliche Gesellschaft mit Peitschenhieben durch die heroischen und idealistischen Teile der Menschheit gejagt sein wird“, kann der Traum, dem selbst ein Renan nachhing, sich nicht erfüllen, und das gemeinschaftliche Leben sich nicht nach dem Muster der ersten Christen wandeln. Wird es der Menschheit zum Heile sein, wenn die Wissenschaft sich klösterlich organisiert, wenn die Bande des Familienlebens sich lockern, wenn die Freude am selbstgeschaffenen Reiche ausstirbt?

Jeder Kommunismus wird die einzelnen nur als eine Zahl betrachten und sein System mathematisch aufbauen, indem er die einfachsten Grundgedanken isoliert, alle Züge, die einen Menschen von dem andern trennen, fortläßt, und nur das Ge-

meinsame, das Typische festhält. Nur so kann die Gleichheit konstruiert und aus ihr wiederum die Folgerung der Kommunisten gewonnen werden. Die letzte Konsequenz hat wieder Babeuf gezogen: „Das Eigentum", so lehrte er, „ist die Quelle alles Übels. Die menschliche Gesellschaft ist dadurch eine Räuberhöhle. Die Harmonie dieser Gesellschaft ist ein Verbrechen geworden. Das Eigentum liegt in der Hand von Usurpatoren. Die Gesetze sind das Werk der Gewalt. Die Sonne leuchtet für alle Welt, die Erde gehört niemand. Vorsicht also, meine Freunde, stürzt und zerschlagt diese Gesellschaft, die euch nicht behagt, nehmt, was euch gefällt, vernichtet alle Schranken und alle Verfassungen, erwürgt die Tyrannen, die Patrizier, die Geldmenschen! Ihr seid das wahre Volk, das einzige Volk, das alle Güter der Erde zu genießen verdient. Was das Volk tut, ist gesetzlich, was es befiehlt, ist heilige Pflicht."

Der Kommunismus selbst im Sinne Platos muß immer unfrei sein, eben weil die Individualität nicht nur im Gesamtwillen aufgehen, sondern auch der autokratischen Leitung erliegen muß, die der Gesamtwillen sich setzt. Ist es jemals anders gewesen? Den Jüngern, die den Heiland noch mit eigenen Augen gesehen, wie den Brüdern des Herrn wurde eine Autorität verliehen, die selbst bis zum Fällen von Todesurteilen ging. Der Abtrünnige und Frevler wird „dem Satan ausgeliefert zum Verderben seines Fleisches, damit sein Geist geweiht werde am Tage des Herrn". Diese neue Macht stellt sich außerhalb des Staates, aber sie ist Macht. Auch in Sanftmut gehüllt, bedeutet sie Zwang und Ungleichheit.

Der christliche Kommunismus mochte dem heldenhaften Kampfe gegen den Egoismus, dem Gedanken entsprungen sein, daß jeder einzelne nur ein Recht auf das Notwendige habe

und daß das Überflüssige denen gehöre, die nichts besitzen. Und es mag köstlich klingen, wenn von den ersten Christen erzählt wird: „Die Menge der Gläubigen aber hatte ein Herz und eine Seele und keiner von ihnen sagte von den Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein. Auch war keiner unter ihnen, der Mangel hatte, denn wie viele ihrer auch waren, die Äcker und Häuser besaßen, verkauften sie dieselben und brachten das Geld der verkauften Güter und legten es den Aposteln zu Füßen, und man gab jeglichem, was nötig war. Und sie brachen täglich das Brot in voller Eintracht, mit Freude und einfältigem Herzen“ — es mag köstlich klingen, und doch hatten nur die einen, die Hirten, einen selbständigen Willen, die anderen aber, die Herden, waren des Willens bar. Ein christlicher Anarchismus im Sinne Tolstois hat nie bestanden.

Und selbst der Kommunismus der ersten Zeit war nicht produktiv, sondern nur konsumptiv, er schuf eine Gemeinschaft des Genießens, nicht aber des Schaffens, der Warenerzeugung, des Warenaustausches. Und auch Basilius und Johannes Chrysostomus und all die Sektengründer, die dem Urchristentum nachstrebten, haben sich vergebens bemüht, der Menschheit die furchtbaren Fesseln des kommunistischen Despotismus wieder aufzuerlegen. Und vergebens war auch das Bemühen der Philosophen. Wer mag nach des Thomas Morus Insel Utopia, zu ihren Philarchen und ihrer Hauptstadt Amaurole wandern! Wer in Campanellas Sonnenstaat weilen, in dem gleich der Zeit der Aussaat und Ernte auch die Vereinigung der Geschlechter amtlich bestimmt wird? Wen lockt es nach Harringtons Oceana, wen nach des Vairasse d'Allais phantastischem Reiche der Severamben! Selbst Fontenelles Republik der Philosophen und die Pläne des Saint Juste, der

die Knaben vom fünften Jahre an für den Staat reklamierte, sind vergessen.

Nicht in dem kommunistischen Gedanken lag die Wurzel der gewaltigen Umwälzung, die von Nazareth ausging. Die große Gemeinschaft mit ihren Diakonen, ihren gemeinsamen Mahlzeiten und Übungen, ihrem vollen Verzicht auf den persönlichen Besitz hat schon nach dem Tode des Stephanus sich aufgelöst, um sich nie wieder zu erneuern. Und selbst der Traum, der von ihr zurückblieb, ist nicht ohne Schatten gewesen. Sie war entstanden in der Zeit der Verängstigung, damals, als der bewunderte Rabbi von hinnen gegangen war, als das Gedenken an ihn noch alle Zwistigkeiten löste und alle, die ihn gekannt hatten, sich aneinander drängten, um von ihm zu reden und ekstatisch zu zeugen. Vor allem aber beherrschte die ersten Christen der Glaube an das nahe Ende der Welt, und dieser Glaube hat noch immer die Verachtung der weltlichen Güter und die Sehnsucht nach einem gemeinsamen Leben erweckt. Das Urchristentum mußte verschwinden, die Enge der Gemeinschaft sich auflösen, die ungestüme Kraft des Paulus ihren Weg über die Enge des Judentums hinaus in die Welt der Heiden nehmen, damit das Christentum seine weltpolitische Rolle aufnehmen konnte. Weil aber der Kommunismus der Männer von Jerusalem jede Kraft zu großen Unternehmungen vernichtet hatte, deshalb wurde Antiochia der Mittelpunkt der neuen Propaganda.

Und wie alle Ideen und alle Kultur vergangener Zeiten die tiefe Furche des Mittelländischen Meeres entlang gezogen waren, so zog auch die neue Lehre von der alles verzeihenden Liebe und dem welterlösenden Glauben dieses Weges dahin, seitdem die Begeisterung der Apostel sich nicht mehr in der primitiven Hürde des Urchristentums einengen ließ. Wie

grandios ist das Bild: diese Fischer und Zöllner, diese Söhne eines verachteten Volkes, traten unbekümmert einer Welt gegenüber, sie zu erobern; sie stießen auf Widerstand, und das Feuer, das sie belebte, gewann doppelte Kraft; sie trafen auf vorbereiteten Boden, dort, wo unter dem Einfluß indischer Lehren schon die Ahnung lebte, daß das glutgedörrte diesseitige Leben nur eine Vorbereitung sei für das reine körperlose Leben nach dem Tode, und ihre Kraft wurde verdoppelt. Sie zeugten vom Gottmenschen und lehrten die Menschlichkeit, und sie besiegten mit Zeugnis und Lehre den Stolz des römischen Herrenbewußtseins und die Skepsis eines Zeitalters der feinsten Geistesbildung; sie senkten in Demut die Augen, und doch glühte in ihren Augen die Kraft der weltbezwingenden Eroberer. Und es konnte kein Zorn des Adels, der sich aus Gütern und Vorrechten depossediert sah, keine Verachtung, mit der die griechische Weisheit sie abzulehnen versuchte, keine Tradition von Kühnheit, Kriegermut und Mannesgeltung den neuen Lehrern der Demut und der Nachsicht widerstehen, und doch zeugten erlesene Geister, zeugten Tacitus, Juvenal und Plinius, Lucilius, Persius und Seneca dafür, daß die Schöpfungskraft der Antike noch nicht erloschen war, und unter Marc Aurel und den Antoninen sollten dem scheinbar vertrockneten Boden noch kostbare Blüten entsprießen.

Aber diese Bildung drang nicht in das Volk ein, sie blieb stets das Eigentum eines kleinen Kreises von Erwählten, und auch hier hatte sie nicht den Aberglauben zu besiegen und eine die Geister und Herzen gleichmäßig befriedigende Klärung zu schaffen vermocht. Die Herzen froren, das Leben verlor seine Triebkraft. Die alte Götterwelt war längst verfallen, die Verehrung des Sabazius, der Isis und des Serapis führte mit der erschlaffenden Mystik des Orients zugleich die orientalischen

Laster über die Welt, keine der herrschenden Religionen war der Reformation noch fähig und wert. „In dieser Welt, die aus Mangel an Liebe verdorben war, gehörte die Zukunft dem, der den lebendigen Quell der volkstümlichen Frömmigkeit berühren wird; der griechische Liberalismus, der römische Ernst, beide waren ohnmächtig zu solchem Werk. Wenn einer solchen Welt eifrige Apostel sich darbieten, Monotheisten, die durchdrungen sind von der mildesten Verkündung, die das menschliche Ohr vernommen hatte, so werden sie Gehör finden. Die Träumereien, die sie in ihre Unterweisungen mischen, werden kein Hindernis sein. Auf dem Punkte, auf dem die Menschheit jetzt steht, kann sie nur durch ein aus dem Volke kommendes Bemühen gerettet werden."

Nur durch ein Bemühen zugleich, das an die Stelle der naturalistischen Religionen, die allmählich selbst dem metaphysischen Verlangen der Naivsten nicht mehr genügten, eine sittliche Religion setzte. Hier ließ der Hellenismus die Herzen darben, er wandte sich an das philosophische Bedürfnis, aber nicht an die Bedürfnisse der Gemüter; er wandte sich an die Günstlinge des Lebens, aber es fehlte ihm die soziale Absicht und die soziale Wirkung. Selbst die Schüler der Stoa, die noch einmal das Reich politisch reformieren sollten, standen dem Leiden der Masse gefühllos gegenüber. Sie schufen weder eine Brücke, die von der Welt der Reichen zu der Welt der Sklaven und Bettler, die über jenen ungeheuren Abgrund führen konnte, der zwischen diesen Welten sich dehnte, noch konnten sie die sittliche Verwesung hemmen, die das Regiment der Kapitalisten im Sklavenstaat geschaffen hatte. Im Gegenteil: die stoische Staatsphilosophie ist stets ein bequemes Instrument für die Regierenden gewesen, das Bestehende zu erhalten und gegen jede Wandlung zu protestieren. Selbst

Epiktet und Marc Aurel haben keine Form gefunden, die das Volk fesseln, die Phantasie beleben, die edelsten Eigenschaften des Herzens erwecken und die Trostlosigkeit des Lebens der Massen mildern konnte. Es fehlte die Menschlichkeit, dieser schönste Gedanke in dem göttlichen System des Christentums, der uns lehrt, den Menschen nicht nur Gutes zu tun, sondern sie auch in ihrer Würde zu achten. Es fehlte die umfassende Kraft, den Geist über das Leiden hinwegzuleiten zu der Gewißheit, daß auch der am schwersten Bedrückte Ersatz in einer anderen Welt findet, für deren Existenz sich das Christentum verbürgt. Die hellenische Religion mochte die Religion der Jugend, der Schönheit, der Siege sein, aber das Christentum wurde der Trost und das Vermögen der Armen.

Und Paulus war es, der den welthistorischen, für die Menschheit entscheidenden Gedanken faßte, den engen Kreis, der die wahre Religion an den Tempel von Jerusalem gebunden wähnte, zu verlassen und eine Weltherrschaft der Religion zu begründen, unbekümmert darum, daß das unsichtbare Reich des Messias mit der Idee des Cäsarentums in Konflikt geraten und in den schärfsten Widerspruch gegen die Divinität, gegen diese Versteinerung zugleich und Vergöttlichung der höchsten weltlichen Autoritäten eintreten mußte. Er nahm dem Christentum den jüdisch-nationalen Charakter und löste zugleich das gesamte sittlich-religiöse Leben des Weltreichs los von dem Einfluß des Staates, er formte es kosmopolitisch und begegnete doch unbewußt dem universalistischen Zuge des römischen Weltreichs. So mußte die Zeit kommen, in der auf dem Boden, den der Geist des Apostels gefurcht hatte, eine Staatskirche erwuchs, bestimmt, die ganze Menschheit zu umfassen. Die Abkehr von den nationalen Grenzen aber mußte wiederum den sozialen Grundgedanken des Christentums fördern, denn der

Sozialismus wird stets nach internationaler Betätigung verlangen, bis doch wieder die Nation als der natürliche Rahmen jeder wahrhaft freiheitlichen Einrichtung anerkannt wird. Es ist eben auf die Dauer ebenso unmöglich, das Band der Familie zu lösen, wie es unmöglich ist, die geheimnisvollen Beziehungen völlig aufzuheben, die das Individuum mit der Volksgemeinschaft verknüpfen, zu der es gehört. Ja das Prinzip der Nationalität beherrscht unter den Menschen selbst das Prinzip der Freiheit: Namen und Boden wird ihnen teurer bleiben, als alle Schätze des Liberalismus. Das erkennt auch der französische Sozialismus an, dessen Führer den deutschen Genossen vergeblich predigt, daß die Nation den einzigen Organismus bildet, der das Werk und die Rechte aller Individuen ohne Ausnahme, und nicht nur die Rechte der lebenden, sondern auch die der kommenden Generationen zu sichern imstande ist.

Das Christentum also wirkte zunächst kosmopolitisch, und es kam so dem großen Gedanken zu Hilfe, den die Macht des Schwertes allein nicht durchzuführen vermochte. Denn auch unter den Cäsaren noch hatten die Völker ihre nationalen Individualitäten gewahrt; Rom war nur das Zentrum der Regierungsgewalt, aber es konnte dennoch mit seinem eigensten Wesen die Unterworfenen nicht durchdringen: der Syrer war Syrer geblieben, dem Hellenen blieb der Römer ein Barbar, und selbst die Völker des fernen Orients kämpften in blutigen Kriegen um das Recht der nationalen Eigenart. Den Gedanken, die Menschheit zu organisieren, sie gleichmäßig glücklich und sittlich zu machen, konnte nur das Christentum durchzuführen versuchen, weil nur unter der Wucht der transzendentalen Befriedigung alles Hohe und alles Süße, das in dem Nationalgefühl liegt, zur Seite gedrängt werden kann. So

konnte das römische Reich später zu Grunde gehen, aber die römische Kirche hatte Bestand und in ihr der kosmopolitische Gedanke; zu dem noch ein Döllinger sich bekennt, wenn er ausruft: „Unser Christentum darf und soll keinen nationalen Beigeschmack haben, es soll nicht gleich jenen feurigen, künstlich gebrannten Getränken den Gaumen dieses oder jenes Volkes kitzeln; unsere Lehre und religiöse Übung soll sein und ist reines und klares Wasser, farblos und geruchlos, das allgemeine gesunde Getränk für jedermann, heute wie gestern, morgen wie vor tausend Jahren." Der Widerspruch, den vor allem Luther gegen das römische Kirchentum erhob, erweist schon durch seine Ablehnung der lateinischen Messe und Ordnung sein nationales Motiv: „Ich wollte heute gern eine deutsche Messe haben, ich gehe auch damit um, aber ich wollte ja gern, daß sie eine rechte deutsche Art hätte. Es muß Text und Noten, Akzent, Weise und Gebärde aus rechter Muttersprache und Stimme kommen."

Der Kosmopolitismus des Christentums fand seine tiefste Begründung in dem Satze des Messias: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Mit diesem Satze hob der Gottmensch das Ziel, das er verfolgte, aus den Nebeln und Dünsten des Menschlichen zur Sphäre des Göttlichen, zum Unbegrenzten und Ewigen empor. Und mit der Lehre von der Freiheit und dem Werte jeder einzelnen Seele erhob er selbst den Niedrigsten zum Anwärter auf das Bürgerrecht in seinem Reiche. Gerade hierin aber liegt der größte revolutionäre Gedanke der neuen Lehre: sie stellte, zuerst mit den passiven Mitteln des leidenden Gehorsams, später mit aggressivem Bewußtsein, dem Cäsarenstaate den Gottesstaat gegenüber.

Zuerst mit leidendem Gehorsam: ausdrücklich hat Paulus es bestritten, daß die neue Lehre bestimmt sei, sich gegen das

Kaisertum zu wenden. Jede lebendige Seele sei den verordneten Gewalten Gehorsam schuldig, denn alle Obrigkeit schreibe sich von Gott her, wer sich ihr entgegensetzt, streite wider Gott. Paulus hat so auf dem Grunde des Heilandswortes, das Gott und dem Kaiser, was ihnen zukommt, zu geben heißt, eine Ordnung der Dinge begründet, in der Religion und Staatsgewalt voneinander gesondert und doch zugleich in den engsten Zusammenhang gebracht werden. Das heißt zugleich die geistige Freiheit verkünden und die bürgerliche Anarchie bekämpfen. Indem aber der Staat anerkannt wurde, erschloß sich der Religion und ihrer Wirkung die freie Bahn, und der Monotheismus konnte zu einer aller Völker verbindenden Anschauung, das Christentum zu einer kosmopolitischen Geistesmacht werden.

Zu einer Geistesmacht, nicht aber zu einer Interessengemeinschaft, wie sie heute in dem revolutionären Streben der großen internationalen Verbindung der Handarbeiter gegeben ist. „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" — dieser Schlachtruf der Neuen gilt nicht der Gesamtheit, sondern nur einer einzelnen Klasse und schließt mit einem starken Hochmut alles aus, was sich über eine bestimmte Schicht des Lebens erstreckt. Die Abneigung der Masse gegen die Literaten beruht daher auf der Logik eines natürlichen Instinktes; sie ist die natürliche Folge des Ausschließlichen, das jedem Standes- und Klassenbewußtsein innewohnt. Die Internationalität dieses Klassenkampfes ist aber nur ein Ausfluß des Schwächegefühls, nicht eine Überzeugung. Hat doch Lassalle, der Mann, der die kühle Dialektik der Marx und Engels mit seinem Pathos durchwärmte, den nationalen Boden in allen seinen Gedankenflügen nur widerstrebend verlassen, hat er doch in seinem „Sickingen" wie in den Schriften über Fichte Töne glühender

Vaterlandsliebe gefunden. Ist denn das Nationalgefühl das Eigentum einer einzelnen Klasse? Ist es nicht vielmehr tief im Wesen des Menschen begründet und dem Verlangen nach politischen und sozialen Veränderungen unendlich überlegen? Es war nur in der Zeit des gedankenlosen Weltbürgertums möglich, daß man den feurigen Mann in einem deutschen Parlamente verlachte, der den heldenmütigen Kampf gegen Napoleon nicht auf das Verlangen nach einer Verfassung, sondern auf die nationale Empörung über die Fremdherrschaft zurückgeführt hatte. „Und gewiß ist es nicht zu beklagen“, rief einst auch ein englischer Staatsmann, „daß Tyrannen und Eroberer erfahren mußten, die erste Erwägung, die eine Invasion bei den Bewohnern irgend eines Landes erzeugte, sei nicht, ob die politische Verfassung des Staates fehlerlos ist oder nicht, sondern ob der Altar, an dem er gebetet, ob das Heim, das er von Kindheit an bewohnt, ob sein Weib und seine Kinder, ob die Gräber seiner Vorväter, ob der Palast des Herrschers, dem er die Treue des Untertanen schuldet, der Gewalt und Entweihung überantworfet werden sollen.“ Warum soll die Welt von Eindrücken, von Erinnerungen, die uns mit dem Heimatboden verbinden, für den Handarbeiter wertlos sein? Warum soll er nichts spüren von dem Reiz, der in dem Klange des heimatlichen Liedes ruht? Warum soll er nicht auch mit ganzer Seele an den gemeinsamen Sitten und Gebräuchen, an den gemeinsamen Traditionen hängen? Selbst die unvernünftigen Geschöpfe hegen Zärtlichkeiten für den Ort, wo sie geboren sind, für die Weiden, auf denen sie grasten, für die Wildnis, in der sie umhergestreift sind. Es ist eine törichte Einbildung, daß solches Empfinden je aussterben könnte. Es mag zuweilen Zeiten geben, in denen die Freude an der Nation verdorrt, weil Verfolgung, Haß, und Unterdrückung herrschen,

aber solche Stimmung kann nie zu einer Theorie ausgebaut werden. Selbst das kosmopolitische Instrument der Cäsaren, das Römerschwert, ist hier machtlos gewesen.

Denn wenn selbst in den alten Kulturländern unseres Weltteils alle nationalen Gegensätze verschwänden, so würde doch der Weg der Geschichte stets zu neuen Gegensätzen führen. Wie schon jetzt die russische Unkultur dem Westen innerlich feindselig gegenübersteht, so wird bald genug der äußerste Osten nachdrängen, die Mauern, die China umschließen, werden zerbrochen werden durch die gärende Triebkraft der Überfüllung, und wenn dann erst der Kuli hereindringt und mit den deutschen und englischen Handarbeitern in Wettbewerb tritt, dann wird die Not das verrostete Eisen des nationalen Gemeinschaftgefühls wieder zu einem festen Ringe schmieden, und die Solidarität des internationalen Proletariats wird in Trümmer sinken.

Die grauenvollen Tage von Aigues-Mortes haben schon vor dreizehn Jahren die Lehre erwiesen, daß stets das nationale Blut stärker ist, als das internationale Wasser. Das Blut pulst heiß und stürmisch durch die Adern, das Wasser aber wird nur künstlich zum Sieden gebracht. Dort in Aigues-Mortes drang der Arbeiter auf den Arbeiter ein, der Enterbte auf den Enterbten, der Franzose auf den Italiener, die Gemeinsamkeit der proletarischen Interessen versank, und der Jäger schlug das Wild nieder oder trieb es in den Sumpf, in dem es schmählich verkam. Wie oft hatten die französischen Sozialisten auf ihren Kongressen die Brüderlichkeit des Proletariats der Welt verkündet und beschworen, und wie brachen sie schon in dem wilden Getümmel der Bergmannskämpfe den Schwur! Wie sicher haben sie den Beweis geliefert, daß das Nationalgefühl nichts Äußerliches, nichts Künstliches ist: die nationale Gemeinschaft zwingt das Gefühl der internationalen

Solidarität noch immer siegreich zu Boden. Hegel hat Recht: „Die Staaten und Völker in diesem Geschäfte des Weltgeistes stehen in ihrem besonderen bestimmten Prinzipe auf, das an ihrer Verfassung und der ganzen Breite ihres Zustandes seine Auslegung und Wirklichkeit hat, deren sie sich bewußt und in deren Interesse vertieft, sie zugleich bewußtlose Werkzeuge und Glieder jenes inneren Gefühls sind, worin diese Gestalten vorgehen, der Geist an und für sich aber sich den Übergang in seine nächste höhere Stufe vorbereitet und erarbeitet."

Vielleicht wird erst durch eine Schule banger Erfahrungen gewandert werden müssen — nun, wir gelangen ja nur selten anders als durch Extreme zur Wahrheit, und es ist stets das Los der Menschheit gewesen, den Irrtum immer erst zu erschöpfen, ehe sie zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit gelangt . . .

Der Gottesstaat, den das Christentum neben den Staat der Cäsaren stellte, fühlte sich als Ganzes gegenüber den einzelnen Völkern. Und auch heute noch, wo trotz aller Theorien die feineren Unterschiede in dem Charakter der Nationen sich immer mehr umgebildet haben, wird der Klerus als der Leiter dieses Gottesstaates, in sich verbunden durch die lateinische Sprache, den internationalen Charakter bewahren. Daher auch sein in alle Tiefen dringender Haß gegen das Streben der Hohenstauffen, noch einmal das alte Kaisertum vom nationalen Boden loszulösen und eine internationale Weltmacht zu schaffen, die naturgemäß sich gegen die Lehre sträubt, daß geistliche Gewalt über der weltlichen stehe, daher anderseits das Bestreben der Konstantinus und Konstantius, das zerfallende Weltreich durch die intensive Verschmelzung mit dem Christentum auf einen neuen sicheren Boden zu stellen. Weltreich und Gottesstaat hatten ein gemeinschaftliches, wenn auch nicht

ein identisches Ziel, sie waren in jener Zeit der Geburtswehen einer neuen Epoche Verbündete, die von verschiedenen Prinzipien ausgingen und doch auf das engste vereinigt waren. Die Kirche wurde vom Kaisertum gerettet und forderte zugleich eine die Welt und ihre Cäsaren beherrschende Autorität. Der Kampf um die Feststellung der beiderseitigen Rechte hat dann den Inhalt einer tausendjährigen Geschichte gebildet, die in den Tagen Hildebrands den ausschließlichen Sieg des theokratischen Gedankens, in den Tagen Luthers aber die stärkste Reaktion gegen die geistige Gebundenheit heraufgeführt hat.

Wie aber konnte in dem kurzen Raum von wenigen hundert Jahren die Lehre, die aus dem Munde verachteter Söhne einer verachteten Rasse kam, die das farbenfrohe Bild des hellenischen Lebens mit der grauen Farbe der Entsagung übertünchte, die alles Schöne ein Teufelswerk schalt und die Kraft des Leidens als höchste Erfüllung des Menschentums in das Reich der Tat stellte, wie konnte diese Lehre alle Widerstände bezwingen, wie konnte das Kreuz, dieses Zeichen der Verachtung, sich über den Trümmerstätten der alten frohen Götterwelt erheben?

Das tiefe und rührende Geheimnis der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, die immanente Kraft einer Lehre, die ihren göttlichen Stifter durch alle Höhlen irdischen Leidens bis zum Opfertode des Sklaven führte, diese Offenbarungen und Mysterien, alles Jauchzen und Wehklagen, alles, was an Gethsemane und Golgatha rührt, all die Visionen leidenschaftlicher Seelen, die den Toten lebend, den Geist in der Gestalt einer Taube erblickten, aller Glanz und alle Trauer, die über dem Leben und Sterben des Einzigen ruhen, mögen aus dem Rahmen dieser Betrachtungen scheiden. „Das hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille, mit stillem Geist will es empfunden sein."

Nicht das Wesen des Schöpfers der christlichen Religion, nicht die ganze Fülle von neuen sittlichen Werten, die er der Menschheit gebracht hat, sondern nur die Wirkung sei hier gestreift, die er auf das historische Leben geübt hat.

Das, was das Christentum brachte, bot den vollen Kontrast zu allem, was bisher im Empfindungsleben, im sozialen Dasein, in der Politik als Axiom gegolten hatte. Der Olymp wurde entvölkert, und seine göttliche Heiterkeit versank in der unergründlichen Tiefe des Glaubens an den einzigen, geistigen Gott, der kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis duldet. Die reiche Schönheit des Lebens wird wertlos, wird Sünde. Kunst und Wissen verlieren ihr Vorrecht als bester Schmuck und edelstes Ziel des Daseins, und die Philosophen werden zu Frevlern. Die Tapferkeit, der Mut, der Manneszorn wandeln sich in Leidsamkeit, Geduld und Demut; wer einen Backenstreich empfing, reicht fortan die andere Wange dar. Die geistig arm, die sanftmütig, die mühselig und beladen sind, ihnen wird die Krone der Verheißung. Die persönliche Selbständigkeit droht zu versinken in der Lehre von der Gleichheit aller Menschen vor Gott, — „hier ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib“ — Eigentum, Recht und Staat werden unter die Herrschaft von Grundsätzen gestellt, die alles Gewordene negieren, und wo man von Schlachtgetümmel und Siegen träumte, dort wird man fortan nach Herzensreinheit und Gotteskindschaft streben. Und es wird zu solchem Ziele nur einen Weg geben: den Glauben, daß der Sohn eines verachteten Volkes der Erlöser sei. Der Gläubige hat in der Taufe Christus angezogen, auf daß er in ihm Gestalt gewinne; wie er in den Tod gegangen und auferstanden ist, so stirbt der Gläubige, der mit ihm eins ist, der Sünde ab, kreuzigt sein Fleisch und seine Begierden und ersteht zu

neuem sittlichen Leben. Und die Früchte dieses Lebens wird er erst in einem Dasein ernten, das der Grabesnacht folgt, er wandelt im Glauben, nicht im Schauen. Genießen ist Verderben, Entsagung ist Genuß.

Alles, alles, was groß und hehr erschienen war, sinkt in dieser neuen Lehre zu Boden. Alles, was dem Herzen lieb geworden war, was es bewundert hatte in dem Wesen der Vorangegangenen, alles, was der Ehrgeiz ersehnt und die Hoffnung umhegt hatte, bricht plötzlich in dem Lufthauch aus diesem neuen Reiche zusammen, in dem das Leiden und der Schmerz daheim sind und die Lebensfreude erst langsam wieder ein verkümmertes Heimatrecht gewinnt. Es bricht zusammen, obgleich seine Kraft sich noch einmal so stark erweisen soll, daß nach anderthalb Jahrtausenden aus der scheinbar für immer versunkenen Welt ein neues schönheitsgesegnetes Leben erwacht, und daß die stärkste nationale Individualität, der Geist des Deutschtums, vergebens gegen seinen unendlichen Zauber ringt. Hunderttausend Barbaren waren durch die antike Welt gestürmt, unter den Hufen ihrer Rosse erstarben die Blüten hellenischer Schönheit, ein Jahrtausend der Askese hatte gegen Frohsinn und weltliche Freude gerungen, fanatische Eiferer zerstörten des Phidias Wunderwerke und zerfetzten die Gesänge der Heldenzeit, und doch erwachte Helena immer von neuem, sich mit Faust zu vereinen, und aus ihrem Bunde wird immer wieder Euphorion erstehen: „Heilige Poesie, himmelan steige sie, Glänze der schönste Stern, Fern und so weiter fern!"

Und all diese Kraft erlahmte, und ihre Keime blieben durch Äonen ohne Blüte und Frucht, weil ein paar Männer aus Galiläa vom Meister zeugten, der durch das Land gezogen und gestorben war, als er die Liebe predigte. Und noch immer beherrschen uns die einfachen Männer, und ihre fanatischen

Versicherungen pflanzen sich fort, weil sie dem Herzen des Volkes etwas Großes und Gutes zu sagen hatten. „Wer wäre noch nicht im Durchwandeln unserer nun modern gewordenen alten Städte am Fuße der riesigen Denkmäler des Glaubens alter Tage stehen geblieben? Ringsum hat sich alles erneuert, nicht eine Spur der Gewohnheit von einst; nur die Kathedrale ist geblieben, vielleicht ein wenig beschädigt bis zur Höhe, wohin die Menschenhand reicht, aber tief im Boden eingewurzelt. Mole sua stat. Ihre Massigkeit ist ihr Recht. Sie hat der Flut widerstanden, die alles um sie her weggefegt hat. Keiner der Menschen von früher würde, wenn er zurückkäme, um die Stätte, wo er einst gelebt hat, zu besuchen, sein Haus wiederfinden. Nur der Rabe, der sein Nest auf der Höhe des geheiligten Baus ausgeführt hat, sah niemals den Hammer an seine Wohnung ansetzen. Seltsame Verjährung! Diese rechtschaffenen Märtyrer, diese rauhen Bekehrten, diese Seeräuber, die Erbauer der Kirchen, beherrschen uns noch immer. Wir sind Christen, weil es ihnen beliebt hat, es zu werden."

So Ernst Renan. Und doch sind wir nicht deshalb Christen, weil es ihnen beliebte, es zu werden, sondern weil sie erschienen sind, als die Zeit erfüllet war und als die Welt müde und qualvoll in der Sehnsucht nach einem Neuen, Unerhörten lebte, und weil sie, die erschienen, an die Wahrheit ihrer Verkündung glaubten. Die Überzeugung, der Glauben versetzt nicht nur Berge, sondern er reißt auch nieder und er baut auf, er zerstört Welten und schafft neue. Nennt sie „abscheuliche, schmutzige, abgezehrte Narren", aber diese Narren bezwangen Rom.

Und sie bewiesen nicht, sie stellten ihre Lehrsätze in der Form und mit dem Nachdruck von Dogmen auf, und wenn sie

sich selbst oder Anderen Zweifel zu lösen hatten, so wiesen sie gleich den Jüngern des Pythagoras auf den Meister hin: „Αὐτὸς ἔφα — er selbst hat es gesagt.“ Auch hier ist der revolutionäre Stil dogmatisch gewesen und auch hier war er gebieterisch wie ein Despot. Aber dieser Stil ist der Ausfluß eines Gewissens, das nicht politisch, sondern moralisch sein will, das auf die Pflichten, nicht auf die Rechte den entscheidenden Wert legt.

Und mit dieser dogmatischen, stets verständlichen, niemals zu der Unklarheit philosophischer Darstellung sich versteigenden Art der Lehre wendet sich die Revolution, die den Morgen unserer Zeitrechnung heraufführt, an die Masse, an die ungeheure Mehrheit, die nicht teil hatte an den Schätzen, die Rom gesammelt hatte, die nur bluten und leiden durfte für einen Ruhm, der niemals der ihre wurde, für eine Macht, die sie selbst erniedrigte.

Hier wohnte die Resignation, und jede Hoffnung mußte Schlummerndes erwecken. Sie dringt in die Hütten der Fischer, in die Säle der Gladiatoren, in die Stätten der Zwangsarbeit und des Sklaventums. Die Neuen gaben nur Trost im Unglück, nicht heitere Befriedigung, aber sie schufen einen Halt, ein kräftiges Motiv der gegenseitigen Unterstützung. Den Sklaven, die nach Catos hartem Worte nur arbeiten oder schlafen durften, die durch keine Wünsche und keine Erwartungen an das Dasein geknüpft waren, hatten allerdings schon zu Hannibals Zeiten kraftvolle Männer die Befreiung verheißen, Aristonikos hatte die „Bürger der Sonnenstadt“ zur Empörung getrieben, in Cilicien trug der Sklave Diodotos sieben Jahre lang die Königskrone, in Sizilien sammelten Achaeos und Kleon die wilden Hirten und die Feldarbeiter, und als sie besiegt waren, da schlug Publius Rupilius von den Verzweifelten

20000 ans Kreuz. In der Zeit der Kimbern hatten Salvius und Athenion die Massen begeistert, und Spartakus erkaufte sich und den Seinen das letzte Recht des freien Todes. Aber das Meer von Jammer und Elend trat nicht zurück: „Dieses Meer“, so sagt einmal Mommsen, „das in diesem elendesten aller Proletariate sich vor unseren Augen auftut, mag ergründen, wer den Blick in solche Tiefen wagt; es ist leicht möglich, daß mit denen der römischen Sklavenherrschaft verglichen, die Summe aller Negerleiden ein Tropfen ist.“ Der große Julier hatte wohl versucht, durch vielseitige Reformen den ärgsten Übeln der römischen Kapitalistenwirtschaft zu steuern, aber die Lage der Sklaven blieb dennoch grauenvoll, und wie vor seiner Zeit so war auch nach ihm das stärkste Ferment des gesellschaftlichen Lebens, ein leistungsfähiger Mittelstand, nur Chimäre. Zwischen der Welt der Reichen und der Welt der Bettler gab es kein Mittelglied, sondern nur Gegensätze. „Je deutlicher und peinlicher diese Gegensätze auf beiden Seiten empfunden wurden, je schwindelnd höher der Reichtum stieg, desto häufiger wurde in dieser wechselvollen Welt der Spekulation und des Glückspiels der einzelne aus der Tiefe in die Höhe und wieder aus der Höhe in die Tiefe geschleudert. Je weiter äußerlich die beiden Welten auseinander klafften, desto vollständiger begegneten sie sich in der gleichen Vernichtung des Familienlebens, das doch aller Nationalität Keim und Kern ist, in der gleichen Faulheit und Üppigkeit, der gleichen bodenlosen Ökonomie, der gleichen unmännlichen Abhängigkeit, der gleichen nur im Tarif verschiedenen Korruptionen, der gleichen Verbrecherentsittlichung, dem gleichen Gelüsten, mit dem Eigentum den Krieg zu beginnen. Reichtum und Elend im innigen Bunde treiben die Italiker aus Italien aus und füllen die Halbinsel halb mit Sklavengewimmel, halb mit schauerlicher

Stille. Es ist ein grauenvolles Bild, aber kein eigentümliches: überall wo das Kapitalistenregiment im Sklavenstaat sich vollständig entwickelt, hat es Gottes schöne Welt in gleicher Weise verwüstet. Wie die Ströme in verschiedenen Farben sich spiegeln, die Kloake aber überall sich gleich bleibt, so gleicht auch das Italien der ciceronischen Epoche — und auch das Italien der beginnenden Kaiserzeit — wesentlich dem Hellas des Polybios und bestimmter noch dem Karthago der hannibalischen Zeit, wo in ganz ähnlicher Weise das allmächtig regierende Kapital den Mittelstand zugrunde gerichtet, den Handel und die Gutswirtschaft zur höchsten Blüte gesteigert und schließlich eine gleißend übertünchte sittliche und politische Verwesung der Nation herbeigeführt hatte. Alles, was in der heutigen Welt das Kapital an argen Sünden gegen Nation und Zivilisation begangen hat, bleibt so tief unter den Gräueln der alten Kapitalistenstaaten, wie der freie Mann, sei er auch noch so arm, über dem Sklaven bleibt." *)

In den Provinzen war das Bild nicht heller, hier führte die Oligarchie der Kapitalisten eine so rücksichtslos despotische Herrschaft, daß das unsäglichste Elend die unvermeidliche Folge war. „In Kleinasien standen in Cäsars Tagen Städte wie Samos und Halikarnassos fast leer; der rechtliche Sklavenstand schien hier, verglichen mit den Peinigungen, die der freie Provinziale ertrug, ein Hafen der Ruhe, und sogar der geduldige Asiate war des Lebens überdrüssig geworden. Wen zu ergründen gelüstet, wie tief der Mensch sinken kann, sowohl in dem frevelhaften Zufügen wie in dem nicht minder frevelhaften Ertragen alles denkbaren Unrechts, der mag aus den Kriminalakten dieser Zeit zusammenlesen, was römische Größe

*) Nach Mommsen, Neue Geschichte Bd. III.

zu tun, was Griechen, Syrer und Phöniker zu leiden vermochten. Selbst die eigenen Staatsmänner räumten öffentlich und ohne Umschweife ein, daß der römische Name durch ganz Griechenland und Asien unaussprechlich verhaßt sei."

Das System der sozialen Qual aber wurde gestützt durch eine Militärmacht, deren Glieder die ganze Welt des alten Orbis umfaßten, wie sie selbst auch dieser ganzen Welt entstammte. Sie unterdrückte wie jeden Aufstand, so jedes Begehren, sie klammerte Nationen und Rassen zusammen und erstickte die Hoffnung. Auf sie stützte sich gleich der kapitalistischen Oligarchie der republikanischen Zeit auch das Cäsarentum, das nicht als eine Zivilgewalt zur Macht gelangt war, sondern auf den Waffen beruhte: der Caesar war zugleich Imperator aller Legionen.

Hier konnte eine gewaltsame Empörung den eisernen Reif nicht sprengen, selbst der Anprall der Germanen erschütterte kaum das Reich in seinem Innersten, hier konnte die Revolution nur siegen durch eine volle Umwandlung der Gesinnung, durch die Aussaat neuer sittlicher und lebensstarker Ideen. Vorher glich die große, stumme, tiefergebene Klasse nach dem Worte Thomas Carlyles dem Enceladus, der in seinen Schmerzen, wenn er über sie klagen will, Erdbeben hervorrufen muß, jetzt fand der unglückselige Riese die Fähigkeit, sich von seinen Banden zuerst geistig und dann auch physisch zu befreien. Aus der Tiefe der Gesellschaft erwuchs alsbald jene Gemeinschaft der Mühseligen und Beladenen, jene Masse, die durch die gleiche Gesinnung, die gleiche Absicht und das gleiche Ziel geleitet wird und darum alle Voraussetzungen erfüllt, die einst Plato für den sozialen Zukunftsstaat gefordert hatte.

Die Bedrohten haben sich wohl gewehrt, sie haben die Machtmittel des Staates zur Unterdrückung der neuen Be-

strebungen aufgerufen und doch nur Märtyrer geschaffen, die wieder durch ihre Leiden den Fanatismus steigerten und immer neue Nachfolger erweckten: der Blutrausch, der heute die russischen Empörer ergriffen hat, der in den Zeiten Robespierres Kinder und Greise, Schwächlinge und Starke, Frauen und Männer gleichmäßig zum Opfer erkor, ging auch durch das erste Jahrhundert des christlichen Lebens. Nur daß diese Revolutionäre der Sanftmut und der Entsagung, diese Verächter alles Irdischen, diese brünstigen, seligkeitstrunkenen Adepten einer anderen Welt nicht die Henker waren, sondern die Opfer, nur daß sie nicht die Herren ans Kreuz schlugen, sondern mit einem Gebet auf den Lippen die Arme ausbreiteten, um sich selbst an das Holz heften zu lassen. Und dieses seltsame Heldentum des Leidens, dieses feierliche Verlangen, durch Geduld zu überwinden, mußte um so natürlicher erscheinen, als nach den entscheidenden Grundsätzen des ersten Christentums die Pflichten des Bürgers den Forderungen des inneren Lebens und des religiösen Glaubens nachstehen mußten, als die Gläubigen hierdurch von Anbeginn in schroffen Widerspruch zu der griechischen und römischen Grundansicht traten, daß der Mensch zum Handeln berufen und daß der Mittelpunkt seines Handelns der Staat sei, als sie selbst ja einen Staat im Staate bildeten, gegen den gerade die stärksten Vertreter der römischen Politik, wie Decius und Diocletian, am härtesten vorgehen mußten. Die staatliche Universalität reagierte gegen die universellen Ansprüche der neuen Lehre, die alsbald daran ging, sich den Staat unterzuordnen, bis das kluge Kompromiß des Kaisers Konstantin die beiden Mächte als Bundesgenossen vereinte.

Seltsam, daß jenes Dulden und Geduldsen demselben tiefen Brunnen des Seelenlebens entstammte, aus dem der Quell der

Unduldsamkeit sprudelt. Seltsam und doch verständlich. Denn jede Dogmatik verdammt den Zweifel als Todsünde eben um seines eigenen Wesens willen. Die geistige Freiheit aber kennt kein Dogma, nichts, was dem Glauben Fesseln aufzwingt. Sie will, daß jeder Glaube persönlich erkämpft, nicht, daß er aus Konnivenz angenommen und aus Trägheit beibehalten wird. Das Dogma ist der Feind jedes persönlichen Lebens, und doch steht nur dem der Glaube wahrhaft schön, der ein reiches Wissen besitzt. Wo gar die weltliche Macht des Staates, wie es damals geschah, als die Scheiterhaufen durch das Dunkel des Mittelalters lohten, den Versuch wagt, den Glauben zu erzwingen, dort wird der Staat nur den Haß gegen sich selbst bewaffnen.

Griechen und Römer haben religiöse Meinungen kaum jemals verfolgt. Denn bei diesen Völkern hatten, wie der alte Friedrich Christoph Schlosser einmal sagt, Geistliche in unserem Sinne des Wortes und Gelehrte vom Handwerk, die einzigen Menschen, die solche Meinungen unversöhnlich zu verfolgen pflegen, niemals einen so entscheidenden Einfluß auf die Regierung, wie unter uns, und wenn sie ihn einmal erhielten, wie unter Hadrian, so verfolgten sie nicht die Meinungen, sondern die Personen. Es ist ein tiefes, wenn auch bitteres Wort, das Schiller in seiner Geschichte vom Abfall der Niederlande ausspricht, daß „Römer und Bataver menschlich kriegten, denn sie kriegten nicht für die Religion.“ Schließlich entspringen alle Meinungen dem Zustande der Gesellschaft, und gerade ihre Mannigfaltigkeit ist ein Zeichen der wunderbaren Fruchtbarkeit des menschlichen Geistes.

Die Unduldsamkeit des Staates macht die ersten Christen zu Märtyrern; später, wenn ihr Einfluß erstarkt ist, werden diese selben Christen vergessen, daß auch ihre Religion einst

Ketzerei gewesen ist, sie werden Scheiterhaufen für die Ungläubigen errichten und den am Leben strafen, der in dem Streit um die Gottgleichheit oder Gottähnlichkeit des Stifters nicht dem von der Mehrheit approbierten Rezept sich anschließt. Sie werden die Einheit der Kirche erringen, aber sie werden dennoch zum Heile der Menschheit niemals eine Einheit des Glaubens erreichen. Denn nur das Mannigfache schafft Bewegung, und nur Bewegung ist Entwicklung.

Jetzt aber schaffen diese Christen durch ihre starre Einseitigkeit aus der winzigen Zahl der zuerst Erwählten eine Mehrheit, die alsbald zur Herrin der Welt werden soll. Sie erfüllen ihre Mission, weil sie jedes Kompromiß verschmähen, und sie stürzen die Welt der Antike, weil zugleich den Grund ihrer Seele die höchste und zarteste Sittlichkeit erfüllte, die jemals der Menschheit zu eigen war. Nur so konnte der Erfolg über die Jahrhunderte dauern, nur so eine neue Kultur geschaffen werden.

Hier, auf dem Gebiete der Sittlichkeit, in dem absoluten Übergewicht des Seelenlebens über dem physischen Begehren, liegt das, was diese erste große Revolution von allen späteren Umwälzungen scheidet; in der dogmatischen Einseitigkeit wiederum, in dem Appell an die Masse, in der langsam sich steigernden Unduldsamkeit, die dem Geiste des Gründers so wenig entspricht, liegen Erscheinungen von frappanter Ähnlichkeit vor.

Und diese Ähnlichkeit setzt sich fort bis in unsere Tage. Auch die Sozialdemokratie tritt ihren Proselyten mit einem fertigen System entgegen, und nur der hat in ihren Reihen Bedeutung, der alle individuellen Güter aufgibt und sich den Dogmen willig fügt. Nur sind diese Dogmen anders geartet. Die christliche Lehre ist geistig, das Reich, das sie errichtet, ist nicht von dieser Welt. Für die Sozialdemokratie aber ist es

ein Dogma, daß alle sozialen Erscheinungen ausschließlich auf wirtschaftliche Ursachen zurückzuführen sind, darum hat für sie nur die historisch-materialistische Geschichtsauffassung ein Existenzrecht, darum verschwinden die entscheidenden sittlichen und religiösen Fragen nebelhaft im Hintergrunde der Betrachtung. Nur das leiblich-sinnliche Dasein hat Wert, alle anderen Lebenserscheinungen und Bewußtseinsformen sind nur Reflexe und Spiegelbilder der materiellen Lebensbedingungen. Hier ist alle Geschichte nur die Geschichte von Klassenkämpfen, sie bildet einen steten Umwälzungsprozeß, und sie hat einen Zustand heraufgeführt, der nur beseitigt werden kann, wenn die Herrschaft der Bourgeoisie durchbrochen und an Stelle des Privateigentums und der Privatproduktion der Kommunismus gesetzt wird. Ergreift erst das Proletariat die Staatsgewalt, so verwandelt es alsbald die Produktionsmittel in Staatseigentum. Dann wird der Gemeinbesitz das Privateigentum ersetzen, es wird keine Privatrechte auf die Erzeugnisse mehr geben, und ebenso werden alle Produkte gemeinschaftliches Besitztum sein. Das Individuum aber wird nur über jene Gebrauchsgegenstände verfügen, die ihm nach seinem Anteil an der kollektiven Produktion zukommen.

Diese Sätze haben Dogmenkraft erhalten, und weil sie der Fassungskraft der Masse sich anfügen, weil sie zugleich dem utopistischen Hange, der in der Menschheit lebt, entgegenkommen, deshalb unterdrückt man die Kritik und antwortet auf jede Frage nach dem Wie und Wo mit der nichtssagenden Mahnung, abzuwarten. Daß mit dem Sturze aller Privatrechte der stärkste Antrieb zur Arbeit und zum Schaffen verschwindet, daß die Individualität geopfert wird, nachdem ein tausendjähriger Kampf erst wieder das Recht der Persönlichkeit statuiert hat, daß alle Menschen nivelliert, alle Bildung uni-

formiert wird, daß die Ungleichheit der Menschen jedem Gleichheitsschema widerspricht, das versinkt in dem schattenhaften Bilde dieses häßlichen Traumes, der, zur Wirklichkeit gestaltet, das Leben armselig und inhaltslos macht. Alle Geisteskraft würde nur dazu dienen, die Menschenwelt einförmig und eintönig zu machen. Da bekämen wir, so schreibt einmal Albert Kalthoff, das Gefühl, daß wir überflüssig wären in der Welt. Denn daß wir nicht überflüssig sind im Leben, das liegt eben daran, daß kein anderer an unserer Stelle untergeschoben, mit uns verwechselt werden kann, daß es eine Lücke des Lebens der Herzen gibt, in die nur wir allein genau hineinpassen, und wenn auch einmal ein anderer unseren Platz einnimmt im Leben, doch eine Lücke bleibt, die als die einzige Spur unseres Daseins in dem Menschenherzen zurückbleibt und nur unserem Bilde und unserem Wesen entspricht. Das Gefühl, überflüssig zu sein in der Welt, in ihr keinen eigenen Platz auszufüllen, keine eigenen Werte zu vertreten, das ist die wahre Verdammnis des Lebens, und wer dieses Gefühl mit sich herumschleppt, ohne es loswerden zu können, der leidet Schlimmeres als alle Höllenqualen; aber das Gefühl, mit der bescheidensten Kraft, die in uns lebt, doch noch einen notwendigen, gottgewollten, unersetzlichen Beitrag zu liefern zu dem göttlichen Besitzstande der Menschheit, das ist Leben. Nach Bebel ist „der höchste moralische Zustand derjenige, in dem die Menschen sich als Freie und Gleiche gegenüberstehen“ — frei macht aber nur der Tod und gleich sind wir nur vor Gott.

Und der Lohn dieser furchtbaren Verödung? Würde der Wettbewerb unter den Völkern zum Schweigen gebracht? Würde jede Abhängigkeit heimischer Produktionszweige von ausländischen Märkten verschwinden? Würden alle Krisen erstickt werden? Oder würden nicht mehr neue Ursachen zu neuen

Katastrophen führen, die gerade aus dem Ausscheiden der Persönlichkeit und ihrer Interessen sich ergeben? Würde nicht auch in dem neuen Gebäude, wenn anders nicht die Anarchie die Herrschaft führen soll, der Glaube an die Unfehlbarkeit und Allwissenheit der „Ordner“ die Voraussetzung bilden? Die Industrie, der Ackerbau, all die tausend Ströme des wirtschaftlichen Lebens müssen doch geleitet und gelenkt, das Einkommen muß im Verhältnis zur Leistung verteilt, jeder Streit geschlichtet werden. In der Voraussetzung selbst liegt ihre Widerlegung.

Ach, welch tolle Ironie, daß dieses neue Dogma in harte Nachbarschaft tritt zu den primitivsten Lebensformen der menschlichen Entwicklung! Das empfindet auch Bebel, wenn er in seinem Buch über die Frau erklärt: „Die menschliche Gesellschaft hat in Jahrtausenden alle Entwicklungsphasen durchlaufen, um schließlich dahin zu gelangen, von wo sie ausgegangen ist, zu kommunistischem Eigentum und zur vollen Gleichheit und Brüderlichkeit, aber nicht mehr bloß der Gentilgenossen, sondern aller Menschen. Aber indem die Menschheit zum Ausgangspunkt ihrer Entwicklung zurückkehrt, geschieht dies auf menschlich höherer Kulturstufe als die je war, von der sie ausgegangen ist. Besaß die Urgesellschaft in der Gens, im Clan das Gemeineigentum, so nur in rohester Form und auf unentwickelter Stufe. Der Entwicklungsgang, der sich seitdem vollzog, hat zwar das Gemeineigentum bis auf kleine unbedeutende Reste aufgelöst, die Gentes zertrümmert und schließlich die ganze Gesellschaft atomisiert, er hat aber auch in seinen verschiedenen Phasen die Produktionskräfte der Gesellschaft und die Vielseitigkeit der Bedürfnisse in gewaltigster Weise gesteigert, aus den Gentes und Stämmen die Nationen und großen Staaten geschaffen, aber damit wieder einen Zustand

erzeugt, der mit den Bedürfnissen der Gesellschaft in den schreiendsten Widerspruch tritt. Die Aufgabe der Zukunft ist, diesen Widerspruch dadurch zu lösen, daß auf breitester Basis die Rückverwandlung des Eigentums und der Arbeitsmittel in gemeinsames Eigentum vorgenommen wird."

Bebel selbst nennt also den Weg, der zum sozialen Heile führen soll, eine Rückkehr der Menschheit zum Ausgangspunkte ihrer Entwicklung. Wenn er aber dennoch in dem ersehnten Zustande etwas Neues, Großes und Unerhörtes erblickt, so vergißt er, daß die Voraussetzung gerade in der von ihm verurteilten Struktur der Gesellschaft ruht, daß der Fortschritt nur möglich wurde, indem man den Ausgangspunkt verließ, die Formen der Urgesellschaft preisgab und die Gentes und Stämme zu großen Nationen und Staaten vereinte. Nicht der Kommunismus wirkte schöpferisch, sondern die Befreiung von ihm, die Lossagung von einem Zustande, der dem menschlichen Geiste die Schwingen raubte und ihn festhielt an dem kleinlichen Interessenleben des Clans. Auch unsere Zeit bietet ein Spiegelbild dessen, was der moderne Sozialismus als Ziel aufstellt: in seiner Dorfgemeinde hat der Russe die ursprüngliche, gesellschaftliche Bodenproduktion in ihrer eigentumslosen Gestaltung bewahrt. Das ökonomische Prinzip der russischen Landgemeinde, so schreibt Alexander Herzen, ist der vollkommene Gegensatz der Theorie des Malthus. Die Gemeinde läßt jeden ohne Ausnahme an ihrem Tische Platze nehmen. Das Land gehört ihr, nicht den einzelnen Gliedern; diese haben das unverletzliche Recht ebenso viel Land zu besitzen, wie jedes andere Mitglied derselben Gemeinde. Dieses Land gehört jedem lebenslänglich; er kann darüber nicht testamentarisch verfügen und er hat es auch nicht nötig. Sobald der Sohn das Mannesalter erreicht, hat er selbst bei Lebzeiten seines Vaters

das Recht, von der Gemeinde ein Stück Land zu beanspruchen, dagegen fällt nach dem Tode eines jeden Familienmitgliedes das Land der Gemeinde wieder zu. Und wunderlich genug: der Ursprung der russischen Dorfgemeinde, des Mir, beruht nicht im Slaventum, sondern die Wurzeln gehen nach Indien. Das alte indische Dorf ist sein Vor- und Ebenbild. Als Germanen, Slaven und Kelten in ihrer indischen Urheimat beisammen wohnten, war das kommunistische Dorf ihre gemeinschaftliche Gesellschaftseinrichtung. Der Mir bedeutet die Verkörperung des uralten Grundsatzes der Menschheit: Recht auf Land. Er ist die wirtschaftende Gemeinde im strengsten Sinne des Wortes, er ist die zu einer Assoziation der Arbeit gewordene Gemeinde. Das Eigentumsrecht läßt ihn kalt; er fordert den Besitz des Bodens, auf dem er lebt und webt. Und folgerichtig hat auch Karl Marx den russischen Agrarkommunismus als den Ausgangspunkt aller kommunistischen Entwicklung hingestellt, er hat also, wie nach ihm Bebel, die Ursache der furchtbaren Erbitterung des russischen Volkes und der aus ihr keimenden Revolution zum Ziel der Proletarier aller Länder erhoben.

Aber die Formel lautet: „Vergesellschaftung aller Produktionsmittel", und um dieser Zauberformel willen, die ihre wunderbare Wirkung bis in den letzten heimlichen Winkel des häuslichen Lebens übt, soll der einzelne mit den Früchten seiner Arbeit zugleich seine Persönlichkeit opfern, um ihretwillen soll eine internationale Revolution ausbrechen und der Kampf immer neue Minderheiten gegen immer neue Mehrheiten zu einer dauernden Gabe für die friedenshungrige Menschheit werden. Denn selbst wenn die „Expropriation der Expropriateure" sich ohne Blutvergießen vollziehen und der Staat sich lächelnd seiner Macht entkleiden würde, so würde sich wieder-

holen, was einst in den Tagen der Condorcet, Robespierre und Danton, der Hébert, Barras und Bonaparte geschah: Das Schwert würde doch zuletzt sein Recht fordern, und das Mannestum würde wieder zum Herrn und Schöpfer der Geschichte werden.

Aber der Kampf ist in Wahrheit das Endziel dieser neuen Jünger der Revolution, nicht die besonnene und wohlerwogene Reform. Gewiß, es ist unwahrscheinlich, daß ganze Gesellschaftsklassen aus Menschenliebe oder aus Interesse am Gewinn sich plötzlich ihrer Vorrechte entäußern würden, wohl aber hat die kurze Zeit von drei Jahrzehnten, zumal in Deutschland, bewiesen, daß ein langsames Abschleifen der härtesten Härten, ein langsamer Ausgleich in dem Sinne möglich ist, daß dem weitaus überwiegenden Teile der Menschheit eine gesicherte Existenz und ein gewisses Maß des Genusses zu teil wird.

Die psychologische Quelle für dieses ewige Kampfbedürfnis, das den sozialistischen Bestrebungen Inhalt und Farbe gibt, hat Werner Sombart richtig geschildert: „Beide, Marx und Engels, haben ihr Leben lang nicht aufgehört, mit dem Verstande, mit der kühlen Überlegung jenen Realismus zu vertreten, der den Kern ihrer Weltauffassung bildet. Aber vergessen wir es nicht, daß sie unter dem Donner der Revolutionsschlachten ihre Lehre koncipiert haben, daß sie selbst Typen jener unstäten Feuerseelen waren, die, um in Europa den Brand zu entfachen, emsig von Ort zu Ort liefen, dem Welteneichhörnchen vergleichbar. Bedenken wir, welches Maß von Groll und Haß sich im Innern dieser Emigranten-Existenzen ansammeln mußte, die ihr Leben hindurch nichts als Spott, Hohn und Haß, Verachtung und Verfolgung von ihren mächtigen Gegnern zu erfahren gehabt haben. Welch ein übernatürliches Maß von Selbstdisziplin und Beherrschung gehörte dazu, um nicht bei jeder Gelegenheit, die sich bot, dem verhaßten Gegner in die Wade zu beißen! Wenn dieser verjährte

Groll in den alten Revolutionshelden aufsteigt, wenn ihnen die Wut die Kehle zuschnürt, dann fliegt die realistische Seele zum Fenster hinaus und überflutet das ganze Wesen."

Hier ist der Kampf eben das Ziel geworden und der Umsturz der bestehenden, gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung bewußte Absicht. Immer wieder vernimmt man von rasselnden Ketten, die zerbrochen werden müssen, von blutigen Zusammenstößen, die unvermeidlich sind, von Barrikaden, Totschlag und Mord. In der Ferne aber steht das lockende Bild einer Zeit des Friedens und der Seligkeit, ein goldenes Jahrhundert, daß ohne Richter und Gesetz, ohne Laster und Verbrechen dahinzieht und das Jammertal des Lebens in ein Gefilde der Seligen wandelt. Die weiße Fahne des Friedens über Leichenhaufen wehend! So hat einst Robespierre am 9. Thermidar gerufen: „O edler Eifer der Kinder des Vaterlandes! O naive und reine Freude der jungen Bürger! O kostbare Tränen der gerührten Mütter! O göttlicher Reiz der Unschuld und der Schönheit! O Majestät eines großen Volkes, das durch das Gefühl seiner Stärke, seines Ruhmes und seiner Tugenden beglückt wird!" Auch er wollte die alte mürrische Erde in ein Gefilde der Seligen verwandeln, auch er gedachte auf Leichenhaufen die weiße Fahne des Friedens aufzupflanzen. Und während St. Juste Hekatomben niedermetzeln läßt, hat er gefühlvolle Träume vom Menschheitsglück: „Die Hütten und die Tugenden sind die Größen der Welt; laßt uns an den Ufern der Flüsse wohnen, um unsere Kinder zu wiegen und sie in der Selbstlosigkeit und Unerschrockenheit zu unterweisen."

* * *

Als der reine Gedanke der Revolution von Nazareth entweiht und entstellt war, so daß schon im dritten Jahrhundert Cyprianus klagen mußte, daß die meisten Bischöfe sich mit weltlichen Geschäften abgeben und mit tückischem Truge Güter

an sich zu reißen suchen, als andererseits ein Tertullian die völlige Weltentfremdung als das wahre Christentum empfahl und den Satz aussprach: „So lange ich Heide war, glaubte ich, der Mensch sei sich dem Vaterlande, den Reichsangelegenheiten und seinen eigenen äußeren Verhältnissen schuldig, allein niemand wird für andere geboren, um für sich selbst tot zu sein," als hier das Mönchtum mit seinem Müßiggang gepriesen wurde und dort die Hierarchie immer reichere weltliche Rechte forderte, als die Zeremonien im Werte stiegen und der Hochmut der Schriftgelehrten das Einfach-Schöne der Religion in spitzfindigen Erörterungen zerstörte, als es nicht mehr der einzige Zweck der Religion blieb, die Grundsätze der Sittlichkeit tief in die Seelen zu drücken, als die Klarheit in mystischen Nebeln versank und als dann die Bekenner des Gottes der Barmherzigkeit und des Friedens den Zweifel wie den Irrtum in Blutströmen ertränkten, als aus dem Lichte des Heilands eine Flamme wurde, als die Kirche immer gieriger hinübergriff in die Rechte der Laien und die Schande von Canossa auf den Wängen brannte, als es das Recht der Kirche wurde, zu binden und zu lösen, den Himmel zu öffnen und in die Hölle hinabzustoßen, als das Wort des Gregor von Nazianz: „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so bin ich so gestimmt, daß ich jeder Versammlung der Bischöfe fliehe; denn es regieren daselbst unbeschreibliche Streit- und Herrschsucht," als dieses Wort des Gregor für immer Geltung erlangte, als die Inquisition im Namen des Heilandes die Verwüstung über die Fluren trug und da, wohin sie kam, in dem Geiste der Völker die Stille hinterließ, die auf Gräbern ruht, als so die Zeit erfüllet war, da brach eine neue Revolution über die Menschheit herein. Und wieder war ein schlichter Mann aus geringem Stande ihr Erwecker und Träger.

Viertes Kapitel.

Luthers Tat.

„Gewiß war Luthers Tat eine Revolution, und da der religiöse Glaube im innersten Kerne des Volksgemütes wurzelt, so griff sie in alles Bestehende tiefer ein, als irgend eine politische Umwälzung der neuen Geschichte. Es ist wahrlich kein Zeichen evangelischen Mutes, wenn manche wohlmeinenden Protestanten dies zu leugnen oder zu verhüllen suchen. Nur ein Mann, in dessen Adern die ungebändigte Naturgewalt deutschen Trotzes kocht, konnte so Vermessenes wagen.“

So sprach im Jahre 1883, als vier Jahrhunderte seit Luthers Geburt vergangen waren, in seiner Erinnerungsrede Heinrich von Treitschke. Und es wäre wahrlich ein seltsames Unterfangen, den revolutionären Charakter einer Tat zu bestreiten, die nicht nur die gesamte Ordnung der sittlichen Welt und alles, was in ihr heilig gewesen, mit einem furchtbaren Schlage zusammenstürzte, die nicht nur die lange Kette aller der Traditionen jäh zerriß, die von Giovanni de Medici, Lorenzos Sohne, der als Leo X. regierte, bis weit über die Zeiten des heiligen Augustinus reichte, die auch, ungeahnt von dem Urheber der Tat, das ganze Gepräge des politischen Lebens umgestalten, neue Gegensätze schaffen und ungeheure Katastrophen heraufführen sollte. Nicht der Ansturm der Ritter unter Sickingens Führung, nicht der Aufruhr der

Bauern von Mittel- und Süddeutschland, nicht das Aufflammen des Kampfes der territorialen Fürsten gegen die in fremdem Boden wurzelnde Reichsgewalt des Habsburger Kaisertums haben den Inhalt der großen germanischen Revolution gebildet, sondern das Auftreten des Bergmannssohnes von Eisleben gegen die Autoritäten, die solange das Leben beherrscht hatten, und gegen die Lehre, auf der ihr Ansehen gegründet war.

Als Luther an dem letzten Oktobertage des Jahres 1517 die Thesen an die Schloßkirche von Wittenberg heftete, da hatte er selbst keine Ahnung von der unermeßlichen Wirkung seiner Tat. Dem Genius wird stets eine gewisse Unbefangenheit, die Naivität der Gotteskinder, zu eigen sein, die niemals den strengen Regeln der nüchternen Erwägung, dem Gesetze der Nützlichkeit, stets aber jener geheimnisvollen Stimme folgen, die in ihrem Innern tönt und klingt und sie vorwärts treibt über alle bürgerlichen Grenzen, über alles Streben der Alltagswelt hinaus. Jedes Kind, sagt Schopenhauer, ist gewissermaßen ein Genie und jedes Genie gewissermaßen ein Kind. Weil aber das Genie naiv ist, deshalb ist ihm Unregelmäßigkeit zu eigen, und weil es sich führerlos, kunstlos und regellos bewegt, deshalb wird die Trivialität es stets bekämpfen, sie wird Sokrates immer wieder zum Giftbecher verurteilen und Jesus von Nazareth kreuzigen, sie wird Cromwells Gebeine schänden und in Otto von Bismarck nur den Nörgler erblicken, der aus allzu menschlichen Motiven sein eignes Werk zerstört.

Man darf die Welt des Mittelmaßes nicht allzu hart deshalb verdammen. Das Genie zieht nicht mit Lärmen in die Welt, und schwer erkennt das Auge der Zeitgenossen, in wessen Gemüt die Saat eines großen Schicksals ausgesät wurde, schwer erkennt es das Ziel, eben weil der Same, den

geniale Naturen streuen, nur langsam aufgeht und nur langsam zur vollen Entwicklung kommt. Der Mensch von Mittelmaß wird stets das Vorurteil lieben, das zu zerstören eben des großen Mannes Arbeit ist, er haftet am Niederen, und der andere will ihn doch hinaufführen auf die Zinnen seines Wundertempels, er will der Ruhe pflegen, und aus dieser Ruhe schreckt ihn rücksichtslos die Leidenschaft, die heißblütige Gefährtin des Genius. „Wer da lebt, die Erde zu gestalten, kann darauf nicht lang' und tiefe Ruhe halten."

Und doch darf der vom Schicksal also Begnadete sich nicht loslösen von dem, was historisch gegeben ist, er darf nicht fühllos bleiben gegen das, was sein Volk, was die Menschheit bewegt und erregt, sondern seine Seele muß dem Brennspiegel gleichen, in dem sich die Sonnenstrahlen vereinen, um durch die geeinte Kraft ihrer Glut die Flamme zu erzeugen, die zugleich zerstören und wärmen soll. Was still und unverstanden oder als heimliches Sehnen in der Menschheit ruht, das muß durch seine Seele gehen und dort zum Willen werden. Aber die Zeit muß erfüllet sein, sie muß reif sein für den Mann wie für die Tat. Hart ist das Schicksal derer, die zu frühe kommen.

Als Luther erschien, da harrte das Feld des Schnitters. Der aber die Sense schwang, fühlte sich selbst als treuer Sohn der Kirche, und noch als er die päpstliche Bulle auf dem Scheiterhaufen verbrannte, da ahnte er kaum das Ende und Ziel seiner Sendung. Auch er glaubte, nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen. Und er konnte dennoch, gleich dem Größeren vor ihm, gleich den anderen großen Menschen der Geschichte nur erfüllen, wenn er die Kraft der Auflösung besaß, wenn er die Hand an alles Gewordene legte und selbst dort Wunden schlug, wo er gern verschonen wollte. Daher am Schlusse seines

Lebens, als der Kampfeszorn verraucht war, der tragische Zweifel, ob er recht gehandelt habe, daß er die Stimme erhob — auch dem lebensstarken, robusten Bergmannssohn blieb die Melancholie nicht fern, jene Stimmung, deren Sinnbild der Philosoph des Pessimismus in dem bewölkten Gipfel des Montblanc erkannte: „Aber wenn bisweilen, zumal früh morgens, der Wolkenschleier reißt und nun der Berg, vom Sonnenlichte rot, aus seiner Himmelshöhe über den Wolken auf Chamounix herabsieht, dann ist es ein Anblick, bei welchem jedem das Herz im tiefsten Grunde aufgeht."

Luthers erste Tat, die schicksalsschwerste, die sein Jahrhundert sah, war weder gegen das Papsttum noch gegen die weltlichen Gewalten gerichtet; er hat in seinen Thesen nicht einmal den Ablaß bekämpft, den er als kirchliche Einrichtung noch ehren zu müssen glaubte, sondern nur die Art seiner Anpreisung. Und doch erweckten diese Thesen einen ungeheuren Sturm, sie liefen „schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland". Noch lautet die 71. These: „Wer gegen die Wahrheit des apostolischen Ablasses redet, der sei verbannt und verflucht!" und die folgende These heißt: „Wer aber gegen die mutwilligen und frechen Reden der Ablaßprediger auf der Wacht steht, der sei gesegnet!" und weiter: „Wie der Papst billig diejenigen mit dem Bannstrahl trifft, die zum Nachteil des Ablasses allerlei listige Kunst trügerisch handhaben, so will er die noch viel mehr mit dem Banne treffen, die unter dem Deckmantel des Ablasses zum Nachteil der heiligen Liebe und Wahrhaftigkeit ihre Kunst brauchen."

Aber es klingt auch durch alle Scheu und durch alle Ehrfurcht vor dem Bestehenden schon der eherne Klang der Empörung. So in den Sätzen: „Der Papst kann und will keine anderen Sündstrafen erlassen, als die, welche er selbst nach

seinem und der kirchlichen Satzungen Befinden auferlegt hat (5). Jeglicher Christ hat, wenn er in aufrichtiger Reue steht, vollkommen Erlaß von Strafe und Schuld, der ihm auch ohne Ablaßbriefe gebührt (36). Man lehre die Christen, daß wer dem Armen gibt oder dem Bedürftigen leiht, besser tut, als wenn er Ablaß lösen wollte (43). Das Vertrauen, durch Ablaßbriefe selig zu werden, ist eitel, wenn auch schon der Ablaßkommissar, ja der Papst selbst dafür seine Seele zu Pfande setzen wollte (52).

Der wahre Schatz der Kirche ist das heiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes (62). Man lehre die Christen, daß der Papst, wie es denn ihm gebührt, gern bereit wäre, selbst wenn er dazu Peters Dom verkaufen müßte, von seinem eigenen Gelde denen mitzuteilen, deren vielen jetzt etliche Ablaßprediger ihr Geld ablocken (51). Man lehre die Christen, daß wenn der Papst den Schacher der Ablaßprediger wüßte, er lieber den Dom St. Petri würde zu Asche verbrennen lassen, als daß derselbe von Haut, Fleisch und Knochen seiner Schafe sollte erbaut werden (50)." Und endlich: „Warum befreit denn der Papst nicht aus dem Fegefeuer rein aus dem Drange heiliger Liebe und bewegt von der höchsten Not der Seelen — das wäre doch billig Ursache genug für ihn! — wenn er doch unzählige Seelen erlöst um elenden Geldes willen, zum Bau der Petrikirche gegeben, also um einer so leichtwiegenden Ursache willen? (82)."

Man fühlt es genau, wie hier der Augustinermönch sich müht, innerhalb der Grenzen zu bleiben, die den Gläubigen vom Zweifler scheiden, wie er sogar sich noch gegen den Glauben zu wehren sucht, als ob das sichtbare Oberhaupt der gemeinsamen christlichen Kirche teilhaben könnte an dem Treiben des Dominikanermönches. Und doch dringt er schon tief unter die

Oberfläche, und während er jeden „verbannt und verflucht, der gegen die Wahrheit des apostolischen Ablasses redet," stellt er bereits die Frage, warum denn der Papst nicht aus dem Drange heiliger Liebe, sondern um elenden Geldes willen die Seelen erlöst. Unwillkürlich wird der Kampf gegen den Mißbrauch ein Kampf gegen das System, und als die eine Stütze sich als morsch erweist, da wird die Enttäuschung zum Zorne, und mächtige Axtstreiche sausen auch gegen die anderen Pfeiler.

Und die Wirkung war gewaltig. Noch schrieb Luther in seinem Widmungsbriefe an den Papst: „Ich falle Euer Heiligkeit zu Füßen und ergebe mich ihr samt allem, was ich bin und habe. Verhänget Leben, verhänget Tod; saget zu, saget ab; bestätigt, verwerfet, wie es Euch beliebt: Eure Stimme werde ich als die Stimme Christi anerkennen, der in Euch regiert und redet" — aber wer will den Felsen hemmen, der von steiler Bergeshöhe hinabstürzt? Wer will der Flamme gebieten, die in das dürre Holz hineinfuhr?

Das Reich, das nicht von dieser Welt sein sollte, hatte seit Augustinus den Anspruch erhoben, unter allen Reichen der Welt das gewaltigste zu sein: nicht nur über die Kaiser und Könige, sondern bedingungslos auch über die Geister zu herrschen. Aus einfachen Bischöfen waren die Päpste zu Oberherren der Kirche geworden, sie hatten die Hohenstauffen mit dem Bannfluch getroffen und die Gegenkönige gesalbt, es hatte sie nicht gekümmert, daß der Zustand der Kirche, in der doch das religiöse Sein der Menschen seinen Ausdruck finden soll, dem idealen Gedanken der Religion immer stärker widersprach und daß das religiöse Leben allmählich völlig erstarrte. Die theologische Wissenschaft verlor ihren Ernst, die Zahl und die versklavende Kraft der Dogmen wuchs immer mehr, die

Achtung vor dem Priesterstande schwand, je mehr seine Unersättlichkeit zunahm, und nationale Regungen kehrten sich gegen die Universalität des Papsttums. Aber wie die reformatorischen Versuche der Kaiser und der Fürsten, eines Sigismund und Max, eines Berthold von Mainz mißlangen, so blieb auch das Auftreten der Waldenser, der Savonarola und Wiclef ohne tiefgehende Wirkung, und auch Johann Huß hat nur eine revolutionäre Episode heraufgeführt. Immer mehr ging der Kirche die Religion verloren, und während überall das religiöse Empfinden einen Aufschwung nahm, blieb sie selbst unberührt, suchte sie durch eine verstärkte Ablehnung jeder persönlichen Geistesfreiheit und jeder subjektiven Religiosität, durch die immer strengere Fixierung ihrer Lehrsätze als Dogmen die entgleitende Herrschaft neu zu gewinnen. Prozesse, Konfiskationen, Scheiterhaufen, alles Rüstwerk der Inquisition sollten die Welt zur Wahrheit führen und im gleichen seligen Glauben vereinen. Die Kirche schlug diese Schlacht der Wahrheit mit dem Schwerte des furchtbarsten Irrtums, den die Geschichte der Menschheit erzeugt hat: sie erschlug die persönliche Überzeugung zur höheren Ehre einer Einheitslehre, die, fest und unverrückbar, der Galeerenbank glich, an die man die Menschheit geschmiedet. Man mußte den Glauben *haben*, aber man durfte ihn nicht *erkämpfen*.

Indem Luther gegen das geistige Sklaventum rebellierte, wurde er der Prophet des freiheitsfreudigen Germanentums, das in allen Qualen und Nöten doch niemals den Ghibellinengedanken preisgab, und in notwendiger Folge wurde er, der den Gegensatz zwischen deutschem Wesen und Römertum am stärksten empfand, auch ein Herold des deutschen Nationalgefühls. Mit den Wittenberger Thesen schlug er die Bresche, und unaufhaltsam drängten die Gedanken hindurch. Bald

wird man aus Ulrich von Huttens Munde die feurige Mahnung vernehmen:

„Erbarmt Euch übers Vaterland,
Ihr werten Deutschen, regt die Hand,
Jetzt ist es Zeit zu heben an,
Um Freiheit kriegen: Gott will's han ...
Ich sag, wir sollen's gar nit tun,
Und acht', die Zeit sei eben um,
Gott hab's gespart auf diese Zeit,
Daß werde diese Nation gefreyt,
Und geworfen ab dies harte Joch,
Darunter man beschwerlich zog ...
Wohlauf, wir haben Gottes Gunst,
Wer wollt' in solchem bleiben d'heim?
Ich hab's gewagt, das ist mein Reim."

In den Humanisten mußte ja der Geist des Widerspruchs zuerst feste Wurzel fassen: indem sie das Auge zurückwandten zum Leben der Antike, mußten in ihnen auch die Ideale jener reichen Vergangenheit wieder lebendig werden, in der die Liebe zum Vaterlande, die Erfüllung der politischen Pflichten und die Anwendung aller Kräfte zu einer nützlichen Tätigkeit als Hauptzweck des Daseins gelten und als höchste Tugenden gepriesen wurden. Sie mußten eine gesteigerte Abneigung gegen eine Weltauffassung empfinden, deren anerkannte Propheten ein müßiges Betrachten des Lebens, die Entfernung von jeder bürgerlichen Tätigkeit, die Richtung der Gedanken auf den Himmel als das höchste Verdienst der Menschen priesen. In jenem wundervollen Jahrhundert mußten darum Patriotismus und Antikirchentum als identisch erscheinen. Und in zwiefachem Sinn konnte Luther, als er sein Manifest „An den christlichen Adel deutscher Nation" in die Welt sandte, das Motto wählen: „Die Zeit des Schweigens ist vergangen, und die Zeit des Redens ist gekommen."

Wir können das psychologische Drama, das den schlichten weltfremden Augustinermönch von der ersten zagen Gelehrtentat zum bewußten Kampfe um die höchsten Güter des geistigen und des nationalen Lebens trieb, heute kaum noch in jeder Einzelheit verfolgen. Wer will hineinblicken in die Arbeitsstätte des Genius, wer alle Ursachen und Geheimnisse seines Schaffens ergründen? Er würde wohl selbst, wenn er heute erstünde, kaum noch Aufschluß zu geben vermögen. Denn auch in dieser starken Bauernnatur lag etwas Unbewußtes, etwas von dem afflatus divinus, dem inneren Imperativ, der uns über uns selbst und unsere Kraft hinaustreibt. „Es gibt einen gewissen Tiefsinn," sagt Schelling einmal, „dessen man sich selbst nicht bewußt ist, den man vergebens zu entwickeln strebt. Da schwindet für uns Zeit und Dauer dahin, und nicht wir sind in der Zeit, sondern die Zeit, oder vielmehr nicht sie, sondern die reine absolute Ewigkeit ist in uns."

Der Zusammenhang zwischen der Wirkung, die Luthers Auftreten zugleich auf das kirchliche wie auf das weltliche Leben übte, ging durchaus parallel der inneren Verbindung, die zwischen dem päpstlichen und dem kaiserlichen Regimente bestand. In derselben Stunde, in der in ihm der Zweifel an der geistlichen Autorität des Papstes erwacht, ist er gezwungen, auch die Berechtigung seiner weltlichen Herrschaftsansprüche zu prüfen. Und so erhebt er schon ein Jahr vor dem Tage von Worms die Stimme gegen den ungeheuren Widersinn, der in der Legende von einem „heiligen römischen Reiche deutscher Nation" geschaffen wurde, und längst ehe Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Friedrich der Einzige erstanden, längst ehe Napoleon in dem Reichsdeputationshauptschluß die letzten Reste einer heillosen Vergangenheit zerstampfte und Kaiser Franz „das reichsoberhauptliche Amt und Würde für er-

loschen erklärte", hat der Wittenberger Mönch mit harten Worten dieses Grundübel der deutschen Entwickelung getroffen: „Wir sind damit des Papstes Knechte geworden. Der deutsche Kaiser soll römischer Kaiser sein und dennoch Rom nicht inne haben, dazu alle Zeit in des Papstes und der Seinen Mutwillen hangen und weben, daß wir den Namen haben und sie das Land und die Städte. Denn sie haben alle Zeit unsere Einfältigkeit gemißbraucht zu ihrem Übermut und Tyrannei und heißen uns tolle Deutsche, die sich äffen und narren lassen, wie sie wollen. Und wir haben durch päpstliche Tücke und Schalkheit mit unzähligem Blutvergießen, mit Unterdrückung unserer Freiheit, mit Zusatz und Raub aller unserer Güter, sonderlich der Kirchen und Pfründen, mit Dulden unsäglicher Trügerei und Schmach solches Reich leider allzu teuer bezahlt. Wir haben des Reiches Namen, aber der Papst hat unser Gut, Ehre, Leib und Leben, Seele und alles, was wir haben. Das haben die Päpste gesucht, daß sie gern Kaiser wären; und da sie das nicht haben beschicken können, haben sie sich doch über den Kaiser gesetzt. . . . Also sind wir Deutsche hübsch deutsch gelehrt: Da wir vermeinten, Herren zu werden, sind wir der allerlistigsten Tyrannen Knechte geworden, haben den Namen, Titel und Wappen des Kaisertums, aber den Schatz, Gewalt, Recht und Freiheit desselben hat der Papst. So frißt der Papst den Kern und wir spielen mit den ledigen Schalen."

Die Ideen, die hier Luther in unerhörter Heftigkeit, mit der echten Leidenschaft des Revolutionärs vortrug, mochten längst in manchem Herzen glühen, sie mochten zuweilen auch in dem Hohenzollern wachgerufen worden sein, der als erster des heiligen deutschen Reiches Streusandbüchse verwaltet hat, sie lebten vor allem in dem feurigen Hutten. Aber Luther war

es vorbehalten, das zündende Wort zu sprechen, und dieses Wort wurde zur Tat. Und obwohl diese Tat aus der Seele des ganzen Volkes geboren wurde, so blieb sie dennoch zugleich sein eigenstes Eigen.

Und sein eigenstes Eigen war auch die Kühnheit der Tat. Wie einst die Fischer und Zöllner mit einem Stecken und einer Schleuder auszogen, das gewaltigste politische Gebilde zu zerstören, das die Geschichte kennt, wie diese „abscheulichen, schmutzigen, abgezehrten Narren" Thomas Leckys den ganzen gesellschaftlichen Bau zertrümmerten, so war auch Luther einer von denen, die etwas von dem Kreuze tragen, die in Armut erwachsen und unberührt und unerleuchtet bleiben von dem Glanze des Daseins. Ihm gegenüber stand eine Welt, so klug gegliedert und so fest gefügt, daß man Fugen und Risse kaum wahrnahm, eine Welt, an der durch ein Jahrtausend scharfe Denker und kluge Menschenkenner, Fanatiker und Heilige, Staatsmänner und Künstler gemeinsam geschaffen hatten. Die in dieser Welt die Herren waren, haben nicht nur über alle Gewaltmittel des Staates verfügt, sondern auch über alle Strafen der Ewigkeit, sie konnten Qualen des Leibes verhängen und sie weithin über Äonen auch auf die Seelen erstrecken. Und sie waren nicht nur Menschen von Fleisch und Blut, die dem Irrtum unterworfen sind, sondern sie waren umleuchtet von einem Strahl des Wunderbaren und des Übernatürlichen, sie waren dem leichten Spiel des Lebens entrückt und thronten hoch auf einsamen Höhen, sie waren die Stellvertreter Gottes, und aus ihnen sprach Gott.

Drei Mauern umgaben die Welt. In der feurigen Schrift an den deutschen Adel hat sie Luther gezeichnet: „Zum ersten, wenn man auf sie, die Verteidiger des Papsttums, gedrungen hat mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt: welt-

liche Macht habe nicht Recht über sie, sondern umgekehrt, geistliche Macht sei über die weltliche. Zum andern, hat man sie mit der heiligen Schrift strafen wollen, setzen sie dagegen: es gebühre niemand die Schrift auszulegen, denn dem Papst. Zum dritten droht man ihnen mit einem Konzilium, so erdichten sie, es könne niemand ein Konzilium berufen, denn der Papst."

Die Mauer, die dem Laien den Weg zu der reinen Lehre des Evangeliums versperrte, und jene andere Mauer, die mit der Statuierung der Unfehlbarkeit der Konzilien geschaffen war, hat Luther mit gewaltigen Schlägen niedergelegt. Sein Größtes aber ist die Vernichtung des weltzerstörenden falschen Glaubens gewesen, daß die civitas Dei, der Gottesstaat, nicht nur über alle Gewalten geordnet ist, sondern daß auch der weltliche Staat an sich zum Dasein nur berechtigt sei, wenn er der Kirche den dienenden Arm leiht. Hier traf der deutsche Augustinermönch, wie mit der Sehnsucht Dantes, so mit dem Versuche Machiavellis zusammen, die Lebensgesetze des Staates von jedem geistlichen Einfluß zu befreien und ausschließlich aus seiner eigenen Natur herzuleiten. Aber durch Luther erhält wirklich der Staat erst wieder sein volles sittliches Recht, das ihm das Christentum nahm, als es das Dogma und die Verfassung der Kirche mit dem Cäsarentum verband, um das System der kirchlichen Weltherrschaft zu gründen.

Das Ungeheure gelang, weil die Zeit *erfüllet* war; die Menschheit lehnte sich nicht voll Entsetzen auf, weil Luthers Gedanken längst schon heimlich und unbewußt in ihr lebten. Es hat sich nicht, um ein Gleichnis Lombrosos zu gebrauchen, um eine Frühgeburt gehandelt, sondern das reife Küchlein sprengte die Schale. War doch schon in den Tagen Walthers von der Vogelweide tief im deutschen Herzen der Widerspruch

vorhanden, nicht nur gegen ein System, das den Individualismus zerstörte, das den Staat und die Volkswirtschaft, die Wissenschaft wie die Kunst und alle Äußerungen des geistigen und gesellschaftlichen Lebens unter den Willen einer einzelnen Herrin, der Kirche, zwang, sondern man hatte diese Herrschaft geradezu als Fremdherrschaft, als die Herrschaft des Welschen empfunden, die nichts von deutschem Wesen kannte und nichts mit ihm gemeinsam hatte. Was ahnte dieser Romanismus, der aus dem Gnadenschatze, den die Heiligen gesammelt, die Vergebung spendete, von dem inneren Bedürfnis der Germanen, sich durch die eigene Tat und das eigene Verdienst die Krone des Lebens zu erringen! Was ahnte er von der Kampfesfreude einer Nation, die wohl einst bereitwillig die frohe Botschaft von dem Erlöser vernahm und wie kein anderes Volk die neue Lehre zu einem Teile seines eigenen Wesens machte, die aber dennoch den freien Blick auch für diese irdische Welt und ihre Forderungen, für den Manneswert und die Mannestugend nicht verlor! Die zu Luther standen, die Hutten und Sickingen und die Humanisten, fühlten es bald und stark, daß hier Fesseln abgestreift wurden, die das Nationalgefühl einengten und jedes Wachstum des deutschen Gedankens hemmten.

Luther sicherte uns Deutschen die nationale Individualität, die unter den nivellierenden Tendenzen der Einen römischen Kirche zu versinken drohte, er sicherte der gesamten Menschheit das Recht der freien geistigen Persönlichkeit, und er gab zugleich dem einzelnen sein Eigentum zurück, indem er ihn von der Herde löste. War einst das Christentum aus einem radikalen Protest gegen die ganze römische Kultur geboren worden, hatte es sich mit allen revolutionären Geistern der Menschheit verbunden, um alle sittlichen Werte neuzuwerten, so ist Luther den gleichen Weg gegangen, und indem er die römische Kultur

des Mittelalters zerschlug, schuf er gleichfalls eine Fülle neuer sittlicher Werte. Er lehrte uns, daß nur erlöst werden kann, wer strebend sich bemüht. „In Lebensfluten, im Tatensturm wall ich auf und ab.“

Das Symbol war gegeben in den Flammen, in denen die Bannbulle aufloht, in diesem Scheiterhaufen, den die lutherische Duldsamkeit für keinen Zweifler mehr geschichtet hat. Denn in der Tat: wir verdanken, wie Treitschke begeistert ausruft, der Reformation das lebendige Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse, worauf die heutige deutsche Gesittung beruht, jene freie Duldsamkeit, die weder der Furcht noch dem Kaltsinn, sondern der Erkenntnis entspringt, daß das Licht der göttlichen Offenbarung, wie heute die Welt noch steht, nur gebrochen in vielen Strahlen, dem Auge der Menschheit erkennbar ist. „Denn so gewiß kein Sohn des sechzehnten Jahrhunderts, auch Luther nicht, verstanden hätte, was wir heute Toleranz nennen, ebenso gewiß ist diese Duldung nur möglich geworden auf dem Boden des Protestantismus, der den hochmütigen Wahn einer alleinseligmachenden Kirche grundsätzlich verwirft. Wir danken ihr, daß der Deutsche zugleich fromm und frei empfinden kann, daß keiner unserer großen Denker, wie kühn sich auch die Flügel ihres Geistes erhoben, jemals in den lästernden Spott eines Voltaire verfiel und daß die Todsünde der Heuchelei unter uns eine seltene Ausnahme ist. Denn das ist die Größe des Protestantismus, daß er einen Widerspruch zwischen dem Denken und dem Wollen, zwischen dem religiösen und dem sittlichen Leben nicht dulden will, sondern gebieterisch fordert: Was du erkannt hast, das bekenne und danach handle!“

Goethe, der den Faust geschrieben hat, konnte nur ein Protestant sein. Und von Goethe stammen die Sätze: „Wir wissen gar nicht, was wir Luther und der Reformation im all-

gemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln der geistigen Borniertheit, wir sind infolge unserer wachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwickelung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Geist sich durch die Reformation zu befreien suchte. Die Aufklärung über griechisches und römisches Altertum brachte den Wunsch, die Sehnsucht nach einem freieren, anständigeren und geschmackvolleren Leben hervor. Sie wurde aber nicht wenig dadurch begünstigt, daß das Herz in einen gewissen Naturzustand zurückzukehren und die Einbildungskraft zu konzentrieren trachtete.“ Goethe war es, der es als den größten Lebensvorteil Shakespeares erkannte, daß er als Protestant geboren und erzogen wurde.

„Kein Sohn des sechzehnten Jahrhunderts, auch Luther nicht, hätte verstanden, was wir Toleranz nennen“ — gewiß, auch Luther nicht und er am wenigsten. Denn auch in ihm, wie in jedem großen Revolutionär steckte ein Stück von jenem Dogmatiker, der die unbedingte, hingebungsvolle Zustimmung zu seinen Lehrsätzen fordert. Aber weil zu diesen Lehrsätzen das Recht der geistigen Freiheit gehörte, deshalb mußte seine Dogmatik sich aus sich selbst auflösen. Freiheit des Denkens und Gebundenheit sind ewig unverträglich. Seit Luther wurde die Religion eine geistige Kraft, die gewinnen und überzeugen muß, die jedoch niemals einen Zwang, niemals die gemeinen Funktionen eines zeitlichen Regenten ausüben darf, der es versagt ist, Drohungen auszustoßen, Strafen zu verhängen, Belohnungen zu verteilen. Man erweist Gott die schönste Huldi-

gung, wenn man seine Verteidigung ohne Zorn führt, denn Gott ist die Wahrheit, und die Wahrheit ist ohne Leidenschaft. Man ehrt ihn, wenn man duldsam ist auch gegen Spötter, wenn man Skeptizismus und Freidenkerei mit Friedrich Schiller nur als Fieberparoxysmen des menschlichen Geistes ansieht, die eben durch die unnatürliche Erschütterung, welche sie in gutorganisierten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrtum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zur Überzeugung und fester Gewißheit. Die Wahrheit verliert nicht, wenn ein heftiger Jüngling sie verfehlt, ebensowenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Lasterhafter sie verleugnet.

Darum wird der Protestantismus niemals der Feind der Wissenschaft sein, selbst wenn sie das Rankenwerk der biblischen Lehre und allen Wunderglauben zerstört. Mag die geistige Kultur nur fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und in die Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, so wird er über die Hoheit und die sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, doch nicht hinauskommen. „Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen. Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen.“ Das Protestantentum braucht auch für einen Ernst Haeckel keinen Ketzerrichter, wenn er die spartanische Selektion, die das Leben der Schwachen und Krüppel im Interesse der Rassen zu vernichten empfahl, mit

dem tiefen biblischen Worte zu verteidigen sucht, daß man sein Leben lassen soll für die Brüder, oder wenn er die Entwickelung der Menschen auf die einzelligen Urwesen und die „Herrentiere" zurückführt, wenn er die Entstehung des organischen Lebens aus dem anorganischen Urstoff als einen chemischen Prozeß hinstellt und in seinen letzten Folgerungen auf die drei großen Fragen Kants: Existiert ein persönlicher Gott? Gibt es eine Unsterblichkeit der Seele? Ist der Wille frei? ein dreimaliges Nein antwortet. Der Protestantismus hat auch Galilei nicht der Inquisiton überliefert, sein Gott hat Raum an seinem Herzen für die kindliche Frömmigkeit eines Paul Flemming oder Simon Dach, für den Pantheismus Goethes und für Friedrich Nietzsches selbstgewisses Herrentum. Auch der greise Papst, der, den letzten frommen Menschen suchend, die Welt durchstreift und statt des Heiligen nur Zarathustra findet, den Gottlosen, den Frommsten aller derer, die nicht an Gott glauben, und der ihm auf das Bekenntnis seines Unglaubens erwidert: „Du bist frommer als du glaubst mit einem solchen Unglauben! Irgend ein Gott bekehrte dich zu deiner Gottlosigkeit. Ist es nicht deine Frömmigkeit selbst, die dich nicht mehr an einen Gott glauben läßt?" — auch dieser Papst ist das Kind des protestantischen Geistes. Mit den Worten: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan" beginnt Luther seine köstliche Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen.

Man kann es sagen: Unser deutsches Volk bangte in jenem Jahrhundert vor dem Schicksal, dem unter der Herrschaft Karls und seiner Enkel die Spanier entgegengingen. Es hatte gesehen, wie Konrad von Würzburg mit seinen Henkersknechten durch die deutschen Gaue zog, zu ihm drang die Kunde von den Taten Torquemadas und von seiner Weise, Reinheit und

Einheit des Glaubens zu schützen, und wenn auch erst die Nachfahren Luthers die wahre Duldung predigen sollten, so vernahm man doch schon aus seinem Munde die Mahnung, daß man „niemanden zwingen und dringen soll". Nicht die Landsknechte der Fürsten und nicht die Dreschflegel der Bauern haben Deutschland vor dem spanischen Schicksal bewahrt, sondern die Lehre des Augustiners von Wittenberg.

Und welcher Art ist dieses Schicksal gewesen? In der Geschichte des Abfalls der Niederlande schreibt Friedrich Schiller: „Wohin die Inquisition ihren Fuß setzte, folgte ihr Verwüstung, aber so wie in Spanien, hat sie in keiner anderen Weltgegend gewüstet. Die Toten vergißt man, die sie geopfert hat, die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche, treffliche Nation hat sie mitten auf dem Wege zur Vollendung gehalten, aus einem Himmelstrich, wo es einheimisch war, das Genie verbannt und Gräberstille in dem Geiste eines Volkes hinterlassen, das vor vielen anderen, die diesen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war." Und Thomas Buckle: „In Spanien haben die religiösen Verfolgungen und die Isolierung der letzten acht Jahrhunderte nie die Zivilisation Wurzel schlagen lassen, sie haben die Herrschaft des Klerus befestigt, der eine Million Andersgläubiger verjagt, jeden Denker verbrannt, jede Industrie, jede geniale Persönlichkeit, jede neue Idee unterdrückt hat, so daß es Zeiten gab, in denen sich nicht ein Mann fand, der befähigt gewesen wäre, nicht zum Minister, zum General, sondern zum Finanzier, zum Schiffskapitän! Man mußte schließlich solche Ämter an die verhaßten Ausländer geben!"

In dem Ringen aber um die geistige Freiheit hatte Luther nicht die unermeßliche Macht des Papstes und der politischen Kirche allein zum Gegner, sondern er mußte zugleich sich gegen das weltliche Kaisertum und gegen die Kaisertreue der Deutschen erheben. Denn das sehnende Wort, das er an den Kaiser Karl, das „junge teure Blut", gerichtet hat, die inbrünstige Versicherung, es sei nicht aus Vorwitz noch Frevel geschehen, daß er das Wort ergriff, es habe vielmehr „die Not und Beschwerung, die alle Stände der Christenheit zuvörderst in deutschen Landen" drückt, gezwungen, zu schreien und zu rufen — diese Versicherung rührte nicht an das Herz des spanischen Habsburgers und gewann ihn nicht für die Sache Luthers, die Deutschlands Sache war. Vielleicht hätte die Wahl des sächsischen Friedrich in jener schicksalsschweren Zeit, in der deutsches und welsches Wesen, Romanismus und Germanentum sich für immer scheiden mußten, unserem Vaterlande ein Meer von Blut und das jämmerliche Schicksal der konfessionellen Zerrissenheit erspart, aber mit der Geschichte läßt sich nicht rechten, und ungeschehen wird keine ihrer Taten. Es war das trübe Geschick der edelsten Nation, daß dem Manne, der aus dem Volke als Retter aufstieg, vom Kaiserthrone nicht die Hand gereicht wurde. Auch der Hohenzoller versagte sich dem Werke Luthers, er spürte nichts von dem nationalen Geiste, der durch des Reformators Schriften wehte, er wurde auch nicht durch die befreiende Lehre gewonnen, daß geistliche Gewalt niemals über der weltlichen Gewalt steht: er wurde der Schutzherr Tetzels.

Als Luther die Bannbulle und die päpstlichen Rechtsbücher in die Flammen geschleudert hatte — „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, darum betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" — da wandte er sich an die politischen Gewalten.

Aber für Karl galten Imperium und Papsttum als untrennbar, er hielt unerschütterlich fest an der mittelalterlichen Grundanschauung, statt fördernd, helfend und rettend einzutreten, statt mit gutem Willen ein rechtes und freies Konzil zu berufen, um der Revolution von unten durch die Reform von oben zu begegnen. Und als Luther in „unstößiger und unbissiger Antwort“ zu Worms sein männliches Wort sprach: „Ich kann nicht anders. Hier stehe ich. Gott helfe mir. Amen!“ als er den Saal der Prüfung verließ und draußen sieghaft jubelte: „Ich bin hindurch!“ da fand seine Treue und sein Jubel in dem Herzen des Kaisers kein Echo. Aus seinem Munde kam vielmehr die harte Weisung, daß es fortan dem Wittenberger Mönche verboten sein soll, zu predigen und mit seiner schlechten Lehre das Volk zu verführen und Aufruhr zu erregen: „Wir haben beschlossen, gegen ihn als einen wahren und überführten Ketzer zu verfahren.“

Von dieser Stunde an hat es einen deutschen Kaiser nur noch dem Namen nach gegeben. Fortan ist Deutschland für immer zerrissen, und niemals wieder, bis Otto von Bismarck die verhängnisvolle Wunde heilte, die Karl dem deutschen Wesen schlug, haben die Deutschen gegen einen Feind ihres Namens geschlossen in Waffen gestanden, wohl aber haben sie auf zahllosen Schlachtfeldern einander zerfleischt. So wurde Raum für die anderen Nationen zur Entfaltung geschaffen: die Bourbonen konnten Frankreich zur herrschenden Kontinentalmacht erheben und Cromwell konnte die grandiose Politik beginnen, die seinem Volke die Herrschaft über die Meere gab. Der alte Fluch, der mit der Statuierung eines heiligen römischen Reiches deutscher Nation, mit diesem schrecklichsten und widersinnigsten aller geschichtlichen Irrtümer über uns ausgesprochen wurde, hat am Tage von Worms seine

bitterſten Früchte getragen. Luthers Viſion, daß die köſtliche Zeit nahe ſei, in der „die fröhliche Freiheit zurückkehrt“ und das politiſche Syſtem der kirchlichen Weltherrſchaft zuſammenbricht, hat da ſeine Erfüllung gefunden. Die Anſprüche Roms ſind geblieben, und ſie beſtehen noch heute.

Die Schuld gehört nicht Luther, ſondern Karl. Denn in Luther zentraliſierte ſich deutſches Weſen und deutſches Streben, aus ihm ſprach die Sehnſucht eines Jahrtauſends. Karl aber war ein Fremdling im eigenen Lande. Luthers Tat war eine Notwendigkeit, ſie war die reife Frucht an einem geſunden Baum; Karls Ablehnung entſprang politiſch-ſelbſtiſchen Motiven und zugleich dem bigotten, formelgläubigen Weſen des Romanen. Karl handelte nach Willkür, Luther nach einem unentrinnbaren Geſetze; ſeine Tat erſchloß dem deutſchen Volke eine Zukunft, die ihm Karl verſperrte.

Da der Kaiſer ſich verſagte, ſo hat Luther den Appell an die nationalen Führer, Fürſten und Adel, zugleich aber auch an die Maſſe vollzogen. Und hier traf er auf eine Fülle von Kräften, die bereit waren, ſich ſeinem Werke zu weihen, aber auch von anderen begehrlichen Elementen, die das Reich der Religion zu einem Reiche von dieſer Welt machen und die tranſcendentale Lehre für das irdiſche Daſein ausnutzen wollten. Hatte doch ſchon vor dem Tage von Worms Aleander warnend nach Rom geſchrieben: „Gegen uns erhebt ſich eine Legion armer Edelleute, die, nach dem Blute des Klerus dürſtend, unter Huttens Führung am liebſten gleich über uns herfielen. Die deutſchen Legiſten und Kanoniſten, die Prieſter wie die Verheirateten, ſind alle unſere Feinde und erklärte Lutheraner. Schlimmer noch als dieſe treibt es die mürriſche Sippſchaft der Grammatiker und Poeten, von denen es in ganz Deutſchland wimmelt.“

Der revolutionäre Geist war da, die Zeit war erfüllet. Der Kampf aber wechselte jetzt seinen Schauplatz, er verließ das Heim der Gelehrten und den Saal der Disputationen und brauste dahin über den grünen Anger. Mit den geistigen Interessen vermischten sich soziale Bedürfnisse und politische Hoffnungen. Aber dort, wo die ideale Triebfeder fehlte, wurde ein höheres Ziel nicht erreicht. Das ökonomische Gesetz der historischen Materialisten erwies sich auch hier als unzulänglich, und wieder zeigte es sich, daß nur ethische Ursachen große Völkerbewegungen erwecken. Stets ertrugen die Völker eher den Druck der materiellen Verhältnisse, als den Verlust der geistigen Freiheit. So hat die französische Revolution wohl mit dem Protest gegen das Getreidemonopol begonnen, aber die erste Tat des Volkes war nicht gegen die Bäcker, sondern gegen die Bastille gerichtet. Nicht die Faust, sondern die Idee bewirkt eben die tiefen und dauernden Veränderungen in der Organisation des Staates wie im Antlitz der Welt.

Schon das Auftreten der Schwärmer trug einen Charakter, der dem ursprünglichen Gedankenkreise Luthers fern lag. Es war eben das tragische Leid seines Lebens, daß er dennoch sich nicht von aller Schuld freisprechen konnte, auch wenn diese Schuld seitab von seinem Willen lag. Er hatte die Folgerung, die von anderen gezogen wurde, nicht gewollt, aber diese Folgerung *konnte* gezogen werden nach dem historischen Gesetze, daß selbst dem größten Genius die letzten Folgen seines Tuns verborgen bleiben, und sie *mußte* gezogen werden, weil jede neue Freiheit das Verlangen nach ihrem Mißbrauch mit sich bringt. Wenn Aristoteles sagt: „Wohin ein Regime auch neigt, es entartet immer durch Übertreibung der Grundsätze, auf denen es gegründet ist,“ so gilt diese Sentenz doppelt und dreifach für jede Revolution.

Aber für die Neuerungen der Karlstadt, Münzer und Pfeiffer, für den kirchlichen Radikalismus wie für die sozialistischen Forderungen des Bauerntums war der Boden nicht bereitet, ihnen konnte weder ein rascher Triumph noch eine nachhaltige Wirkung beschieden sein. Es ist nur zu Konvulsionen gekommen, aber sie führten zu keiner Gesundung. Was Luther tat, ist durch seine Zeitgenossen und durch die Geschichte besiegelt worden; den anderen hat sie das Siegel verweigert. Selbst die furchtbaren Katastrophen der Bauernkriege behielten nur die Bedeutung von Episoden.

Denn für sie lebte kein Cromwell, ihnen entstand kein überragender Genius, der alle Bewegung in seine eigene Bahn fortreißt und aus all dem Brausen und Gären der Stürmer und Dränger, der Schwärmer und Propheten das Gesunde und Kraftvolle sammelt; Luther aber, der die Kraft besaß wandte sich zu anderem Werk. Und er stand auf anderem Grunde: Wie der Stifter der Religion die Gewalttat ablehnt, wie er zugleich die Seelen befreit und die bürgerliche Anarchie bekämpft hat, so der Mann, der das Evangelium wieder in seiner Reinheit lehren wollte; wenn das Wort Gottes erst in die Herzen zog, so meint er, dann wird auch das Verhältnis von Obrigkeit und Untertan das rechte werden, dann wird man auch die wirtschaftlichen Fragen auf wirtschaftlichem Wege durch gegenseitige Verträge in Billigkeit lösen. Das ungeduldige und unfreundliche Vornehmen aber sei unchristlich. Luther hat hier geirrt und hat hier gebüßt. Er hat geglaubt, daß die entfesselte Leidenschaft, daß ein seit Jahrhunderten aufgespeicherter Zorn sich der vernünftigen Vorstellung fügen werde, und er hat gebüßt damit, daß seine Getreuesten ihn nicht verstanden und daß der Mitarbeit an seinem Werke gerade deshalb wackere und bedeutende Männer entsagten. Aber in

Luther lebte dennoch jene Rücksichtslosigkeit des Weltbezwingers, die nicht nach rechts und nicht nach links blickt, die sich nicht durch Lorbeerkränze und nicht durch Leichenhaufen beirren läßt auf ihrem Pfade, die an dem selbstgestellten Dogma auch gegen den inneren Drang festhält. Die ihn geliebt hatten, haßten ihn fortan, die ihn gelobt hatten, verließen ihn, als er das eherne Wort sprach: „Ich, Martin Luther, habe im Aufruhr alle Bauern erschlagen, denn ich habe sie totschlagen heißen; all ihr Blut ist auf meinem Hals. Aber ich weise es auf unseren Herrn Gott, der hat mir das zu reden befohlen.“ Otto von Bismarck hatte eine weiche und empfindsame Seele; der Trauerbrief, in dem er bei dem Tode eines Kindes zarte und rührende Worte fand, sein tiefes Eindringen in die Geheimnisse der Natur haben ihn zum Poeten, die Innigkeit seines Familienlebens gleich Luther zum musterhaften Hausvater gestempelt. Und doch mußten zahllose Mütter trauern und Hunderttausende auf den Schlachtfeldern sterben, weil der Eine es wollte. Auch er empfand mit den Opfern Mitleid, aber mit jener grauenhaften Naivität, die wohl die grandioseste Offenbarung der menschlichen Größe bedeutet, ging er geruhig an der Summe dieser Opfer vorüber, von denen er doch jedes einzelne beklagte. Luther wies auf seinen Herrgott, der es ihm also befohlen, Bismarck fand in seinem eigenen Bewußtsein die Rechtfertigung. Bürgerliche Sentimentalität, die nachträglich lamentiert, kannte keiner von ihnen, kannte auch Cäsar, kannte Napoleon nicht.

Daß Luther es damals wagte, der öffentlichen Meinung entgegen zu treten, die in seinem eigenen Lager vielfach sich den ökonomischen und sozialen Forderungen der Bauern günstig erwies, daß er, der persönlich einen Teil ihrer Ansprüche als berechtigt anerkannte, dennoch den sittlichen Mut zu Protest

und Anklage fand, daß er es als die wahre Barmherzigkeit ansah, „die vernichtende Flamme des Aufruhrs niederzuschlagen“, das hat ihm Mitwelt und Nachwelt zum schweren Vorwurf gemacht, und dennoch hat er auch hier den Fernblick des Sehers erwiesen.

Denn er setzte das ganze gewaltige Ansehen, das er errungen hatte, mit diesem Widerspruch gegen die populären Stimmungen aufs Spiel. Daß er auch zornige Worte gegen die Fürsten und Herren fand, daß er ihnen zurief: „Gott schafft's, daß man nicht kann noch will noch soll eure Wüterei dulden,“ daß er sie warnte: „Und ob ihr sie alle schlügt, so sind sie noch ungeschlagen, Gott wird andere erwecken“ — es verhallte. Daß nur so das Reich vor der Anarchie geschützt, nur so ihm Halt und Stütze gegeben werden konnte, wollte man im Wirbel der Leidenschaft nicht erkennen. Aber wie Schiller, der glühende Sänger der Freiheit, sich in tiefer Empörung abwandte von den „Schinderknechten“, die sie entweihten, wie er schon in der Glanzzeit der Montagnards weissagte, daß „früher oder später ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen wird, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Teil von Europa machen wird,“ so wußte Luther, daß die Freiheit, die er verkündete, durch das Kaiserschwert nicht so hart bedroht sei, wie durch den Anarchismus, und daß eben dann, wenn der Anarchismus siegte, in einer unwiderstehlichen Reaktion sein eigenes Werk zusammenbrechen mußte. Das Dilemma konnte nicht schwieriger sein, aber Luther hat den rechten Weg gefunden.

Tolstoi, der begeisterte und erfolgreiche Vorkämpfer der russischen Revolution, der dennoch mit dem ganzen Pathos seiner dichterischen Beredsamkeit den Gedanken bekämpft, daß wirkliche Freiheit durch Mord und Gewalttat erreicht werden

könne, Schipow, jener Kadettenführer, der sich von seinen Freunden lossagt, weil sie den sittlichen Mut zur bedingungslosen Verurteilung des Terror nicht finden, Lameth, Malouet und Lafayette, die sich entsetzt abwenden, als sie ihr Idol, die freiheitliche Verfassung, der Willkür des Pöbels preisgegeben sahen, sie alle haben einen Hauch von jener Tragik gespürt, die auch Luthers Herz durchzittern mochte: die Erfüllung eigener Wünsche preisgeben zu müssen, weil das Ziel durch die Abscheulichkeit des Mittels geschädigt wird. Nur daß in Luther die elementare Kraft sich zu brausender Leidenschaft erhob: „Steche, schlage, würge hier, wer da kann! Bleibst du darunter tot, wohl dir, seligeren Tod kannst du nimmermehr überkommen. Denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und im Dienste der Liebe, den Nächsten zu retten.“ Luther mußte handeln, und sein Wort war eine Tat. Darum eben der Schluß: „Ich, Martin Luther, habe im Aufruhr alle Bauern erschlagen, ihr Blut ist auf meinem Hals.“

Aber es hat sich gefügt, daß auch aus dieser Haltung Luthers ein revolutionärer Samen aufging: indem die aristokratischen Gewalten über die Bauern, über das mit ihnen revoltierte städtische Proletariat und den niederen Adel siegten, sank auch der Gedanke einer zentralen Reichsgewalt für Jahrhunderte zu Boden, und die Zersetzung der römisch gerichteten Kaisergewalt nahm zu im gleichen Verhältnis mit dem Wachstum des territorialen Fürstentums. „Unleugbar hat die Reformation den längst schon beginnenden Zerfall des alten Reiches gefördert, die längst schon vorhandenen politischen Gegensätze durch kirchlichen Haß noch verschärft.“ So urteilt auch Treitschke. Aber er weiß auch, daß dieses sieche Reich nur aus dem Borne des Protestantismus den verjüngenden Trank schöpfen konnte, daß es mit der wachsenden Zeit nur

wachsen konnte, wenn es die zur Lüge gewordenen Ansprüche seines heiligen römischen Kaisertums aufgab und seine Krummstabslande einer weltlichen Obrigkeit unterwarf.

Es ist eine feine und wundersame Verknüpfung, daß die erste große politische Folge des Auftretens Luthers die Umwandlung des deutschen Ordensstaates in eine weltliche Herrschaft gewesen ist, daß also der Staat, der künftig der Führer zu dem neuen, von Rom und aller Heiligkeit befreiten nationaldeutschen Kaisertum werden sollte, so recht aus dem Schoße der deutschen Revolution geboren war. In Jena hat Bismarck gesagt: „Ich bin eingeschworen auf die weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums", und er hat vielleicht nie so tief gegraben in der Geschichte und ihren Zusammenhängen, wie hier. Aus der Gegnerschaft gegen die alte theokratische Ordnung ist Luther wie Bismarck erwachsen, aus ihr zogen sie ihr tiefstes sittliches Recht.

Die geistlichen Staaten brachen zusammen, das neue Kaisertum ist erstanden. Aber noch immer ist der letzte Sieg der Gedankenwelt Luthers nicht erfochten, nicht auf religiösem und nicht auf staatsrechtlichem Gebiet. Der Kulturkampf ist nicht einer Laune, sondern einem harten Zwange entsprungen: wieder handelt es sich um den uralten Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum, um denselben Machtstreit, der die deutsche Geschichte bis zur Zersetzung des deutschen Reiches erfüllt hat. Das Papsttum ist eine politische Macht geblieben, und heute wie stets fordert es, daß die weltliche Gewalt sich der geistlichen füge. Aber die politischen Gesetze, die der Protestantismus aufgestellt hat, als er die deutsche Krone befreite, sind dennoch unvergänglich, denn sie sind vernünftig. Und die Vernunft ist ewig.

Fünftes Kapitel.

Cromwell.

„Bedenkt, daß es ganz und gar in meiner Gewalt steht, Parlamente zu berufen, tagen zu lassen oder aufzulösen. Je nachdem ich sie an ihren Früchten erkenne, je nachdem diese gut oder übel sind, sollen sie fortdauern oder nicht“ so hat einst, in den übermütigen ersten Tagen des Glücks, Karl der Erste den Volksvertretern zugerufen. „Diese irrige Maxime, von der die Fürsten durchdrungen sind, daß ihre Staaten ihr Eigentum seien und daß sie mit ihnen machen können, was ihnen beliebt, als seien die Reiche ihretwillen, nicht sie der Völker willen da, das ist die Wurzel alles Elends der Untertanen und aller Angriffe auf ihre Rechte und Freiheiten“ so hallte wenige Jahre später das Echo aus dem Munde John Pym's. Nur Gott gegenüber wollten die Stuarts verantwortlich sein; sie gingen zu Grunde, weil sie die Verantwortung übersahen, die sie vor ihrem Volke trugen.

Der Kampf, der in dem Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges auf dem Inselreiche ausgefochten wurde, trug einen politischen, zugleich aber auch einen religiösen Charakter, er drang tief hinein in die Probleme, die das auf Luther folgende Zeitalter erfüllten, aber er rührte auch an Fragen, die erst später durch Rousseau und Robespierre in den Vordergrund des historischen Lebens gestellt wurden, die einen Kant in seiner

Gelehrtenstube ängstigten und noch heute in Rußland, in weit stärkerem Maße aber in Deutschland Einfluß auf die Entwickelung gewonnen haben.

Denn verhehlen wir es uns nicht: Für die Geschichte unserer Zeit ist es weitaus weniger bedeutsam, daß etwa im Lande des Zaren als letzter Gewinn der heutigen Bewegung statt der Autokratie ein gedämpfter Absolutismus eingeführt wird, als daß in einem Volke, das längst politisch mündig geworden ist, die bürgerliche Selbständigkeit auf das Niveau der gehorsamen Herde zurückgedrängt wird, die aufgefordert werden darf, das Land zu verlassen, sobald sie Zweifel an der fürstlichen Größe zu hegen oder gar zu äußern wagt. Denn solche Forderung kann nur dort gestellt werden, wo die Anschauung herrscht, daß der Landesherr zugleich der Besitzer des Landes ist und wo die bürgerliche Ängstlichkeit den verhängnisvollen Irrtum nicht mit aller Schärfe zurückweist. Sie muß die Intelligenz in das Lager der Opposition drängen, zumal da sie sich zwanglos in ein System fügt, das in dem Gottesgnadentum seine Wurzel und seine mystische Erfüllung findet. Der stärkste Royalist des letzten Jahrhunderts, Otto von Bismarck hat es anerkannt, daß das Wesen der konstitutionellen Monarchie, unter der wir leben, in dem Zusammenwirken des monarchischen Willens mit der Überzeugung des Volkes besteht. Der Satz ist richtig, aber er wird entstellt, wenn von einem der Kontrahenten der Anspruch auf eine besondere Erwählung und auf eine göttliche Erleuchtung erhoben wird. Dann wird die Überzeugung des Volkes nicht nur wertlos, sondern jeder Widerspruch wird zum Verbrechen an der Majestät des Schöpfers, der durch seinen fürstlichen Propheten spricht, wie er einst durch Moses zu dem erwählten Volke sprach. In dem Satze „Es werden glückliche Tage folgen,

wenn das Volk sich einstlich zusammennimmt, in sich geht und unbeirrt von fremden Stämmen auf Gott baut und auf die ehrliche, fürsorgliche Arbeit seines angestammten Herrschers" liegt derselbe verhängnisvolle Irrtum, der einst die englische Nation gegen den Sohn Jakob des Ersten in die Schranken rief.

Dort allerdings hat der Herrscher gegen ein Volk gefehlt, das nicht nur seit Jahrhunderten ausgedehnte Rechte und eine Freiheit besaß, die nirgend sonst gediehen war, das aber auch gelernt hatte, diese Freiheit im rechten Sinne zu gebrauchen. Uns Deutschen fehlt zugleich die Schulung, die nur die Erfahrung gibt — wir haben nach den Volkskriegen gegen Frankreich noch die Demagogenverfolgungen und die Ära Metternich stumpfsinnig ertragen — uns fehlt aber auch der realistische Sinn, der sich mehr auf die Tatsachen, als auf allgemeine Lehrsätze verläßt: in den wichtigsten Fragen wird Deutschland absolutistisch regiert, während Herr Omnis sich immer noch schmeichelt, durch sein bedeutsames Votum als Urwähler auf den Platz gerückt zu sein, von dem aus man das Rad der Zeit bedient. Der Brite hat es gelernt, daß wahre bürgerliche Freiheit in der Beschränkung liegt, aber er hat es niemals geduldet, daß die Schranken einseitig verrückt wurden, die er freiwillig annahm. Noch heute hat der Deutsche die innere Freiheit nicht gewonnen, die der Brite schon als Erbteil empfängt; er fühlt sich dem Fürsten gegenüber als Diener, der Engländer aber als Gentleman. Und doch hat England einst den Kampf, in dem der Name Cromwells am hellsten leuchtet, nicht für sich allein ausgefochten, als es, nach dem Worte Macaulay's, jene gewaltigen Grundsätze verkündete, die sich seitdem ihren Weg in die Tiefen der amerikanischen Wälder gebahnt und von einem Ende Europas bis zum andern ein unauslöschliches Feuer in den Herzen entzündet haben. Eng-

land ist groß geworden, und seine Geschichte blieb ruhmreich, weil das Volk sein Schicksal in seine eigene Hand nahm, weil es in sich selbst die Hilfsquellen und die geistige Fruchtbarkeit fand, um trotz aller Abgeschmacktheit seiner Herrscher groß und glücklich zu werden. Die starken Persönlichkeiten, die dem Herrscherhause fehlten, fanden hier, auch wenn sie der Masse entstammten, ihren Weg.

Allerdings hat Heinrich von Treitschke einmal aus der Leidenschaft seines für das Haus der Hohenzollern begeisterten Herzens die Vorstellung zurückgewiesen, als sollten die Deutschen in ihren Königen nur die düstere Abstraktion eines Inhabers der ausführenden Gewalt erblicken; aber der rechte Weg wird stets nur dort beschritten werden, wo der Herrscher es gelernt hat, daß nicht sein Wille, sondern das Wohl des Volkes das höchste Gesetz und daß er selbst nur der vornehmste Diener des Gesamtwohls ist. Die Ehre des Königs ist die des Volkes, aber ihre wirkliche Ehre und ihr wirkliches Interesse fallen zusammen.

Es ist das glückliche Schicksal Englands gewesen, daß hier die Teilnahme der Regierten an den großen politischen Entscheidungen gesichert und daß der Nimbus des absoluten Herrschertums schon längst zerstört war, ehe die Nationen des Festlandes es noch ahnten, daß die persönliche Freiheit ein natürliches Recht und jede Fürstenmacht durch die Rücksicht auf die Überzeugung des Volkes bedingt sei. Schon in dem Zeitalter der Hohenstaufen war dem englischen Königstum auf der Wiese Runymede in der Magna Charta die urkundliche Zusicherung gesetzlichen Regimentes und die klare Darlegung der Freiheiten des einzelnen entrungen worden, schon hier wurde die Bewilligung der Steuern abhängig gemacht von der Zustimmung von Reichsversammlungen, schon hier wurde in

der Bestimmung, daß kein freier Mann ohne Arbeit verfolgt und bestraft werden darf, die Grundlage des Rechtsstaates geschaffen. Und noch ehe das dreizehnte Jahrhundert hinabsank, entstand in dem House of Commons durch die Berufung städtischer und ländlicher Vertreter das erste Parlament. Es war kein freiwilliges Geschenk, das hier gewährt worden ist, es war vielmehr durch den gemeinsamen Widerstand des Volkes gegen die Ausschreitungen der Monarchie den Landesherren abgerungen worden. Und auch später hat das Parlament immer wieder durch die Benutzung der Kriegsnöte, in die das Königtum geriet, sich neue und schwerwiegende Privilegien errungen, und ebenso hat es die langjährigen Thronstreitigkeiten der roten und weißen Rose klug zu steter Steigerung seiner Macht benutzt. Aber es hat auch stetig zugenommen an politischer Einsicht und Reife, wie es dauernd die geistige Blüte der Nation in seinen Reihen vereinte, niemals aber unter der Herrschaft eines Massenrechtes den Agitatoren der Straße und den populären Schreiern Herberge bot. Auch das englische Parlament hat Zeiten des Rückganges und des Verfalls erlebt, die zersetzenden Wirkungen der Bürgerkriege wurden auch hier sichtbar, aber es hat dennoch stets die Kraft gehabt, den Besitzstand seiner Rechte zu bewahren. Selbst unter der rücksichtslosen Autokratie Heinrichs des Achten hat das Parlament formell seine Privilegien gewahrt und sie hinübergerettet in eine neue Zeit, in der eben diese Privilegien zu einer schneidenden Waffe gegen das Königstum selbst werden sollten. Das englische Parlament konnte wohl unter den Töchtern Heinrichs eine Zeitlang seine Würde preisgeben, es mochte in den großen Tagen der Elisabeth, als die gewaltigen Siege über Spanien Raum für die Begründung der englischen Seeherrschaft schufen, auch eine im Verfassungs-

staat autokratisch herrschende Krone ertragen und es nicht verhindern, daß England unter den Tudors, gleich jedem anderen Volke, ein Jahrhundert des aufgeklärten Absolutismus erlitt; aber hier wirkte eben die Gewißheit entscheidend, daß die Größe der Nation dargestellt sei in der Größe der Dynastie. Später hat das Zeitalter Friedrichs des Großen die gleichartige Erscheinung gezeigt.

Aber die Stuarts waren wurzelfremd, und während der Engländer klar und nüchtern in die Welt schaut und auch das Verhältnis zu seinem Könige klar und nüchtern betrachtet, suchten diese Herrscher sich in eine fremdartige Mystik zu hüllen und durch die romantische Legende vom Gottesgnadentum die Sinne zu umnebeln, den „Eigensinn von Gottes Gnaden“ dem praktischen Leben entgegenzustellen. Die Stuarts waren zwar auf Grund des Erbrechtes nach England gekommen, aber durch das bloße Erbrecht soll wohl die monarchische Folge gewahrt, kann aber nicht die innere Empfindung bestimmt werden. Wer aus der Fremde kommt, nicht geschützt durch die Verdienste der Ahnen, deren Summe ihm ein sicheres Piedestal schuf, ungedeckt durch die Einheit der Traditionen, die an Schlachtfelder und Siege, an gemeinsame Leiden und Freuden gemahnen, der muß in unerhörter Anstrengung sich mühen, das Erworbene durch eigenes Verdienst erst wahrhaft zu gewinnen. Aber die Stuarts lebten gleich Friedrich Wilhelm dem Vierten des Glaubens, daß die Formel vom Gottesgnadentum nicht das gegebene historische Recht des angestammten Herrscherhauses, nicht die Tatsache bezeichnen soll, daß die Monarchie auf eigenem, nicht auf übertragenem Rechte beruht, sondern sie entnahmen der Formel zugleich die Anmaßung, Gottes Willen auszusprechen, und indem sie das weltliche Wesen des Staates leugneten, begaben sie sich auf den Weg zum gewissen Verderben.

Denn kann solche Mystik sich straflos einem Volke aufdrängen, das nicht nur im Gegensatz zu seinen Herrschern oder doch durch klugen Zwang sich weitgreifende Rechte erworben und vor allem durch die Bewilligung der Steuern sich einen unwiderstehlichen Einfluß gesichert hatte, das zugleich in der Ausübung der Selbstverwaltung allen anderen Nationen um Jahrhunderte vorausgeeilt war? Sah nicht Montesquieu gerade deshalb in England einen Musterstaat, weil hier die Vorzüge von Monarchie, Aristokratie und Demokratie vereinigt seien, weil also hier seit Urväterzeiten jenes Gottesgnadentum, das doch folgerecht nur den Absolutismus begründen darf, ausgeschaltet war?

Und gerade in jenem Jahrhundert, das der Reformation gefolgt ist, hatte die Frage nach dem Rechte des Widerstandes fast durchweg eine Antwort gefunden, die den Geist der Reformation auch auf das weltlich-politische Leben übertrug. Hatte Luther die Notwendigkeit der Glaubens- und Gewissensfreiheit als vornehmste Grundlage seiner Weltanschauung den Ansprüchen der Hierarchie entgegengestellt, die auch die sittliche Überzeugung der einzelnen in die Drechselbank legte, hatte die wachsende Opposition gegen den unerhörten Satz „cujus regio, ejus religio“ sich zu der natürlichen Folgerung bekannt, daß ein Widerstand gegen den religiösen Zwang sittlich berechtigt und sogar geboten sei, so konnte es nur noch einen Schritt kosten, bis die Lehre Zustimmung fand: „Wir wollen uns vom Könige regieren lassen, wenn er sich vom Gesetz regieren läßt.“ Luther selbst hatte in seiner Schrift „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei“, freimütig erklärt, daß über die Seele Gott niemand regieren lassen könne und wolle, als sich selbst allein, daß es einem jeglichen auf seinem Gewissen liege, wie er glaubt oder nicht glaubt, daß Ketzerei

ein geistlich Ding sei, das man mit keinem Eisen zerhauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Wasser ertränken könne. Er hatte hiermit ein „in der katholischen Christenheit unerhörtes, unendlich bedeutungsvolles Zeugnis für die Freiheit des Gewissens abgelegt", er hatte vor Kaiser und Papst das Recht der persönlichen Überzeugung, die Freiheit eines nur in Gottes Wort gebundenen Gewissens, die Selbständigkeit und Selbstgewißheit des charaktervollen Mannes bekundet. Aber wenn der Reformator auch immer wieder vor einer Vermischung und Verwechslung des weltlichen und geistlichen Schwertes warnte, so hat er doch auch auf die Frage: „Wie, wenn ein Fürst unrecht hätte, ist ihm sein Volk auch schuldig, zu folgen?" die Antwort gegeben: „Nein, denn wider Recht gebührt Niemand zu tun." Und noch am Abend seines Lebens hat er erklärt, daß kein Unterschied sei „zwischen einem Privatmörder und dem Kaiser, so er außer seinem Amt oder notorie unrechte Gewalt vornimmt; denn öffentliche violentia hebt auf alle Pflichten zwischen dem Untertan und Oberherrn jure naturae." Von dem feurigen kampfesfrohen Zwingli stammt der Satz: „So die Obrigkeit außer der Schnur Christi fährt, dann darf man ihr widerstehen." Und auch Calwin, der einen so tiefgreifenden Einfluß in England besaß, hat geradeaus erklärt, „Wenn das weltliche Regiment mit Gottes Wort in Widerspruch gerät, so ist der Untertan seiner Pflicht enthoben."

Und vor allem in England waren politische und konfessionelle Fragen unlöslich miteinander verbunden, seitdem Heinrich der Achte in der Religion ein wirksames Werkzeug für seine politischen Zwecke erkannt hatte. Hier hatte überdies eine alte parlamentarische Schulung die Auffassung vielfach verbreitet, daß Obrigkeit und Volk einen Vertrag miteinander geschlossen

haben und daß jede Verletzung auch den anderen Teil von seinen Pflichten befreie. So hatte auch der Deutsche Samuel Pufendorf gelehrt, daß alle Rechte des einzelnen, auch die des Fürsten, ihre Schranken an dem gemeinen Wohle finden und daß sie beseitigt werden können, wenn das gesamte Volk darunter leidet, eben weil ihm das Königtum nicht heiliger erscheint als die Würde des Senats in der Aristokratie, als die der Volksversammlung in der Demokratie. Thomas Hobbes, der alle Rechte, ja den Glauben der Bürger dem Belieben der Staatsgewalt unterwarf, ist für sein Vaterland ohne Wirkung geblieben.

In dem Gegensatz der grundsätzlichen Auffassung mußten naturgemäß die Keime schwerer Konflikte ruhen, die ein überragendes staatsmännisches Talent, wie Elisabeth, wohl noch umgehen konnte, die aber unvermeidlich wurden, wenn das Mittelmaß sich auf dem Throne spreizte und wenn es gar dazu schritt, seine Ansprüche noch zu steigern. Als die Stuarts im Lande erschienen, da war überdies die Lehre vom Rechte des Widerstandes tief in das Volk gedrungen, und schon die ersten Versuche des Königs Jakob, das Parlament für seinen Glauben zu gewinnen, stießen auf systematische Opposition, ob er für die Union aller Protestanten und für die Schonung der Katholiken eintrat oder Subsidien forderte. Hier trat eben auch das andere Moment hinzu: während man unter einem hochverdienten, heimischen Geschlecht es noch willig ertrug, daß die königliche Prärogative über das billige Maß hinaus ausgedehnt wurde, so war dies unerträglich an einem fremdgeborenen Herrscher. Wenn später Karl der Erste die Idee aufgriff von der Souveränität der Krone, die allen Parlamenten vorausgegangen sei, wenn er aus der Pflicht, das Reich zu verteidigen und zu regieren, das Recht herleitete, von

den Untertanen die Mittel zur Erfüllung dieser Pflicht zu fordern, so war eine Versöhnung unmöglich.

Hier ist vielleicht das schwerste Problem des Lebens gegeben. Wo ruht der Ausgangspunkt und wo ist die Schranke für das Recht des Widerstandes gezogen? Die Perspektiven sind unübersehbar, und die möglichen Konflikte erschütternd. In flammendem Zorne und flammendem Hoffen forderte einst Ernst Moritz Arndt, daß die Soldaten ihrem Fürsten den Gehorsam kündigen sollten, wenn er sie mißbrauchen wolle zu unrechtem Tun: „Wenn ein Fürst seinen Soldaten befehle, Gewalt zu üben gegen die Unschuld und das Recht, wenn er sie gebrauchte, das Glück und die Freiheit ihrer Mitbürger zu zerstören, wenn er sie den Feinden des Vaterlandes gegen das Vaterland zu Hülfe schickte, wenn er durch sie seine eigenen Landsleute plündern, verheeren, bekämpfen hieße: müßten sie nimmer gehorchen, was wider das Gebot Gottes und das ebenso heilige Gebot streitet, das Gott in unser Gewissen gelegt hat. Das ist die deutsche Soldatenehre, daß der brave Krieger dem König oder Fürsten, der ihm zu gebieten wagt, für die Franzosen und ihre Despoten den Degen zu ziehen, den Degen im Angesichte zerbreche." Auch für den Soldaten gelte der Satz: „Du bist ein Mensch, und du sollst den Menschen nicht ausziehen, wenn du die Montur anziehst." In der Rede an das Garderegiment Alexander hat andererseits Kaiser Wilhelm II. die Soldaten ermahnt, daß sie, „wenn es der Stadt Berlin einfallen sollte, sich jemals gegen ihren Herrscher zu erheben, die Angehörigkeit des Volkes gegen seinen König zurückweisen und mit der Spitze der Bajonette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren treiben sollten." Wir haben auch die Mahnung vernommen, daß der Soldat selbst Eltern und Geschwister nicht schonen dürfe,

wenn seine Pflicht es befiehlt und das Wohl des Herrschers es fordert.

Das ist ein scharfer und klarer Gegensatz. Dort wird die persönliche Einsicht zum Richter erhoben und der Grundgedanke des monarchischen Staates verneint, hier wird das individuelle Recht mit harten Worten dem Recht der Gesamtheit untergeordnet und von dem Durchschnitt ein Opfer gefordert, das selbst die fein organisierte Persönlichkeit nur nach hartem Ringen zu bringen vermag. Und Kaiser Wilhelm II. hat seine Forderung gestellt in einer Zeit, die reich ist an Mißverständnissen und Haß. Die moderne Entwickelung hat die Welt skeptisch gestimmt. Vor den Augen der realistisch gebildeten Menschheit zerfließen die weichgesponnenen Schleier der Romantik, ein hartes und arbeitsgewohntes Geschlecht will nichts mehr wissen von den Träumen patriarchalischer Zeiten. Es fühlt sich abgestoßen, wenn von ihm leichtherzig ein Opfer verlangt wird, das über die Durchschnittskraft des menschlichen Empfindens geht. Nur Shakespeare hat es gewagt, dieses furchtbare Problem zu berühren: In dem dritten Teile des Dramas von König Heinrich dem Sechsten führt er den Vater herauf, der im Streite der Rosen den Sohn, und den Sohn, der den Vater umgebracht hat: „O kläglich Schauspiel, o der blutigen Zeit! Wenn Löwen um die Höhlen sich bekriegen, entgelten ihren Zwist harmlose Lämmer. Was doch für Taten, grausam, schlächtermäßig, verblendet, meuterisch und unnatürlich, die tötliche Entzweiung täglich zeugt!“ An solche Empfindsamkeit wird auch heute die Sozialdemokratie nicht ungehört appellieren, wenn sie das letzte und schärfste revolutionäre Mittel zu Hülfe ruft und mit der passiven Resistenz des Rekruten und des Reservisten droht, sobald zu einem „ungerechten Kriege“ die Volkskraft mobilisiert werden soll.

Nur wird der Kernpunkt der Sache umgangen: Wer soll über das sittliche Recht jedes einzelnen Krieges entscheiden? Wo sollen die Richter sitzen, die, unberührt von aller Leidenschaft, von allen national-selbstsüchtigen Impulsen, unberührt und unberührbar wie die Totenrichter, durch wohlformulierte Urteilssprüche der Göttin der Geschichte in den erhobenen Arm fallen? Man hat es in Jena, man hat es auch in Mannheim vernommen, daß die deutsche Sozialdemokratie nicht mehr Gewehr bei Fuß stehen werde, falls das Deutsche Reich in Rußland intervenieren will; kraft ihrer internationalen Beziehungen und ihrer internationalen Solidarität „sowie aus dem Interesse heraus, einem Volke die Möglichkeit zu geben, für seine Befreiung aus den Banden des Despotismus zu kämpfen“, würde man alles aufbieten, um derartige Pläne zu durchkreuzen. Und ausdrücklich hat Bebel hinzugefügt, daß die gleiche Richtschnur „auch für den Fall eines anderen europäischen Krieges gilt“, daß man auch da nicht etwa mit Hurrah-Hoch in den Krieg hineingehen, sondern die sozialistische Kulturmission für den Frieden zu erfüllen suchen werde. Und ebenso wurde uns durch den Mund des angesehensten Führers der Revolutionspartei erklärt, daß seine Freunde „entschlossen“ seien, nötigenfalls den Ausbruch eines deutsch-englischen Krieges zu verhindern. Wie aber soll die Drohung zur Wirklichkeit werden? Im Klirren der Waffen verhallen Resolutionen — sollen also Rekruten, Reservisten und Landwehrleute durch eine energische Agitation oder gar durch Gewalt verhindert werden, dem Rufe des Königs zu folgen? Will man einen Generalstreik aller Angestellten der Verkehrsanstalten und aller Bergarbeiter in Szene setzen? Sollen die aktiven Militärs in den Ausstand treten? Oder soll nach der Lehre des Wyborger Manifestes das Volk die Zahlung der Steuern und die Stellung

der Rekruten verweigern? Will man am Tage der Kriegserklärung Barrikaden errichten? Oder will man im Schweizer Kantönli-Stile erst eine allgemeine Volksabstimmung darüber vornehmen, ob man den Krieg erklären oder, wenn er von der anderen Seite erklärt wird, sich still und ruhig fügen soll? Soll nach dem Grundsatz der französischen Konventsverfassung, daß der Aufruhr für das Volk und für jeden Teil des Volkes das höchste Recht und die unumstößliche Pflicht sei, sobald die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, der Widerstand im Sansculottenstil organisiert werden? Bebel sprach nicht von Rußland allein, sondern auch von einem europäischen Kriege. Er will auch dann alles aufbieten, um die „Pläne der deutschen Regierung zu durchkreuzen."

Wann aber ist ein solcher Krieg möglich? Doch nur dann, wenn etwa unsere Gegner die politische Isolierung Deutschlands benutzen, eine neue Koalition à la Kaunitz abschließen und mit vereinten Kräften das Werk Bismarcks zu zerstören trachten. Wollen sich dann die deutschen Arbeiter „mit ihren Parteifreunden im Ausland verständigen?" Rechnet Bebel wirklich damit, daß seine Mahnung zum internationalen Hochverrat jenseits der Grenzen, etwa in Frankreich oder England irgend welche Zustimmung finden würde? Er darf dessen gewiß sein, daß das angebliche Recht des Widerstandes scheitern würde an seiner Unmöglichkeit; leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Hier will die Sozialdemokratie, unbekümmert sogar darum, daß sie in der Gesamtheit der Nation nur eine Minderheit bildet, den Anspruch erheben, der Souverän über die verfassungsmäßige Obrigkeit zu sein. Damit wird nicht nur die Pyramide des Staates auf die Spitze gestellt, sondern zu-

gleich die Verfassung zertrümmert, als deren eifrigste Hüterin sich gerade jene Partei ausgibt. Schon Kant hat gesagt, daß dann, wenn es ein Recht des Widerstandes gäbe, auch ein öffentliches Gesetz vorhanden sein müßte, das diesen Widerstand erlaubte. Solches Gesetz ist aber überall unmöglich, wo die Obrigkeit nicht zu einem lächerlichen Schattenbilde werden will, sonst wäre jeder frei von Strafen, der unter dem Vorgeben, der Staat verstoße mit dieser oder jener Forderung gegen seine persönliche, sittliche Überzeugung, sich zum Widerstande erhebt. So wird es auch niemals ein Recht der Arbeiter geben, gegen den Krieg handgreiflichen Protest erheben, und wenn sie wirklich in der Stunde vaterländischer Not sich mit den Genossen im Auslande verständigen wollen, so wird nicht nur die Justiz, sondern auch das sittliche Empfinden das härteste Urteil über das unentschuldbare und unsühnbare Verbrechen des Hochverrats fällen.

Und darum hat Kaiser Wilhelm II. wohl Recht, wenn er nicht nur die Pflicht des Untertanen zur Kriegsfolge, sondern auch die andere furchtbare Pflicht statuiert, im Falle der Rebellion den Lauf der Gewehre selbst gegen Blutsverwandte zu richten. Denn so getrost schon Cromwell sagen durfte: „Der Wahn, daß das Volk den Königen gehöre, beginnt in der Welt ausgepfiffen zu werden," so berechtigt auch unser Lächeln ist, wenn heute ein preußischer König drohen wollte, aus eigenem Recht einen Widerspenstigen „nach Spandau zu schicken", so fest stehen doch andererseits die Rechte des Monarchen als des obersten Kriegsherrn, und so unanfechtbar ist auch seine Befugnis, zum Schutze seines durch die Verfassung umgrenzten Königsrechtes die Armee zu verwenden.

Nur will es dem Herrscher nicht ziemen, dieses Problem mit all seinen unsäglichen Konflikten und Leiden zur öffentlichen

Erörterung zu stellen, die Ausnahme, die stets zu vermeidende äußerste Konsequenz in den Kreis der theoretischen Auseinandersetzung zu ziehen und Affekte frühzeitig zu mobilisieren, die weder disziplinarische Schulung, noch ein starker persönlicher Wille zu unterdrücken vermag. Es ist nicht gut, solche Konflikte anzudeuten: das Unaussprechliche muß auch stets unausgesprochen bleiben. Da entscheidet doch schließlich kein allgemeines Gesetz, sondern das Gesetz der Stunde. Mit richtigem Instinkt hat daher die Sozialdemokratie gerade aus jenem Kaiserwort sich für den revolutionären Kampf die schärfste Waffe zu schmieden gesucht. Mit richtigem Instinkt — denn die einfache psychologische Berechnung muß lehren, daß nur ein Empfinden, das die staatliche Pflicht als die höchste aller sittlichen Pflichten erkennt, vor der Möglichkeit, Vater und Mutter um des Kaisers willen zu töten, nicht zurückschreckt. Das Ungeheure fügt sich keinem Rechenexempel.

Bleibt doch auch dort, wo das Staatsgefühl auf das Höchste potenziert ist, noch die unaustilgbare Gewißheit, daß, wenn auch ein „Recht" zum Widerstande niemals bestehen kann, doch Möglichkeiten eintreten können, die den Widerstand legitimieren. Als John Hampden sich weigerte, ein paar Schillinge als Schiffsgeld zu bezahlen, da verteidigte er das englische Recht und die Verfassung gegen die Willkür des Königs; auf gesetzlichem Wege ging er vor, und erst als das Gesetz verletzt wurde und das Königtum seine eigene Stütze zerbrach, da wuchsen die leise züngelnden Flammen zu einem gewaltigen Brande empor. Revolutionäre — es wurde oben entwickelt — waren auch die ersten Christen und Luther. Sie alle sind, gleich den niederländischen Rebellen, gleich dem Helden von Tauroggen, historisch gerechtfertigt, aber sie standen niemals auf dem Boden des Rechtes.

Die Zeiten werden nie völlig verschwinden, da die Übel der Unterwerfung größer sind, als die des Widerstandes, da die Mißstimmung eines Volkes zur Verzweiflung wird und die Verzweiflung in krampfhaften Ausbrüchen alle Grenzen zerstört. Aber auch hier muß die Zeit erfüllt sein, wenn nicht das Chaos entstehen, sondern ein wirklicher Fortschritt eintreten soll. Stets werden ja an der Seite älterer Ideen jüngere aufsprießen; wenn sie in voller Freiheit sich entfalten dürfen, dann wird entweder ihr Widersinn sich offenbaren oder sie werden triumphieren; wird ihnen jede Freiheit geraubt, so werden sie wie das Pulver zünden und den Thron, auf dem die Widersacher sitzen, in tausend Stücke zerschlagen.

Politische Unbeweglichkeit ist ebenso unmöglich, wie ein Stillstand der menschlichen Intelligenz. „Achten wir", so sagt Chateaubriand, „die Majestät der Zeit; betrachten wir mit Ehrerbietung die verflossenen Jahrhunderte, die durch das Andenken und durch die Spuren unserer Väter geheiligt sind. Aber versuchen wir es nie, zu ihnen zurückzugehen, denn sie haben nichts mehr von unserer jetzigen Natur, und sie würden verschwinden, wenn wir sie festhalten wollten." Auch Bismarck war Revolutionär, auch er hat Throne zerschlagen und Rechte zertrümmert. Aber die Throne waren entweiht durch die Sünde gegen die geheiligten Rechte der Nation, und das Königreich mußte weichen, weil auch das Volk legitimen Anspruch auf eine Zukunft besitzt. Als Bismarck kam, war die Zeit wahrlich zur Reife gelangt: er wurde der Herold der Gesamtheit, und er war nicht nur gleich Lynkeus dem Türmer „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt", er war nicht „dem Turme geschworen", sondern er trat hinaus in das freie, weite Feld der Tat. Und als die Zeit in dem Ringen der

Arbeiterschaft ein Neues gebar an Gedanken und Bestreben, da wagte er abermals den Griff in das volle Menschenleben, und in der sozialen Reform erhob sich der erste tiefsinnige Versuch, der Revolution nicht durch schwächliches Nachkommen, sondern durch bewußtes Gewähren selbst den Schein des Rechtes zu blutiger Tat zu rauben. Hier ist in der englischen Gewerkschaftsbewegung eine Art von Ergänzung gegeben.

Die englische Revolution nun hat es versucht, gegen das Königtum und seinen gesteigerten Anspruch alle Mittel der von ihm mißachteten Verfassung in Wirksamkeit zu halten und die Formen des Rechtes noch zu wahren, als der Geist des Rechtes längst verletzt war. Und das ist das Seltsamste an diesem folgenreichen Kampfe, daß der Historiker nur, wenn er dem subjektiven Empfinden folgen oder der politischen Leidenschaft Gehör schenken will, die fein gezogene Grenze zu entdecken vermag, die hier Recht und Unrecht im Sinne des Gesetzes voneinander scheidet.

Wir haben in Preußen die gleiche Erscheinung erlebt. Nur stand der preußische Cromwell nicht im Lager des Parlamentes, sondern er war der Schildträger seines Königs.

Was war denn John Hampdens Steuerverweigerung anderes, als die Ablehnung des Budgets durch die liberale Kammermehrheit in der Konfliktzeit? Und waren die staatsrechtlichen Deduktionen, die hüben Bismarck und drüben der Landtag geltend machte, zwingender als die Deduktionen Karls und seiner Gegner? Bismarck hat ein starkes historisches Recht gestützt auf die Theorie von den drei Faktoren, deren Übereinstimmung zum Zustandekommen eines Gesetzes erforderlich sei, von den konkurrierenden Rechten der Krone und der beiden Kammern, und auch Bismarck hat später um Indemnität ersucht, selbst als Blut und Eisen den Konflikt längst zu seinen

Gunsten entschieden. In England aber war die Situation für das Königtum nicht nur dadurch verschlimmert, daß das Parlament in weit höherem Sinne die einflußreichsten Klassen des Volkes repräsentierte, und daß die parlamentarische Staatsform in succum et sanguinem der Nation übergegangen war, sondern auch durch den anderen Umstand, daß das Oberhaus nur durch leichte Nuancen, nicht aber grundsätzlich sich in seiner Auffassung von dem House of Commons unterschied. Es war also die in seinen Vertretern verkörperte Gesamtnation, die hier dem königlichen Willen gegenüberstand.

Die Gedankenreihen aber, die zum Konflikte führten, waren dieselben hier wie dort. Nur daß noch ein anderes, schwerwiegendes Moment in England hinzukam, um die Sache des Königtums zu gefährden: als hier der Konflikt ausbrach, war das Land in blutige Kämpfe mit dem Ausland verwickelt, es galt, was Elisabeth begann, energisch fortzuführen die Herrschgewalt auf der See mit allen Kräften zu sichern. Hier mußte die Verweigerung der Mittel zur Kriegsführung eine eminente Gefahr bedeuten. Die Bewilligung der Petition of rights hat keine dauernde Verständigung gebracht, der Versuch, ohne Parlament zu regieren, steigerte nur die Entfremdung. In den Independenten aber entwickelte sich eine Partei, die mit unerhörter Konsequenz auf die Beseitigung der königlichen Prärogative und die Ausdehnung der parlamentarischen Gewalt selbst über das Heer hinzuarbeiten suchte. Wie stellte sich dann das Problem? Es ruhte hier in der einfachen Formel, daß der Krone das Recht der Kriegserklärung und der Kriegsführung, dem Parlamente aber die Bewilligung oder Ablehnung der Mittel zustand. Dem Könige nun erklärten seine Rechtsgelehrten, daß er für Kriegszwecke auch ohne Zustimmung der Parlamente die Beihilfe des Landes fordern

dürfe; denn da ihm nach englischem Herkommen die Pflicht obliege, für die Verteidigung des Landes und seiner Interessen zu sorgen, so habe er auch das Recht, die hierzu notwendigen Anordnungen zu treffen. Ein Richterspruch erklärte sogar ausdrücklich, wenn das Reich in Gefahr sei und der König es für nötig halte, so stehe ihm die Befugnis zu, „unter dem großen Siegel von England seinen Untertanen zu gebieten, eine so große Anzahl von Schiffen und Truppen auszurüsten, als ihm erscheine"; im Falle einer Weigerung, sei er den Gesetzen gemäß befugt, Zwang auszuüben. Unter dem nationalen Notzwang hat Otto von Bismarck mehr als zweihundert Jahre später, als das preußische Haus der Abgeordneten die Anleihe für den dänischen Krieg ablehnte, mit der Sicherheit des Starken gesagt: „Wir werden das Geld nehmen, wo wir es bekommen," und er hat so den Weg nach Düppel, Königgrätz und Sedan angetreten gegen das Sträuben der Doktrinäre; in England führte der Weg zum Schaffot. Wie die Ideen und Vergleiche sich wunderlich fügen: als Bismarck sich an die Seite seines Königs stellte, da zog vor ihnen das Bild Karls und Strafford's herauf.

Aus den „Gedanken und Erinnerungen" sei die ergreifende Episode hier wiederholt: „Der König unterbrach mich mit den Worten: „Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir." Ich erriet, und es ist mir später von Zeugen bestätigt worden, daß er während des achttägigen Aufenthalts in Baden mit Variationen über das Thema Polignac, Strafford, Ludwig XVI. bearbeitet worden war. Als er schwieg, antwortete ich mit kurzer Phrase „Et après, Sire?" — „Ja, après, dann sind wir tot!" erwiderte der König. „Ja", fuhr ich fort, „dann

sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blute besiegeln, ob auf dem Schaffot oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte. Eure Majestät müssen nicht an Ludwig XVI. denken; der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und macht kein gutes Bild in der Geschichte. Karl I. dagegen, wird er nicht immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte? Eure Majestät sind in der Notwendigkeit, zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten.“ Je länger ich in diesem Sinne sprach, desto mehr belebte sich der König und fühlte sich in die Rolle des für Königtum und Vaterland kämpfenden Offiziers hinein. Er war äußeren und persönlichen Gefahren gegenüber von einer seltenen und ihm absolut natürlichen Furchtlosigkeit, auf dem Schlachtfelde, wie Attentaten gegenüber; seine Haltung in jeder äußeren Gefahr hatte etwas Herzerhebendes und Begeisterndes. Der ideale Typus des preußischen Offiziers, der dem sicheren Tode im Dienste mit dem einfachen Worte „Zu Befehl“ selbstlos und furchtlos entgegengeht, der aber, wenn er auf eigene Verantwortung handeln soll, die Kritik des Vorgesetzten oder der Welt mehr als den Tod und dergestalt fürchtet, daß die Energie und Richtigkeit seiner Entschließung durch die Furcht vor Verweis und Tadel beeinträchtigt wird, dieser Typus war in ihm im

höchsten Grade ausgebildet . . . . . Wenn auch die abschreckenden, geschichtlichen Reminiszenzen, die man dem Könige in Baden als Beweise beschränkter Ungeschicklichkeit vorgehalten hatte, auf unsere Verhältnisse nur eine unehrliche oder phantastische Anwendung finden konnten, so war die Situation doch ernst genug.“

In Preußen hat schließlich nur der liberale Doktrinarismus die Zukunft bedroht; wie aber, wenn eine grundsätzliche Opposition mit revolutionären Zielen, die das vaterländische Empfinden zugunsten der Internationalität verleugnet, in gefahrvoller Stunde dem Staat die Kehle zuzuschnüren versucht? Wenn der Generalstreik die parlamentarischen Formen annimmt, um sich in das Gewand der Gesetzlichkeit zu hüllen? Und wenn der germanische Kriegerstolz, von des Gedankens Blässe angekränkelt, nicht mehr stark genug ist, den Widerwillen gegen das revolutionäre Demagogentum zu besiegen? Nicht immer steht dem Königtum ein Bismarck zur Seite. Allerdings verfügt auch die Revolution nur einmal über einen Cromwell.

* * *

Auch in England wird man die ersten und die letzten Gründe der großen Revolution vergebens auf ökonomischem Boden suchen — sie ruhen ausschließlich auf politischen und religiösen Gründen. Und doch herrschten auf dem Inselreich die furchtbarsten sozialen Verhältnisse, seit unter dem Vater der Königin Elisabeth der Aufschwung der Wollindustrie die Feudalherren dazu getrieben hatte, die großen Latifundien, auf denen einst eine große Bevölkerung von Bauern ihr Auskommen gefunden hatte, in Weideland zu verwandeln. Da waren Hunderttausende von Menschen besitz- und heimatlos geworden, da hatte man sie dem Hungertode preisgegeben oder

dem Verbrechen in die Arme getrieben. Nur einmal tritt das soziale Moment anspornend hervor: in dem Vorgehen der Levellers, die nach den Siegen Cromwells ihrerseits wieder die äußerste Konsequenz aus der Verkündigung der neuen politischen Freiheit ziehen und der in jeder Revolution auftauchenden kommunistischen Idee ihr Leben weihen. Sie wollen nicht mehr die volle Freiheit in Staat und Kirche allein, sondern sie wollen das Reich Gottes auf Erden errichten.

Eines Tages machte sich in der Grafschaft Surrey ein kleiner Trupp von Männern mit Schaufeln und Spaten auf den Gemeindeäckern zu schaffen. Sie gruben das Erdreich um, streuten Saat aus und luden die benachbarten Landleute ein, ihnen zu helfen. Ihre Anführer Winstanley und Everard, ein ehemaliger Soldat, der sich einen Propheten nannte, erklärte, ihre Zahl werde bald Tausende umfassen. Das Volk Gottes, sagten sie, habe seit den Tagen Wilhelms des Eroberers unter einer schlimmeren Knechtschaft gelebt, als die ägyptische gewesen sei; aber der Tag des Befreiens sei gekommen. Jetzt sei es Zeit, die alte Gemeinschaft wieder herzustellen, für die Gott die Menschen bestimmte, die Früchte an die Armen zu verteilen, die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden. Jeder einzelne Besitzer werde sein Privatgut in die Masse werfen, man werde in den Zelten friedlich beisammen wohnen wie die Vorfahren, von denen die Bibel berichtet, und der Gebrauch des Geldes werde unnötig werden, da jedermann Essen, Trinken und Kleidung umsonst erhalten werde. Jetzt habe das Parlament zum Kampfe gegen den König aufgerufen mit dem Versprechen, die Freiheit zu bringen, jetzt, so forderten diese ahnungsvollen Vorgänger Babeufs, solle auch das Parlament sein Wort erfüllen und die hindernden Gesetze vernichten. Noch verzichtete man auf das eingezäunte Besitztum, aber was nicht

eingezäunt sei, das gehöre der Nation. Dieser Teil sollte nicht wieder Privateigentum werden, denn die Erde sei für alle geschaffen. Das Land, das man kaufe und verkaufe, gehöre einem jeden Dritten ebenso gut, wie dem Käufer und Verkäufer; wer es besitze, ziehe jedoch das Schwert und behaupte es für sich allein. Das Land aber und alle Frucht, die es in der Zukunft bringe, solle Gemeingut sein, denn die Erde sei von dem Schöpfer zur großen Schatzkammer des Unterhaltes bestimmt, für den einen so gut, wie für den anderen, ohne Ansehen der Person.

Es sind hauptsächlich religiöse Momente, die hier den Ausgangspunkt bilden: wie in jedem Gemüt, so streiten überhaupt auf Erden Liebe und Selbstsucht gegeneinander; es sei der Streit des Lammes und des Drachen. Zwischen ihnen müsse jeder wählen. Sie ihrerseits seien entschlossen, den Geist zu ehren, von dem sie stammen, den Vater und ihre Mutter, die Erde frei zu machen von der Knechtschaft und den Banden, in die man die Schöpfung geschlagen habe. Gott habe überhaupt das Menschengeschlecht zum Herrn der Erde und der Tiere des Feldes gesetzt, aber nicht die einen zu Herren und die anderen zu Sklaven. Das sei der Zwist zwischen Kain und Abel, aber Abel müsse nicht immer erschlagen werden. Nicht einmal die Verweisung auf die heilige Schrift könne zur Widerlegung dienen, denn das Wort Gottes, das zu Anfang war, lebt im Herzen der Menschheit, das Wort, auf dem die Schöpfung beruht, und zu dem sie zurückgebracht werden muß.*)

„La propriété c'est le vol“ versicherte Proudhon, wie zu Beginn der französischen Revolution Brissot geschrieben hatte: „La propriété exclusive est un vol dans sa nature.“ Und

*) Ranke, Engl. Geschichte, Band IV. Alfr. Stern, Geschichte der Revolution in England.

heute ruft in der Duma der Bauer Lasarenko: „Wenn Sie lange beraten werden, so werden wir Bauern die Frage selbst lösen! Fort mit jedem Gesetz, das das Privateigentum schützt, die Bauern selbst werden für die gerechte Verteilung des Privateigentums sorgen!“ Auf die Ideen der Levellers aber hat zweifellos der Idealstaat des Thomas Morus ebenso wie James Harringtons Staatsroman einen entscheidenden Einfluß gehabt, während Thomas Hobbes gerade aus dem Gegensatz zu den kommunistischen Phantasien der Levellers zu der Überzeugung gelangte, daß eine Gemeinschaft der Güter für die Menschheit das größte Unglück bedeuten würde.

Der kommunistische Traum hat im englischen Volke keine Dauer gehabt. Und ebensowenig konnten die politischen Übertreibungen, die sich in der Forderung des allgemeinen Stimmrechtes noch keineswegs erschöpften, weitgehende Verbreitung finden. Hier blieben bisher alle revolutionären Theorien nur Treibhauspflanzen, die im Schatten der alten Vegetation, der bewährten geschichtlichen Institutionen, nicht gedeihen konnten.

Dem Absolutismus stellte sich auch in England der Gedanke der Souveränität des Volkes gegenüber. Als die Royalisten den Versuch machten, durch Salmasius den göttlichen Ursprung und die Unverantwortlichkeit des Königtums zu erweisen, da stellte wohl John Milton, der Dichter des „Verlorenen Paradieses“ den menschlichen Ursprung der Verfassungsformel und die Theorie der Volkssouveränität der mystischen Lehre vom unbeschränkten Königstum gegenüber, doch waren die eigentlichen Vertreter dieser Anschauung nicht im Bürgertum, sondern im Heere zu finden. Wie ihnen das Königtum, das vor ihren siegreichen Waffen sich in dem letzten Schlupfwinkel verstecken mußte, als ein Übel erschien, so sahen sie bald auch in dem Hause der Lords nur eine Versammlung von „angemalten

Marionetten", so forderten sie eine einzige, vom Volke erwählte Vertretung. „Sintemal alle Gewalt", so heißt es in der merkwürdigen Schrift der revoltierenden Truppen, „ursprünglich und wesentlich in der Gesamtheit des Volkes liegt, so ist die freie Wahl der Repräsentanten und ihre Übereinstimmung die einzige Grundlage einer gerechten Regierung, der Zweck der Regierung aber ist das öffentliche Wohl." Hier werden bereits zweijährige Wahlperioden und das allgemeine Stimmrecht gefordert; hier wird auch verlangt, daß der Volksvertretung das Recht bleibe, Gesetze zu geben, zu verändern und zu widerrufen, die Beamten anzustellen, zur Rechenschaft zu ziehen und abzusetzen, Verhandlungen mit auswärtigen Mächten zu führen und über Krieg und Frieden zu entscheiden.

Allerdings beruft man sich nicht auf ein Naturrecht, wie es die Späteren lehrten, in diesem frommen Jahrhundert stützt man vielmehr jede Begründung auf den Willen Gottes, den jeder kennt und nach eigenem Ermessen auslegt. Und auch hier deduziert man, daß jede gerechte Autorität nur von Gott ausgehen kann, daß aber die oberste Gewalt von Gott dem Volke anvertraut sei und daß sie erst von dem Volke seinen Repräsentanten übertragen werde.

Und in der Tat ist es eine harte und unüberwindliche Folgerung, daß der Krieg, den man eben gegen den König geführt hat, als das größte Verbrechen im Himmel und auf Erden gerechnet werden muß, wenn man den Vordersatz ablehnt, daß auch der König nur ein Beamter des Volkes sei. Nur unter diesem Gesichtspunkte konnte man später die letzte Forderung stellen, daß „der erste und größte Urheber der Wirren, der König, in dessen Auftrag und um dessetwillen, in dessen Interesse auch unsere bürgerlichen Kämpfe mit ihrem Jammer

begonnen worden sind, schleunigst vor Gericht gestellt werde wegen des Hochverrates, des Blutvergießens und des Unglücks, an dem er Schuld ist“.

Zu den äußersten Folgerungen, die zugleich den äußersten Widersinn bedeuten, ist man in England nicht gelangt. Dies blieb den französischen Jakobinern vorbehalten, die in der Volkssouveränität ein unabänderliches Dogma erblickten und durch ihren Wortführer Robespierre schlechtweg erklärten: „Das Volk ist der Herrscher, die Regierung ist sein Werk und sein Eigentum, die öffentlichen Beamten sind seine Diener. Das Volk kann nach Belieben seine Regierung ändern und seine Vertreter zurückberufen.“ Da wurde einfach gelehrt, das Volk sei Herr der Regierung, mit der es niemals einen ewigen oder nur dauernden Vertrag einging; was sie immer tut, so sei das „Volk“ ihr gegenüber zu nichts verpflichtet, während die Regierung dem Volke gegenüber natürlich zu allem verpflichtet bleibt. Das Volk ist der König und die Regierung sein verantwortliches Ministerium. Über allen anderen Gesetzen steht die Bestimmung, daß die Oberhoheit des Volkes niemals angetastet, geschmälert oder behindert werden darf. Die Jakobiner haben es nur versäumt, die Frage, die Fürst Bismarck einmal im Parlamente stellte: „Bin ich nicht auch Volk?“ theoretisch zu beantworten. In der Praxis haben sie es getan, indem sie einfach erklärten: Der Wille der Gesamtheit ist die Verfassung, der Wille des Stärkeren ist das Gesetz. Und der „Stärkere“ waren jene, die zugleich die Verwegensten, die Gewissenlosesten, die Wütendsten waren. Die Führer der Jakobiner von Lyon erfanden die einfache Form des „Sterbet oder tötet“, und da das „Volk“ nicht sterben darf, so ist es gezwungen, zu töten. „Volk, du hast dich erhoben; bleibe stehen, bis kein einziger dieser Verschwörer mehr vorhanden

ist“ — als Verschwörer gilt, wer verdächtig ist, und verdächtig ist, wer einen reinen Hemdkragen trägt! — „Jage den Bösen Schrecken ein; die Ächtungen, die wir dir zur Pflicht machen, sind der heilige Zorn des Vaterlandes,“ so klingt es aus den Manifesten. Wer als Richter oder Beamter den Mut hat, seine Macht zur Verteidigung der Gesetze zu gebrauchen, wird dem Volke als Feind der Verfassung und Freiheit bezeichnet.

Hier in Frankreich ist das zu einem grauenhaften Irrtum geworden, was an sich rein, groß und wertvoll ist, hier hat sich er natürli che, durch das Jahrhundert der Reformation erweckte und gestärkte Drang nach Freiheit in ein anarchistisches Gelüsten verwandelt, hier erwachten alle giftigen und verheerenden Insekten zum Leben, um alle Hoffnung zu zernagen und zu zerstören. Der Klub regiert und mit ihm die Straße. Durch den Terror wird die Herrschaft gewonnen, und nur durch den Terror kann er behauptet werden, bis die beleidigte menschliche Natur zum Gegenmittel greift und die Reaktion des Säbels heraufzieht. Unter dem Terror gibt es keine freie Wahl, die gewalttätige Minderheit bestimmt. Da gibt es keine Freiheit der Meinung, denn der Widerspruch tötet. Da gibt es kein gerechtes Gericht, denn die Politik macht die Unschuld zur Schuld. Da versinkt die Ordnung, denn die Leidenschaft ist entfesselt; da versinkt auch die Sitte, denn ihre Hüter sind Menschen, die es nicht lernten, irgend einen ihrer Affekte zum Opfer zu bringen. Wer ist es denn, der heute sich das Recht anmaßt, das Schicksal des russischen Volkes zu bestimmen? Es sind wieder geheime Verbindungen, Klubs und Konventikel, die ihre Legitimation nur in ihrer eigenen Willkür, die ihr Recht in ihrer Laune finden, die sich die ganze Schar der Verbrecher zu Bundesgenossen erwählen und doch des Glaubens

leben, aus einer Schlammflut von Greueln werde sich rein und strahlend das Bild der Freiheit erheben.

Das Bild der Freiheit! Als wenn sich ihm nicht das ernste Bild der Gesetzlichkeit gesellen muß, die gegen die Eingriffe der Macht wie gegen die Heftigkeit der Volksbewegung eine gleich feste Schranke bildet.

Gewiß, das Zeitalter der Reformation war auch das Zeitalter des erwachenden Freiheitsbewußtseins; es war die Zeit, in der man wie an den geistlichen so auch an allen anderen Autoritäten zu zweifeln begann, in der alle willkürlichen Bande gelöst, alle unnatürlichen Schranken gesprengt werden sollten. Und daß diese Zeit heraufzog, war die Bedingung für allen kommenden Fortschritt, schuf die Bahn für die unvergleichliche Tatsache, daß ein halbes Jahrhundert der neuen Zeit tiefere innerliche Wendungen schafft, als ein halbes Jahrtausend des Mittelalters. Die Wirkung war unermeßlich, als der zur Natur und zur Wahrheit drängende Geist die einengende Fessel zerriß: „Als Kolumbus die Ansicht von der Erde, Luther den Bestand der Kirche, Kopernikus die Auffassung des Weltalls reformierte, da erwachte der Geist der Prüfung in allen Zweigen des Daseins, in allen Landen und bei allen Völkern. Die Menschen gewannen die Kraft der Verwerfung, die Lust an den Unruhen, den Willen des Fortschritts wieder. Die Entfaltung des vollen Menschen, ungehemmt durch willkürliche Bande und getragen durch die Gesetze seiner eigenen sittlichen Natur: dieser Gedanke beseelt seitdem mit unauslöschlicher Kraft die Völker. Er lebt in den Kämpfern der Reformationszeit, die ohne Rücksicht auf die Autorität der alten Kirchengewalt nur ihr Herz fragen, wo es den Geist Gottes findet, er ringt sich in Kunst und Wissenschaft an das Licht, indem er die überlieferten Typen und Formen mit der Forderung

unbedingter Wahrheit und natürlicher Schönheit verläßt, er arbeitet in der ökonomischen Revolution, die alle überkommenen Lebenslagen verwandelt und alle Fesseln mit dem Rufe nach grenzenloser Freiheit zersprengt. Und mit dem gleichen Nachdruck wirkt er auf dem politischen Felde. Abwechselnd sehen wir die Menschen bemüht, sich die Zukunft zu erschließen. Zuerst sind es die Könige und die Fürsten Europas, die im Namen des öffentlichen Nutzens, des nationalen Wohles, des altgewordenen Menschenrechtes den Krieg gegen das Bestehende eröffnen. Es gibt keine Stelle in Europa, wo der Geist der Neuerung, der Trieb nach echter Wahrheit und wahrer Menschlichkeit nicht empfunden würde. Dieser Geist war in seinen Wünschen schöpferisch und human, aber auch nach seinem ganzen Wesen zerstörend und unbändig. Auch der Gedanke der modernen Freiheit ist bei seinem schöpferischen Entwickelungsgange den Leidenschaften der einzelnen Menschen anheim gefallen; so wenig aber sein Werk den Mißbrauch entschuldigt, der mit ihm getrieben wurde, so töricht wäre es, umgekehrt wegen des Mißbrauchs seine lebenspendende Bedeutung in Abrede zu stellen."*)

Auch in England war zuweilen die Leidenschaft die Führerin in jener seltsamen Epoche, in der Karl Stuart auf dem Schaffot sterben mußte, weil er sich festklammern wollte an Götzen, die in den Abgrund sanken. Aber die Anarchie betrat kaum auf Augenblicke die verlassene Stätte, und die staatsmännische Besonnenheit, die dieses merkwürdig kühle und umsichtige Volk beherrscht, ließ niemals die Masse zu nachhaltiger Wirkung kommen. Hier hat auch nie ein allgemeines und gleiches Stimmrecht bestanden, eben weil man es weiß, daß

*) v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789—95. Bd. II.

der moderne Gedanke des Individualismus versinken muß, wenn die Masse mit ihren Ansprüchen siegt und die Intelligenz zu Boden drückt.

Auch Cromwell hat das allgemeine Stimmrecht, über dessen Unvernünftigkeit nach Treitschkes Wort nichts mehr hinausgeht, hartnäckig bekämpft, obgleich doch die Tendenzen seiner Zeit auf eine stärkere Beteiligung der großen Masse an dem politischen Leben hinausgingen, obwohl ferner der Begriff der republikanischen Staatsform sich fast selbstverständlich mit dem Begriff der Volksherrschaft verknüpft und obwohl Cromwell in Stunden, in denen seine eigenen Interessen bedroht waren, die populäre Strömung ohne Mühe für sich gewonnen hätte. Er war ein Mann von dämonischem Ehrgeiz, einer von denen, die niemals Ruhe haben, so lange sie jemand größer sehen als sich selbst; aber die Volkssouveränität erschien ihm geringer an Wert, als die Forderungen des allgemeinen Besten. Und das Beste sah er nur durch die ungehemmte Kraft seines persönlichen Willens gesichert. Wenn in seinem Wesen sich die politischen Elemente vereinten, die in Robespierre und Napoleon Bonaparte vorhanden waren, wenn er gleich dem Sohne des Advokaten von Arras den Absolutismus zur Guillotine sandte, um dann gleich dem Korsen die Autokratie zu errichten, so hat er doch gleich allen wahrhaft bedeutenden, ihres Werkes sicheren Menschen die tiefe Abneigung des Horaz gegen die Masse, gegen ihre ungezügelten Instinkte und ihre durch kein Verdienst erworbenen Ansprüche empfunden. Das ist überhaupt das Eigentümliche dieser Revolution, daß die Führer, mit Ausnahme vielleicht des ungestümen Lilburne, niemals die Masse hanranguieren, und daß auch der freiheitstrunkene Milton auf die Frage „Was ist das Volk?“ nur die Antwort findet: „Eine wirre Herde, ein bunter Haufe, der gemeine Dinge

erhebt, die eigentlich nicht wert des Lobes. Das preist, bewundert und weiß doch nicht, was noch wen."

Es ist das Aristokratische im Wesen des Genies, daß hier wie stets in den wahrhaft großen Männern eine tiefe Abneigung gegen die Masse hervordringt. Es liegt in ihnen, bewußt oder unbewußt, das Gefühl, daß es eine Stärke gibt, die der Mann erst fühlt, wenn er allein ist, und daß diese Stärke nichts gemein hat mit jener dumpfen Kraft, die sich aus Millionen von kleinen, in sich wertlosen Einzelkräften zusammensetzt. Das Genie brauchte nicht erst der Warnung Nietzsches vor dem breiten Wege, es sucht aus eigener Neigung die stillen Pfade, „wo der Mensch eine neue Kraft wird und ein neues Recht, ein nur sich rollendes Rad und eine erste Bewegung." Das Genie ist stets einsam gewesen. Und weil es sich auf sich selbst stellt, deshalb verachtet es den Pöbel, der „überall dort ist, wo der Mensch nicht er selbst, sondern sein Nachbar wird". Das allgemeine Stimmrecht aber zwingt die freie, starke Persönlichkeit, demagogisch der Masse zu schmeicheln und sich ihren Launen zu fügen, oder ihr resigniert das Feld zu überlassen.

Cromwell hat die Volkstümlichkeit, die ihm seine glänzenden Siege gebracht hatten, seinen Zwecken natürlich dienstbar gemacht, aber er hat ebenso wie Luther und Bismarck seine Maßregeln nie dem Ziele untergeordnet, diese Volkstümlichkeit zu erhalten oder zu erhöhen. Der Reformator hätte, wenn er der Bauernbewegung seine mächtige Hilfe rückhaltlos lieh, der Geschichte eine andere Wendung gegeben, aber er folgte der Stimme seines Gewissens. So wäre Jesus von Nazareth nicht den Sklaventod gestorben, wäre er der Versuchung gefolgt, den Traum der Kinder Israel von einer glanzvollen Wiedergeburt des alten weltlichen Königtums zu erfüllen.

Bismarck hat der Menge das Stimmrecht nicht gewährt, um die Gunst der Menge zu erlangen, sondern weil er um der größten Aufgabe willen, die jemals einem deutschen Manne gestellt war, der Zustimmung der Gesamtheit zu bedürfen glaubte. Cromwell hat umgekehrt sich der populären Strömung entgegengestellt, weil er durch sie Englands Größe gefährdet sah, und er hat auch nach Karls Tode, als die Bande der Ehrfurcht vor dem Hergebrachten sich immer stärker lockerten, den breiten Weg des Demagogentums verschmäht. In schroffer Gegnerschaft zu den alten Waffengefährten lehnte er zwei Jahre nach dem ersten Versuche des Heeres, die Verfassung nach seinem Willen zu gestalten und auf eine radikale Basis zu stellen, auch das erneute Verlangen ab, daß die Volksvertretung auf ein Jahr gewählt werde und daß fortan kein Mitglied des Parlamentes zum zweiten Male kandidieren darf, daß ihm kein Beamter angehören und nur der Volksvertretung das Recht zustehen soll, ein Heer aufzustellen. Cromwell widerstand, obgleich ihm aus den Reihen seiner eigenen Kampfgefährten die Drohung erklang, daß man sich „siebzigfältig an den Menschen rächen werde, die das Volk unterdrücken und weder Gesetz noch Freiheit anerkennen“.

Hier in der Ablehnung der Masse als der entscheidenden Instanz liegt überhaupt eine der Erscheinungen, die der Revolution Cromwells ihr besonderes Gepräge geben. Äußerliche Vergleiche mögen sich ja vor allem mit der Revolution in Frankreich ziehen lassen, hier wie dort mag der Fanatiker den Sieg über die Gemäßigten davongetragen haben, hier wie dort mag es zur Vernichtung der Monarchie und zur Hinrichtung des Königs gekommen sein. Und schließlich mag in England wie in Frankreich über den Trümmern des alten Staatswesens sich eine Militärdiktatur erhoben, mag die Ernte

ein Mann gesammelt haben, in dem sich die Kraft und Weisheit des Staatsmannes mit dem Genius des Feldherrn vereinte — ja, es mag auch der Ausgang, diese Überantwortung des revolutionären Erbes an die legitime Unfähigkeit, hier der Stuarts, dort der Bourbonen sich mühelos in Parallele stellen lassen, so wird doch die englische Bewegung nur einem breiten Strome gleichen, der im langsamen Steigen das gewohnte Bette verließ und wohl ein paar Wehre und am Ufer ein paar Mühlen mit fortreißt; die Revolution der Franzosen gleicht einem herabstürzenden Bergstrom, der tausend Leben vernichtet und tausend Gebäude zerstört. In England die kaltblütige Nüchternheit, die Maß und Grenze für die Zahl der Opfer in Einklang bringt mit dem Werte des Erstrebten, die nie den praktischen Nutzen aus dem Auge verliert und die Form der Gesetzlichkeit niemals preisgibt. Dort die wilde Leidenschaft, die den Zweck ihres Wütens völlig vergißt, die zuletzt zu einem Blutrausch wird, in dem jede Besinnung und jede Schonung, alles Gefühl der Menschlichkeit und des Rechtes spurlos versinkt, dort auch eine grandiose Phantastik, die nur im Grenzenlosen Genüge sucht. Welche Weiten dehnen sich zwischen den Puritanern, den Siegern von Long-Marston-Moor und Dunbar, von Naseby und Worcester, die Psalmen singend in den Kampf ziehen, und den Sansculotten, die abgerissen und schmutzig wie die Waldteufel sich auf die Feinde stürzen; zwischen den Bradshaw, Pym, John Milton, den Blake, Fairfax, Thurloe und selbst Lilbury und den Marat, Danton und St. Juste, den Hébert, Billaud-Varennes, Tallien und Chaumette, den Henriot und Collot d'Herbois! Mit Lafayette und Mirabeau verschwinden aus dem Bilde der französischen Revolution die letzten Staatsmänner, die letzten, die über die Zerstörung hinaus den Blick auf den Neubau

richten; Oliver Cromwell aber wird noch heute als der Schöpfer der Weltmacht seines Volkes gepriesen.

Was haben denn die Helden der französischen Revolution an positiver Arbeit geleistet? Eine Überschwemmung von Gesetzen, die einander widersprachen, unbrauchbar und unausführbar waren. Die Revolution Cromwells aber hat die alten Grundlagen des englischen Staates gefestigt und erweitert und auf ihnen zugleich die Risse für den neuen gewaltigen Erweiterungsbau gezogen. Robespierre und die Seinen schweben stets in dem leeren Raum der Abstraktionen, Cromwell steht immer fest auf „der wohlbegründeten Erde"; jene wandern auf den Stelzen des Prinzips, sie stehen immer in Pose oder folgen den niedrigsten Instinkten. Cromwell verläßt niemals das Reich der Tatsachen, und während jene in unendlicher Rhetorik schwelgen, bleibt er ein Schweiger, ist er der Typus jenes Britentums, von dem der erste Napoleon einmal staunend sagte: „Ces Anglais ont un grand talent pour le silence." Dort die stete Wiederholung allgemeiner Vokabeln: „Volk, Nation, Vernunft, Freiheit, Tyrannen, Tugend, Moral, Gesellschaftsvertrag," dort stets allgemeine, hochtönende Wendungen ohne individuelle Farbe, Effektstücke, Verzierungen, wie sie die Eitelkeit liebt; hier Reden, die roh, zuweilen auch verworren klingen, ein stetes Ringen nach dem Ausdruck — wie in Bismarcks Reden — ungestüme Tiefe, wilde Aufrichtigkeit. „Eine Außenseite von chaotischer Wirre, Teufelsvisionen, nervenkranken Träumen — auch bei Caesar, Peter dem Großen, Napoleon und Mohammed gesellte sich dem Genie die Neurose — und dennoch solch eine helle entschlossene Tatkraft mitten in alledem wirksam. Die Tiefe und Weichheit seines wilden Gemütes, die Fülle von Mitgefühl für die Dinge, die Fülle von Einsicht in das Wesen der Dinge, die Meisterschaft,

die er über sie erlangt" — mag Carlyle seinem Helden allzu helle Begeisterung widmen, so trifft er doch den Kern seines Wesens. „Das Ringen nach dem Ausdruck, die Verworrenheit seiner Rede — ihm selbst war der innere Sinn sonst denkbar, aber die Form, in die er ihn zu kleiden hatte, stand ihm nicht zu Gebote." Sein Leben war durchaus schweigsam gewesen, von einem großen Meer von Gedanken umschwebt all seine Tage lang. Beredt ist er nur in seinen frommen Rhapsodien, im freien Gebet, dann, wenn sich unmittelbar ergießt, was ihm lebendig im Herzen wogt. Er hat seine Reden niemals vorbereitet, Robespierre aber hat sie stets sorgsam gesiebt und geglättet, sein Ton ist niemals echt, er hat, wie Condorcet sagt, „nur eine Aufgabe: zu sprechen, und er spricht fast fortwährend."

Wo aus Cromwell ein tiefer sittlicher Ernst, eine ernste und fromme Auffassung religiöser Probleme überzeugend uns in das Ohr klingt, da fühlt man bei Robespierre das Gemachte, das mühsam Anempfundene, das sich vergeblich hinter schwellenden Phrasen zu bergen sucht. Er, der zwar nie den atheistischen Eifer der anderen geteilt hatte, die der Göttin der Vernunft ihre Huldigung darbrachten, der aber dennoch in seinem Entwurf der Menschenrechte nicht einen persönlichen Gott, sondern die Natur als Souverän des Volkes verkünden wollte, findet dennoch den salbungsvollen Ton des Bußpredigers um das Volk, das er praktisch durch die Guillotine an die Nichtigkeit alles irdischen Daseins erinnert, für die Schönheit des Glaubens an einen persönlichen Gott zu gewinnen. Ein Mörder, der die Messe liest! Ein Massenschlächter, der das Gloria in excelsis anstimmt, während der Fluch seiner Opfer schrill durch die Ewigkeit klingt! Wie kann die fürchterliche Verlogenheit dieses Mannes besser gezeichnet werden, als durch

den folgenden Auszug aus einer seiner Reden zur Ehre desselben Gottes, den jede seiner Taten aufs tiefste beleidigt?

„Wer hat dir denn den Auftrag gegeben, dem Volke zu verkünden, daß es keine Gottheit gibt? Du, der du dich begeisterst für diese trockene Lehre und dich niemals zu begeistern vermochtest für das Vaterland, welchen Vorteil findest du darin, den Menschen zu überreden, daß eine blinde Gewalt über seinem Schicksal walte und rein nach dem Zufall Verbrechen und Tugend mit ihren Schlägen treffe? daß seine Seele nichts sei, als ein schwacher Hauch, welcher an den Pforten des Grabes erlischt? Wird ihm der Gedanke an seine Vernichtung reinere und und erhabenere Gesinnungen eingeben, als der Gedanke der Unsterblichkeit? Wird er ihm mehr Hochachtung vor seinesgleichen und vor sich selbst, mehr Hingebung für sein Vaterland, größeren Mut, der Tyrannei zu trotzen, und eine größere Verachtung des Todes und der Wollust einflößen? Ihr, die ihr Leid tragt um einen tugendhaften Freund, wie gern gebt ihr euch dem Gedanken hin, daß der beste Teil von ihm der Vernichtung entgangen! Ihr, die ihr weint an dem Sarge eines Sohnes oder einer Gattin, erhaltet ihr Trost von dem, der euch sagt, es sei von ihm nichts weiter übrig, als der gemeine Erdenstaub? Wird nicht der letzte Seufzer des Unglücklichen, der unter dem Dolche des Mörders fällt, ein Anruf der ewigen Gerechtigkeit sein? Vor der Unschuld auf dem Schaffot erbleicht der Tyrann auf seinem Triumphwagen. Würde sie diese Gewalt haben, wenn das Grab den Unterdrücker und die Unterdrückten gleich machte? . . . . Laßt uns hier die Geschichte zu Rate ziehen; achtet darauf, ich bitte euch darum, wie sich Männer, welche Einfluß geübt auf das

Geschick der Staaten, je nach ihrem persönlichen Charakter und nach der Natur ihrer politischen Bestrebungen zu einem oder dem anderen der beiden entgegengesetzten Systeme bekannten! Seht, mit welcher tiefen Kunst Cäsar, als er im römischen Senat zugunsten der Mitschuldigen Catilinas sprach, sich verirrte zu einem Angriff gegen den Satz von der Unsterblichkeit der Seele! So sehr schienen ihm diese Ideen geeignet, im Herzen der Richter die Kraft der Tugend zu vernichten, so sehr schien ihm die Sache des Verbrechens innig verbunden mit der des Atheismus. Cicero dagegen rief gegen die Verräter sowohl das Schwert der Gesetze als den Blitzstrahl der Götter an. Als Sokrates dem Tode entgegenging, unterhielt er seine Freunde von der Unsterblichkeit der Seele; als Leonidas mit seinen Waffengenossen bei den Thermopylen das letzte Mahl hielt und im Begriff war, den heldenmütigsten Entschluß zur Ausführung zu bringen, den die menschliche Tugend jemals gefaßt, lud er sie für den folgenden Tag zu einem anderen Male in dem neuen Leben ein. Cato schwankte zwischen Epikur und Zeno; Brutus und die berühmten Mitverschworenen, welche seine Gefahren und seinen Ruhm teilten, gehörten auch zu dieser erhabenen Sekte der Stoiker, welche so hohe Gedanken hegten von der Würde des Menschen, welche es in der Begeisterung für die Tugend so weit brachte und nichts übertrieb als den Heldenmut. Der Stoizismus erzeugte Nachahmer Brutus' und Catos bis weit hinein in die grauenvollen Jahrhunderte, welche dem Untergange der römischen Freiheit folgten. Der Stoizismus rettete die Ehre der menschlichen Natur, welche die Lasterhaftigkeit der Nachfolger Cäsars, besonders aber die hündische Geduld der Völker entwürdigte."

Welch anderer Ton ist vernehmbar, wenn Cromwell nicht ahnend, daß ein Diener seine Worte vernimmt, in seinen Todesnöten zum Schöpfer fleht:

„Herr, bin ich auch ein elend jämmerlich Geschöpf, so stehe ich doch in deinem Bunde durch die Gnade, und darf und will dir nahen für dein Volk. Du hast mich, unwürdig wie ich bin, ein niedrig Werkzeug sein lassen, um ihnen etliches Gutes und dir Dienst zu erweisen. Und viele unter ihnen legen übermäßigen Wert auf mich, dieweil andere meinen Tod wünschen und dessen froh sein werden. Herr, wie du auch über mich verfügst, fahre fort und lasse nicht ab, ihnen Gutes zu erweisen. Verleih ihnen festen Sinn, ein Herz, und daß sie einander lieben. Und fahre fort mit ihrer Befreiung und mit dem Werk der Reformation, und mache Christi Namen herrlich in der Welt. Lehre, die zu viel auf deine Werkzeuge blicken, mehr auf dich selbst bauen. Vergib denen, die es auf den Staub eines armen Wurmes zu treten gelüstet, denn auch sie sind dein Volk.

Und vergib den Unverstand dieses kurzen Gebetes um Jesu Christi willen und gib uns eine gute Nacht, wenn dir so wohl gefällt. Amen!"

Konnte Oliver Cromwell diese Gesinnung mit seinen Taten vereinen? Mußte er nicht, scheu des Wortes gedenkend, daß, wer Blut vergießt, deß Blut wieder vergossen werden soll, vor seinem höchsten Richter zittern? Nein, er starb ruhigen Herzens, wie er ruhigen Herzens gelebt hat. Nüchtern und doch mystisch, aber starr und feststehend in dogmatischer Kraft, galt es ihm als leitender Satz, daß die Regierung zwar göttlichen Ursprungs, aber ihre Form Menschenwerk sei und der Veränderung unterliege. Gott gebe, so meinte er, soviel Licht, daß man die Gesetze der menschlichen Gesellschaft erkennen und

festsetzen könne, aber zur Ausführung dieser Gesetze gehöre das Schwert. Und wer des Schwertes Herr sei, der soll der Menschen Herr sein.

Hat er aber, seit er zuerst, schon ein reifer Mann, in das politische Leben eintrat, das Ziel vor Augen gehabt, das er später erreichte? Oder haben ihn, wie Luther, die Verhältnisse, hat ihn der Zwang seiner eignen Taten immer vorwärts getrieben? Eine wohl aufzuwerfende Frage. Aber er selbst gibt die Antwort, wenn er sagt: „Diese Dinge waren von keinem Menschen vorhergesehen, kein Mensch war imstande, zu sagen, was der Tag erzeugen werde. Es waren Geburten der Vorsehung, Gottes Finger führte uns vorwärts, und so gelangten wir zuletzt auf die helle Höhe des Sieges, und Gottes Sache triumphierte unter diesen Völkerschaften." Und Cromwell hat auch gesagt, der komme am weitesten, der nicht wisse, wohin er gehe. Er war der Mann zugleich der Tat und des Augenblicks. Denn nur der Augenblick schuf ihm die Tat.

Das ist ein wunderlicher Pragmatismus, der die Geschichte wie die Persönlichkeit als ein mechanisches Werk auffaßt, ein Pragmatismus, der freilich die natürliche Frucht der historisch-materialistischen Schule bildet, der aber die Welt in eine Einöde, das historische Leben mit seinen tausendfältigen Motiven, mit dem wilden Wirbel der Ereignisse in einen Automaten verwandelt. „Der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht" — auch Bismarck hatte ein sicheres Ziel: die Lösung des deutschen Dualismus und die Führung Preußens in Deutschland; aber er hat täglich und geduldig geharrt, bis er den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hörte, um dann hinzueilen und einen Zipfel seines Gewandes zu fassen. Der Antrieb zu jedem Tun entsprang ihm, ent-

sprang auch Cromwell aus der Notwendigkeit des Augenblicks. Das Hindernis des Augenblicks gilt es zu durchbrechen — der Staatsmann, der in der Geschichte lebt, wird niemals auf die Rostra treten und dem erstaunten Volke verkünden, daß er herrlichen Zielen folge, daß sein Volk in der Welt vorangehen werde, daß eine Zeit des Glanzes genaht sei: er wird handeln und der Nachwelt die Zensur überlassen.

Fürst Bismarck hat uns einen Blick in die Werkstatt seiner Gedanken und seiner Leiden in seinem letzten Vermächtnis eröffnet, wenn er dort, wo er von dem Konflikt mit den Konservativen berichtet, uns erzählt, wie er die bewegte und oft stürmische Entwickelung unserer Politik nicht immer mit Sicherheit voraussehen konnte und wie er dennoch gezwungen war, so zu handeln, als ob er die kommenden Ereignisse und die Wirkung der eigenen Entschließungen auf dieselbe mit voller Klarheit erkannte: „Die Erwägung der Frage, ob eine Entschließung richtig sei und ob das Festhalten und Durchführen des auf Grund schwacher Prämissen für richtig Erkannten richtig sei, hat für jeden gewissenhaften und ehrliebenden Menschen etwas Aufreibendes; es wird verstärkt durch die Tatsache, daß lange Zeit vergeht, oft viele Jahre, bevor man in der Politik sich selbst überzeugt, ob das Gewollte und Geschehene das Richtige war oder nicht. Nicht die Arbeit ist das Aufreibende, die Zweifel und Sorgen sind es und das Ehrgefühl."

Cromwell wollte nichts anderes, als Pym, Hampden und die anderen: der Krone gegenüber die in der Parlamentsverfassung verbürgten Rechte wahren und die Freiheit des Glaubens sichern, an dem er mit allen Fasern seines Herzens hing. Gleich so vielen geschichtlichen Helden aber wurde er im Strome der Ereignisse weit über die Grenzen seines ur-

sprünglichen Planes getrieben, bis er selbst sich mit hartem Willen zum Herrn des Stromes machte. Wenn aber der wahrhaft große Mensch wohl das Gefühl seiner Kraft besitzt — nie besitzt jemand höhere geistige Fähigkeit, ohne sich dessen bewußt zu sein, und nur die Lumpen sind bescheiden — so wird er doch nur das Vorgefühl, aber nicht die Absicht der Zukunft haben. Die großen exzeptionellen Stellungen in der Welt, das war auch Leopold von Ranke's Überzeugung, werden überhaupt nicht allmählich erworben. Mehr durch instinktartiges Gefühl als durch Berechnung mag sie der Ehrgeiz ins Auge fassen; im Moment der Entscheidung bieten sie sich plötzlich dar und werden dann mit einem Male in Besitz genommen. Der Sieg von Naseby hatte Cromwell zum mächtigsten Manne Englands gemacht. Schritt für Schritt zog er weiter und entschied den großen Streit, führte die Revolution zum Siege und schuf zugleich eine neue Autorität: Nicht mehr die der königlichen Stuarts, auf die er im Gefecht die Pistole abzuschießen bereit war, sondern, nach der Ordnung seines Gottes, die Autorität des gerechten Schwertes. Es war ein Glaubensakt, daß er die Arglistigen stürzte, sei es auch, indem er selbst sie mit Arglist bekämpfte, es war auch ein Glaubensakt, daß er das Parlament von denen reinigte, die dem Auserwählten des Herrn widerstrebten — jeder große Mann hängt mit seinem Jahrhundete durch eine Schwäche zusammen. Und er, der ausgezogen war, das Parlament zu erhöhen und der einen König geopfert hatte, erniedrigte schließlich das Parlament unter den Willen des Soldaten. Und er wurde selbst Lord-Protektor und nahm königliche Ehren an. Er hat nach Innen unbeschränkt regiert, nach außen aber eine großartig furchtbare Macht geschaffen.

Nirgends tritt uns der entschlossene, rücksichtslose Charakter

dieses Mannes und seine angeborene Herrscherkraft so deutlich entgegen, wie in der dramatischen Szene, in der er, gestützt auf eine Reihe glänzender Siege, zur Auflösung des langen Parlamentes schritt. Scheinbar ruhig hörte Cromwell der Debatte zu, die über die Reformbill gepflogen wurde. Man bemerkte, daß er während derselben einige Worte mit dem Generalmajor Harrison wechselte, und man erfuhr später, daß ihm dieser gesagt habe: „Überlegen Sie sich die Sache, Herr, denn sie stehen vor einem großen und gefährlichen Schritte.“ — „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen schweren Gang“ so sagte einst Georg Frundsberg zu Luther, und Bismarck wurde in gleicher Schicksalsstunde von seinem König an Strafford und Polignac erinnert. — Als nun, etwa eine Viertelstunde darauf, der Sprecher im Begriff war, die Frage zu stellen, ob die Bill angenommen sei, sagte Cromwell zu Harrison: „Das ist der Moment, ich muß es tun.“

Dieser Moment bestimmte Englands Geschichte und das Schicksal der Revolution. Cromwell stand auf und nahm das Wort. Seine Rede bewegte sich anfangs keineswegs in ungewöhnlicher Form oder herausforderndem Tone. Er sprach mit aller Anerkennung von den Mühen und Sorgen, durch die das Parlament sich um das öffentliche Wohl verdient gemacht; bald jedoch folgten heftige Anklagen, mit denen er es der Ungerechtigkeit, der Rechtsverweigerung und Selbstsucht beschuldigte. Ein Mitglied erhob sich und beantragte den Ordnungsruf: Das sei keine parlamentarische Rede und vollends ungebührlich von einem Diener, dem das Parlament vertraut, den es mit Ehren überhäuft hat, von einem . . ., da fiel ihm Cromwell ins Wort: „Geht nur, geht“, rief er, „wir kennen das und haben es satt. Ich werde eurem Geschwätz ein Ende machen.“ Es ist das volle Gefühl nicht der durch die Bajonette

geschaffenen physischen Überlegenheit, sondern das des stärkeren Willens und des sittlichen Vorrangs eines Wirklichkeitsmannes vor der Verstiegenheit der Nurredner, das hier sich entscheidend geltend macht.

Jetzt schritt Cromwell in den offenen Raum vor den Sitzplätzen vor, setzte den Hut auf den Kopf und rief zürnend, mit erhobener Stimme: „Es ziemt euch gar nicht, länger hier zu sitzen. Ihr habt für das, was in der letzten Zeit von euch getan worden, schon zu lange hier gesessen. Ihr sollt jetzt besseren Leuten Platz machen. Ruf' sie herein!“ befahl er Harrison, und herein marschierten zwanzig Musketiere, wettergebräunte Männer, die im Hause Posto faßten.

„Ihr nennt euch ein Parlament,“ nahm Cromwell seine Rede auf; „aber ihr seid kein Parlament. Einige von euch sind Trunkenbolde, einige von euch sind Ehebrecher, einige andere sind ruchlos und verderbt, ein Ärgernis für die Bekenner des Evangeliums. Wie solltet ihr ein Parlament sein, das Gottes Wort vertritt? Fort mit euch, sage ich euch, und geht in Gottes Namen, damit wir nichts mehr mit euch zu tun haben.“ Hier soll der jüngere Vane dazwischen gerufen haben: „Das ist unehrenhaft, ja es ist gegen alle Moral und gewöhnliche Ehrlichkeit.“ „Sir Harry Vane,“ erwiderte ihm Cromwell, „O, Sir Harry Vane! Gott behüte mich vor Sir Harry Vane!“

Die Mitglieder sahen, daß ihres Bleibens nicht länger sei, und begannen den Saal zu räumen. Der Sprecher Lenthall aber blieb unbeweglich auf seinem Sitze; er wollte nur der Gewalt weichen. „Holt ihn herunter,“ sagte Cromwell zu Harrison, und dieser reichte dem Sprecher zum Zeichen der Gewaltsanwendung seine Hand, an der sich, so schrieb ein galanter Franzose, Lenthall wie eine Jungfer von einem Edel-

mann zur Tür geleiten ließ. Cromwells Blicke fielen auf des Sprechers Szepter; er griff danach, hob es etwas in die Höhe und sagte: „Was können wir mit dem Spielzeug anfangen? Tragt es fort“ — sprachs und gab es einem der Musketiere in Verwahrung.

Wie nun die Mitglieder von dannen zogen, ward ihnen von Cromwell zum Abschied noch die Versicherung: „Ihr habt mich dazu gezwungen, ich habe den Herrn Tag und Nacht gesucht, daß er mir lieber das Leben nehme, als mich aufstelle, dieses Werk zu verrichten.“ Und knapp vor dem Ausgang mit Sir Harry Vane zusammentreffend, herrschte er ihn an: „Sie hätten das verhindern können; aber Sie sind ein Gaukler!“ Nachdem der Saal geräumt war, schloß Cromwell die Tür ab und trug in seiner Tasche den Schlüssel fort. Das war das Ende des langen Parlamentes.

Und mit gleicher Schroffheit trat der willensstarke Mann auch dem zweiten Parlament entgegen, als die Anhänger der vom Propheten Daniel verheißenen fünften Monarchie in schwärmerischer Verzückung die Oberhand gewannen und die Zeit gekommen wähnten, da die Erde den Heiligen zum Erbteil gegeben sei, als sie sich anschickten, mit der Bibel in der Hand die Angelegenheiten des Reiches zu ordnen. Aus dem gleichen Gedankenkreise, von den gleichen Vorstellungen war einst Cromwell selbst ausgegangen, von hier aus war der Angriff gegen die Presbyterialverfassung geleitet, das Verlangen nach der Unterordnung des Heeres unter den Willen des Parlamentes gestellt, die Hinrichtung des Königs durchgeführt worden — und immer war Cromwell unter den Begeisterten der Führer gewesen. „Jetzt konnte es ihn wohl reizen, entschieden an die Spitze der anabaptistisch-demokratischen Partei zu treten, ihre Ideen in England durchzuführen und dann als ein neuer

Mahomed in der Welt auszubreiten." Noch seine Eröffnungsrede konnte auf die Erfüllung solcher Träume deuten. Bibelzitate, heftige Ausbrüche einer von mystischen Schauern erfüllten Seele, wechselten mit kühlen, verständlichen Erörterungen der Situation. „Was sind," so rief er da, „alle unsere Geschichten und andere Überlieferungen von Dingen, die sich begeben haben in früherer Zeit, als die Selbstoffenbarung Gottes, der an ihnen zeigen will, daß er erschüttert und niedergeworfen und zertreten hat, was von ihm nicht gepflanzt worden!" Als aber die Glaubensgenossen von einst, die alten Kampfgefährten über dem Beten die Arbeit und über dem Streit um Worte das Beten vergaßen, als man Maßregeln im Stile der Bücher Mosis durchführen und das ganze Gesellschaftsleben ausschalten wollte, als mit Aufhebung des Standes der Geistlichen und Rechtsgelehrten eine soziale Revolution herbeigeführt werden sollte, da schritt Cromwell zur Trennung; in der entscheidenden Stunde siegte der Realist, der Mann der Tat, und mit den Worten: „Gott sei Richter zwischen euch und mir", trat er in die Periode seines Königtums. Und hier war seine Politik in dem Worte geprägt: „Ich kann euch sagen, was ich nicht will: aber unmöglich, was ich will. Denn das werde ich erst wissen, wenn es notwendig ist."

Auch Luther und auch Bismarck haben die trübe Stunde erlebt, in der sie sich von alten Freunden und Gefährten trennen mußten; ja dem eisernen Kanzler blieb es nicht erspart, daß er von seiner Welt verkannt und geschmäht wurde, nur weil er sich selbst treu blieb und die Sorge um sein Werk selbst dem Königswillen gegenüber nicht preisgeben wollte.

Einsam wie Bismarcks war auch Cromwells Alter. Die Größe der historischen Helden besteht in der Verbindung von

Seelenkräften, die nach der Meinung des platten Verstandes einander ausschließen und die deshalb den platten Verstand stets abstoßen, das Genie stets der Einsamkeit überantworten werden. Wer kann einem Cromwell, wer einem Bismarck folgen! Nehmen wir es menschlich: es gehört eine gewaltige Summe von Entsagung, von Selbstaufopferung dazu, immer wieder die eigene Erkenntnis aus Scheu vor dem Größeren zu opfern und immer wieder Resignation zu üben, um des Anderen Zirkel nicht zu stören. Da scheiden die Gefährten, einer nach dem andern, der Spalt erweitert sich, und der Bewunderung folgt der Haß. Die anderen, die Schwächeren, die Caprivi, die Hohenlohe, all die würdigen Herren, die mit gemessenen Schritten und glatten Scheiteln, mit schönen Reden und freundlichen Späßen konfliktscheu durch das Leben wandeln, sehr konstitutionell und wohl temperiert, werden glücklich leben und sterben, sie werden aber niemanden entflammen und auch die Welt nicht erschüttern. Und wenn sie mit einem „siebentens und letztens" ihre Reden schließen, dann wird alles sein, wie es vorher war. Der Ragende ist stets unbequem, denn sein Verbrechen ist es gerade, anders zu sein als die Masse, und ärger noch ist das Verbrechen, Erfolg zu haben. Wie Bismarck, so wird auch Wilhelm I. in jedem Jahrhundert kaum einmal geboren, und das „Adelante, adelantador, atrevido!" das der alte Kampfgefährte Roon scheidend dem eisernen Freunde zurief, steht in seiner Geschichte allein.

Allein stand auch Cromwell. Schon auf des Weges Mitte verloren die Begleiter sich, und mancher von ihnen ist dem großen Manne feind geworden, der im Wirbelwind der Schlachten auf die Stimme seines Dämons lauschte und, von ihm getrieben, seines Vaterlandes Größe schuf. Die Schuld ist Cromwells Taten nicht ferngeblieben, wie keinem von den

anderen. Sie fehlt nicht im Leben des Mönches, der sein Gelübde brach, um das höhere Gelübde zu erfüllen, das der Genius der Menschheit leistet; Bismarck, der Verteidiger des Königsrechtes, zerbrach die Rechte von Königen; Cromwell, der einst in den schicksalsschweren Kampf zog, die Volksfreiheit und die Privilegien des Parlamentes zu schützen, der dem Könige die Mittel zur Kriegsführung versagte und den Bruch der Verfassung mit dem Tode ahndete, hat aus der Militärdiktatur die stärkste Autokratie geschaffen, die England jemals beherrschte, er hat die Volkssouveränität, die ihrer Natur nach keine Gewalt anerkennen darf, wenn sie nicht von ihr ausgeht unbekümmert preisgegeben, die Verpflichtungen auch der republikanischen Staatsform für ungültig und jeden Zweifel an der Rechtmäßigkeit seiner Regierung für ein Verbrechen erklärt „Bevor ich," lauten seine Worte „meine Zustimmung gebe, daß diese Regierung, von Gott gesetzt und von den Menschen anerkannt, verworfen werde, wollte ich lieber mit Schmach beladen in mein Grab sinken." Er proklamiert das Gottesgnadentum, das in seinem eigenen starken Willen ruht. Als er im Jahre 1654 die Mehrheit eines Parlamentes, das unter dem härtesten Druck gewählt worden war, zu der schriftlichen Verpflichtung zwang, dem Lordprotektor die Treue zu bewahren und keine Vorschläge zu machen oder anzunehmen, durch die an seiner Regierung grundsätzlich etwas geändert werde, da vollzog er die zweite Revolution, durch die allein er die Früchte der ersten Revolution zu sichern vermochte. Robespierre und Napoleon zugleich.

Hier zwang ihn die höhere sittliche Pflicht, die niemals die Geschichte einer Nation abhängig machen wird von Gesetzesparagraphen und gelehrten Gutachten, das selbstgewählte Geleise zu verlassen und dem Doktrinarismus die starke

Persönlichkeit entgegenzustellen. Aber weil er selbst nie ein Doktrinär gewesen war, sondern als Alleinherrscher derselbe blieb, der er als Freiheitskämpfer gewesen war, zugleich langsam und feurig, beständig und wechselnd, zerstörend und konservativ, deshalb griff er nach jedem Mittel und nahm von der Stunde, was sie ihm bot. Ein Symbolum von Prinzipien hat es für ihn nicht gegeben. Er war, wie Guizot ihn schildert, expansiv und, wenn es nötig war, der Verstellung, ja der Lüge fähig, immer von einer unerhörten Kühnheit beseelt, leidenschaftlich und grob, tollkühn und klug, mystisch und praktisch und von grenzenloser Einbildungskraft. Im Drange der Notwendigkeit kannte er keine Skrupel, sein Verlangen nach Erfolg um jeden Preis ließ ihn desselben immer wieder sicher sein.

Und dennoch läßt sich in seiner inneren Entwickelung nicht nur eine starre und dauernde Konsequenz feststellen, sondern auch ein stets bewahrtes Grundprinzip erkennen: Cromwell war für sein Vaterland der politische Vollender der in der großen Kirchenreformation erweckten Gedanken, und er war es zugleich, der ihnen auf der weiten Erde den weitesten Raum erwarb. Aus der Idee des Protestantismus begründete er das System der Macht, und dieser Idee wieder, die nach dem dreißigjährigen Ringen nur mühsam vor der Vernichtung gerettet worden war, schuf er neben der alten Kirche das gleiche Recht und die gleiche Stellung in der Welt.

Hier war nichts Gemachtes und nichts Geheucheltes. Das ganze Leben Cromwells steht unter dem gleichen Gedanken, nur daß er die Enge der puritanischen Welt verläßt und von ihren Ausschreitungen sich fernhält. So hat er bis zuletzt festgehalten an dem Grundsatz der Toleranz, an diesem starken Boden, auf dem allein der Protestantismus gedeihen kann. So darf er, der belächelte Führer der „Rundköpfe", noch heute

Aufmerksamkeit fordern, wenn er dem Parlamente vom Jahre 1655 zuruft: „Die Gewissensfreiheit ist ein natürliches Recht, und wer nach ihr begehrt, soll sie auch den anderen geben. Es war eine der Eitelkeiten, um die unser Streit gegangen ist, daß jede Sekte ausrief: Gebt mir Freiheit. Aber wenn sie die Freiheit hat, sträubt sie sich aus aller Kraft dagegen, daß irgendwer außer ihr die gleiche Freiheit erlange. Ist das ehrlich und verständig? Gewissensfreiheit soll doch wahrlich ein Ding sein, das auf Gegenseitigkeit beruht. Ich möchte auch sagen: Alles Geld dieser Nation würde die Menschen nicht in Versuchung geführt haben, sich in einen Kampf zu stürzen, wie sie ihn durchgefochten haben, wäre nicht die Hoffnung auf eine bessere Gewissensfreiheit gewesen, als die Bischofskirche oder ein schottisches und selbst ein englisches Presbyterium sie würde gewähren können. Die Gewissensfreiheit, sage ich, ist ein Fundamentales und muß so sein um unsertwillen, wie auch für die, welche nach uns kommen werden."

Und im gleichen Sinne rief er später dem Parlamente zu: „Wenn ihr die Sachen der Religion in der Weise würdet geordnet haben, daß sie einer gotterfüllten Geistlichkeit Halt und Stütze geboten und denen Freiheit gegeben hätte, die gleich den Independenten und vielen der Anabaptisten des Glaubens an die Rechtfertigung durch Christi Blut sind, aber in Nebendingen von uns abweichen, so wäre Friede und Ruhe unter allen Gottbekennern eingekehrt, und ihr würdet den Riß, der sich zwischen uns auftat, zwar nicht geheilt, aber doch bewirkt haben, daß die Frommen, die verschiedener Meinung sind, nicht gegeneinander rennen und also Gefahr laufen, von dem gemeinschaftlichen Feinde überrannt zu werden. Ihr würdet ihnen und diesen drei Nationen Sicherheit, Glück und Befriedigung gebracht haben. Ist aber dieses geschehen, oder irgend etwas

dergleichen? Scheint es nicht, als ob an den Menschen ein eigentümlicher Kitzel hafte, der sie nicht zur Ruhe kommen läßt, als bis sie mit dem Finger in der Brüder Gewissen wühlen? Um dies tun zu können, haben wir nicht gekämpft. Religion war nicht das Ding, um dessentwillen der Streit begann; aber Gott hat ihn zu diesem Ausgang geführt und hat sie uns als eine Zugabe geschenkt, die uns über alles teuer geworden ist. Und was entspricht denn mehr ihrem Wesen, als die Freiheit von der Tyrannei der Bischöfe, die Freiheit aller Bekenner des protestantischen Glaubens, Gott anzubeten nach dem Lichte ihrer Vernunft und ihres Wissens? Es war an denen, die stark sind im Glauben, um der Freiheit willen zu leiden, auf daß ihr Gewissen nicht von Menschen mit Füßen getreten werde. Hatten sie nicht bis jüngsthin unter dem Druck der Verfolgung zu leiden? Schickte es sich jetzt für sie, andere zu bedrücken? Ist es billig und recht, Freiheit nur zu fordern und nicht zu gewähren? Gibt es größere Heuchler als jene, die von den Bischöfen unterdrückt worden sind und selbst zu Unterdrückern werden, weil nur ihr Joch von ihnen genommen ist? Möchten doch jene, die jetzt nach Freiheit rufen, nicht von demselben Geiste der Verfolgung sich erfüllt zeigen, wenn die Macht in ihre Hände gelangt."

Es wurde schon gesagt: Das Eigentümliche des Genius ist es, seine Ansichten nicht durch die Vorurteile des Augenblicks trüben zu lassen. Er besitzt im voraus in seinen Urteilen die Unbefangenheit der Zukunft.

Auf dem Protestantismus begründete Cromwell das System der Macht: durch ihn hat er den Gegensatz der historischen Abneigung überbrückt, die zwischen den drei Teilen des Inselreiches bestand, und das Werk hat dauernden Bestand behalten. Mit der geeinten Kraft wandte er sich vor allem

gegen die spanische Monarchie, die er ausmerzte aus der Reih der für die Geschichte Europas entscheidenden Faktoren. Hatte vorher das Haus Habsburg in seinen Verzweigungen, gestützt durch das Papsttum und mit ihm vereint, nur beengt durch Richelieu und seinen Erben, dem Weltteil seine Gesetze zu geben vermocht, so erschloß Cromwell seinem Volke den Eintritt in die Kontinental- und zugleich in die Universalpolitik. Er war nicht der Schöpfer der englischen Seemacht, aber er steckte ihr das bewundernswerte Ziel. Und er schritt diesem Ziel entgegen, nicht rücksichtsvoll und nicht zart, sondern mit jenem rauhen Egoismus, der in der Navigationsakte seinen Gipfelpunkt fand. Welch ungeheuren Lärm hat der deutsche Philister erhoben, als der nationale Egoismus des Fürsten Bismarck mit dem Prinzip des Freihandels brach und zum Schutze der heimischen Erzeugung Zollschranken um das neue Deutschland zog! Cromwell hat seinem Volke erst das Lebenselement geschaffen, als er nicht nur die englischen Waffen bis weit hinaus in alle Weltmeere trug, sondern auch den reichen Gewinn aus dem neuen Besitz seinem Vaterlande durch eine weitblickende Maßregel sicherte: durch die Bestimmung, daß alle Güter aus den übrigen Weltteilen nur auf englischen Schiffen, alle europäischen Güter entweder gleichfalls auf englischen Fahrzeugen oder auf Schiffen jener Länder, in denen diese Waren ihren Ursprung hatten, in England eingeführt werden sollten, wurde nicht nur das Übergewicht der Niederlande gebrochen, sondern auch England von allen anderen Nationen emanzipiert, wie ihm zugleich die ganze Welt tributpflichtig wurde. Joseph Chamberlain hat nach mehr als zweihundert Jahren in seinem Plan, die britischen Kolonien durch einen Zollverband immer enger mit dem Mutterlande zu vereinen, die letzte und erschreckendste Konsequenz aus den Gedankengängen Cromwells gezogen.

Indem aber Cromwell Spanien aus der Reihe der ausschlaggebenden Mächte verdrängte, schuf er zugleich Raum für die freie Entfaltung germanischer Volkskraft, die fortan in der Umbildung und Gestaltung der Welt die führende Rolle erhält und gewaltige lebenskräftige und widerstandsfähige Gebilde schafft. Cromwells Taten haben das Antlitz der Welt bestimmt, seine Revolution hat universal-historische Bedeutung gehabt.

Keine Revolution gelingt, bei der nicht ein Mann an der Spitze steht; die Menge ohne Haupt ist nutzlos — das Wort Macchiavelli's ist auch in Cromwell bestätigt. Was aber am sichtbarsten war an seinem Werk, die Republik, das hatte dennoch keinen Bestand, weil gerade für diese Staatsform die Zustimmung des Landes unerläßlich ist, in England aber das monarchische Gefühl tief im Volke wurzelt. Man kann sich wohl Monarchien denken, und sie haben bestanden, die auf Gewalt gegründet sind, aber eine Republik läßt sich nie dauernd gegen den Willen der Nation oktroyieren. Auch nicht eine durch Cromwells Protektorat maskierte Republik. Und auch von dem nicht, der gleich dem großen Briten der Mahnung des klugen Florentiners folgt, daß, wer einen freien Staat reformieren und eine neue Herrschaft begründen will, den Schein der alten Gewohnheiten erhalten soll.

Jede Revolution aber enthält den Keim der Reaktion und hiermit auch den Ausgangspunkt der zweiten Revolution.

Cromwells Leichnam wurde in Ketten gehängt.

Sechstes Kapitel.

Robespierre.

Welch seltsame Erscheinung, daß das Ringen Cromwells und der Verfassungskampf der Engländer auf die Anschauungen des Kontinents so geringe Wirkungen ausüben konnte, daß hier noch ein Louis-quinze, ein König, der durch keine große Eigenschaft zu blenden verstand, den Absolutismus auf die Höhe des Wahnsinns treiben, daß Friedrich Wilhelm der Erste die Zukunft seines Volkes allein auf seinen robusten Willen stellen konnte! Daß längst, nachdem die Schranken des theologischen Himmels gefallen und durch Galilei, Kopernikus und Giordano Bruno der Blick in die unendliche mit Gestirnen erfüllte Welt erschlossen war, nachdem der Protestantismus der Menschheit das Bewußtsein und das Recht der Persönlichkeit wiedergegeben hatte und alle mystischen Wundermächte entthront waren, doch die Formel des Gottesgnadentums weit über ihren natürlichen Sinn hinaus Bestand haben und dem Monarchen die Eigenschaft des unbeschränkten Gesetzgebers sichern konnte! Welch seltsame Erscheinung, daß die Völker nicht die Kraft fanden, sich schon hundert Jahre vor Mirabeau und Robespierre von den Fesseln des Feudalstaates zu lösen, und daß anderseits nirgends ein Fürst aus freiem Willen den Weg für eine Entwickelung bahnte, die, künstlich gehemmt, alle Dämme niederreißen und dem brausenden Strome der Revolution das weite Feld des Lebens überliefern mußte! Daß die Fürsten auch nicht

erkannten, wie in einem wohlgeordneten Verfassungsstaate ihre Rechte wachsen und ihre Lasten und Gefahren sich mindern, schon weil hier die Opposition noch andere Ziele findet, als die Person des Herrschers.

In der französischen Revolution sank der Feudalstaat, sank für die gläubige Menschheit auch der Absolutismus in Trümmer. Er ist nicht plötzlich vernichtet worden, nicht durch den Sturm auf die Bastille und den Zug nach Versailles, nicht durch Robespierres pathetische Reden und nicht durch Meister Samsons blutige Arbeit. Erst der letzte französische Autokrat, der mit dem Rechte des Conquistadors die Erbschaft der Revolution antrat, vollendete das, was unfertig geblieben war, und streute den Samen weithin über das Ackerland. Napoleon bezeichnet die Abendröte am Himmel jener stürmischen Zeit, in der Mirabeau die Morgenröte heraufgeführt hatte, blutig alle beide, und doch nicht so furchtbar, wie der Mittag Robespierres. Die Nachwehen jener Zeit aber haben wir noch heute nicht überwunden, sie wurden fühlbar in den Aufständen der Jahre 1830 und 1848, sie treiben auch heute noch die liberalen Doktrinäre der russischen Kadettenpartei zum Handeln, und sie haben die Überschätzung der Parlamente und des Mehrheitsprinzips im Gefolge gehabt.

Nur daß heute ein Faktor, der einst in dem von Rousseau beherrschten Jahrhundert noch keine klaren Umrisse und Ziele gewann, der überdies in dem Rausch der Vernichtung nicht zu positiven Neugestaltungen führen konnte, mit immer stärkerem Nachdruck sich geltend macht: Die soziale Frage. Fortan sollen die politischen Rechte nicht mehr Selbstzweck sein, sondern vor allem als eine Angriffswaffe gegen den Kapitalismus dienen und ein Mittel bilden, um die wirtschaftliche Lage der Arbeiterschaft zu heben. Dieser Kampf wird, wie einst die

Revolution Robespierres, trotz der internationalen Flagge auf dem Boden der Nationen, im Kreise der Blutsgenossen ausgefochten werden, die der einzelne, nach Kants Wort, vielleicht nicht leiden mag, von denen er aber dennoch nicht lassen kann. Dem tiers état ist als Führer der Sturmkolonne das Proletariat gefolgt, das, ebenso wie einst das Bürgertum, die Überzeugung besitzt, daß alles, was ihm die bestehende Gesellschaftsordnung gewährt, zur Erfüllung seiner Ansprüche nicht ausreicht und daß dem Werte der von ihm für die Gesamtheit geleisteten Arbeit die Gewährung nicht entspricht. Diese verhältnismäßig so rasche Ablösung der revolutionär treibenden Kräfte hat ihren Grund in einer stürmischen Entwickelung, die durch die technische Vervollkommnung der sachlichen Produktionsfaktoren, vor allem der Maschinen, in Jahren vollbrachte, was sonst in Jahrhunderten nicht geleistet worden ist Die „Bourgeoisie" aber, die heute der echte Jünger Bebels nur mit unaussprechlicher Mißachtung nennt, ist die Trägerin dieser Entwickelung und das Gefäß einer staunenswerten Intelligenz gewesen; und sie hat nicht nur unter der Peitsche des Erwerbstriebes das Große geleistet, sondern aus ihrem Schoße stammen auch all die Gelehrten und Forscher, die Männer der Weisheit und der geistesgewaltigen Arbeit, die nicht nur aus dem Surren der Maschinen zu uns spricht, die uns auch gelehrt hat, tief in die heimlichsten Werkstätten der Natur zu dringen, alle Weiten der Welt zu verengen, alle Schranken des Verkehrs zu stürzen, alle Höhen und alle Tiefen spielend zu überwinden. In dem unvergleichlich stark daherbrausenden Strome des Lebens, dem die Bourgeoisie die Dämme geöffnet hat, sind auf allen Gebieten des geistigen und des materiellen Daseins neue Anschauungen entstanden, und wo ein Neues noch nicht wurde, dort sehen wir Gärungsprozesse, die alles

in Frage stellen, Wirtschaft und Wissenschaft, Religion und Sitte. Wie die herrschenden Klassen des einstigen Feudalstaates der Herrschaft des tiers état den Sturz aus ihrer Stellung, aber zugleich tausend Wohltaten eines verfeinerten Lebens verdanken, so verdankt ihr das Proletariat beides: Die kapitalistische Produktionsweise ist zugleich die Bedingung seiner Existenz und seiner Leiden. „Edison und Siemens sind die geistigen Väter der Bellamy und Bebel." Nur soll man es nicht vergessen, daß einst vielleicht in entscheidendem Maße der Feudalstaat mit seinen Privilegierten und Frohnknechten, mit seiner gesellschaftlichen Ausschließlichkeit und seiner sozialen Herzlosigkeit, mit seinem Versagen aller reformerischen Tätigkeit und seinem halsstarrigen Festhalten an der Formel den Hauptteil der Schuld an dem Elend der Massen trug, daß aber die Gründe, die heute das Proletariat zum Widerstande treiben, keine spezifische Erscheinung des modernen Lebens bilden und keineswegs vorherrschend das Konto der Bourgeoisie belasten. Neue Formen des Elends sind sicherlich geschaffen worden: die tötliche Spezialisierung der Arbeit, der Dunst und Lärm der Fabriken, die Finsternis der tief in die Erde getriebenen Stollen, die Losreißung vom Heimatsboden und das Schwanken der Arbeitsgelegenheit mit dem drohenden Gespenst der Arbeitslosigkeit — überall wachsen auf dem umgegrabenen Boden Unkrautpflanzen neben den Ähren. Aber wie dieses Elend nirgends dem Elend gleicht, aus dem Jesus die Sklaven erlöste, das die Leibeigenen des Mittelalters bedrückte und unter den französischen Ludwigs wie unter Elisabeth das ländliche Proletariat darniederbeugte, so ist heute auch längst dazu geschritten worden, durch soziale Hilfstaten des Staates die Übel zu lindern und zu beseitigen. Die Erfüllung des Staates und der Gesellschaft mit sozialem Verständnis und Empfinden ist

trotz Telegraph und Telephon, trotz aller Rotationsmaschinen und elektrischen Betriebe, trotz Mayers Kraftgesetz und trotz Helmholtz und Du Bois-Reymond die gewaltigste und zukunftsreichste Erscheinung des neunzehnten Jahrhunderts geblieben. Wenn aber dennoch der Haß gewachsen ist, wenn alles Bemühen, in behutsamem Entgegenkommen die Lage des Proletariats zu heben, trotziger Ablehnung begegnet, so liegt der Grund nicht nur in dem gesteigerten Kraftbewußtsein, das die Masse aus dem Begriff ihres eigenen Wesens schöpft, nicht nur in der revolutionären Neigung, die dort, wo eine einzelne Klasse sich in Gegensatz stellt zur Gesamtheit, stets die Gemüter erfüllen wird, sondern ein starker und wirksamer Grund liegt auch in dem Kontrast, der dort so überaus scharf hervortritt, wo die Dürftigkeit friert und hungert, daneben aber „glanzvoll wie ein Zaubermärchen die Million aufsteigt". Es ist, wie Werner Sombart ausführt, der Kontrast mit der behäbigen Villa, den eleganten Equipagen der Reichen, den glänzenden Läden, den üppigen Restaurants, an denen vorbei der Arbeiter in seine Fabrik, in seine Werkstatt, in sein ödes Stadtviertel geht, der Kontrast in der Lage, der den Haß der Massen erzeugt. „Und das ist wiederum eine Eigenart der modernen Situation, daß sie diesen Haß erzeugt und den Haß zum Neide werden läßt. Es scheint, es geschieht deshalb vor allem, weil jene, die über diesen Glanz verfügen, nicht mehr die Kirche, nicht mehr die Fürsten, sondern weil es diejenigen sind, von denen sich die Massen abhängig fühlen, in deren ökonomischer Gewalt sie sich unmittelbar sehen, in denen sie die sogenannten Ausbeuter erblicken: dieser spezifisch moderne Kontrast ist es erst, was die Intensität des Gefühles des Hasses in den Massen erweckt." Weil aber die Masse nach der intellektuellen Seite über eine gewisse Naivität nicht hinauskommt, die stets

nur das Näherliegende umfaßt, deshalb richtet sie ihren Haß ausschließlich gegen den Industriellen, dessen Gewinn sie nachrechnen kann, wie gegen den „Agrarier", dem sie das Brot, das er schafft, mit dem erworbenen Lohn bezahlen muß; aber sie schützt den Zwischenhändler und vor allem die Börse, die mit ihren ungeheueren Kapitalien auch der Industrie Zwingburgen errichtet und mit unzähligen unsichtbaren Armen alles Leben umfängt.

Dieser Haß ist der Totengräber des patriarchalischen Arbeitsverhältnisses geworden, das in Karl Ferdinand von Stumm seinen letzten bedeutenden und überzeugten Vertreter fand, er ist zugleich dazu übergegangen, das konstitutionelle Arbeitsverhältnis zu schaffen und durch den Ausbau des gewerkschaftlichen Lebens den vierten Stand in eine Macht umzuwandeln, die, toujours en vedette, das ganze gesellschaftliche Dasein unter den Gesichtspunkt des bewaffneten Friedens stellt. Hier wird die Not der Lage die Arbeitgeber dazu zwingen, sich gleichfalls mehr und mehr in gewerkschaftsähnlichen Korporationen zusammenzufassen, und in den riesenhaften Kämpfen, die uns noch bis zu der großen sozialen Ruhepause bevorstehen, wird der Staat immer bewußter die Rolle des Schiedsrichters übernehmen.

Welch wundersame Heimkehr aber zu alten Begriffen! Die Freiheit des Individuums wird durch die Freiheitskämpfer sans phrase mehr und mehr eingeengt werden, wie der sozialistische Staat ja stets und in jeder Beziehung die Fesselung der Persönlichkeit, die Einengung des freien Willens und im letzten Grunde die Unterordnung unter ein bureaukratisches System bedeutet, wie er von dem heute schon erreichten Standpunkt, daß dem Staate selbst der Eingriff in das Familienleben gestattet sein soll, immer weiter fortschreiten wird, um

endlich, der einschnürenden Fesseln müde, wieder jenes andere Utopia als Ziel der Sehnsucht aufzustellen, in dem die Freiheit der Persönlichkeit die vorderste Voraussetzung bildet. Der schärfste Sporn aber, der in den Zwangstaat der Zukunft treibt, wird neben dem Haß, der durch die Extravaganz des Kapitalismus erzeugt wird, die Unsicherheit der Existenz des einzelnen Arbeiters bleiben, der, losgelöst vom Heimatboden, nur in der Kameradschaft eine Stütze findet. Sehr fein erläutert wieder Sombart das gedankenvolle Hegelsche Wort: „Gegen die Natur kann kein Mensch ein Recht behaupten, aber im Stande der Gesellschaft gewinnt der Mangel sogleich die Form eines Unrechts, das dieser oder jener Klasse angetan wird," indem er auf den Javaner hinweist, der vor dem Erdbeben zittert, weil es in jedem Augenblick ihn und seine Habe verschlingen kann, auf den Kirgisen, der sich vor dem Sandsturm im Sommer, vor dem Schneesturm im Winter ängstigt, weil ihm der Futterplatz für seine Tiere zerstört wird, auf den russischen Bauern, den eine Dürre der Ernte beraubt und dem Hungertode preisgibt. Im modernen Leben aber sei die Unsicherheit des Proletariats nicht eine Folge von Naturtatsachen, sondern sie stamme aus bestimmten Organisationen des wirtschaftlichen Lebens selbst; dort seien Bigotterie und Aberglauben die Frucht, hier aber suche man mit geschärftem Urteil nach den Gründen der Unsicherheit, und die revolutionären Leidenschaften, Haß, Neid und Empörung wachsen empor. Durch die Zusammenhäufung ungeheurer, innerlich zusammenhangsloser Massen in den großen Industriezentren endlich wächst auch die Möglichkeit des Widerstandes: Die Masse fühlt ihre rein physische Überlegenheit und hat um so mehr das Bedürfnis, sie zur Geltung zu bringen, je tiefer sie in den Irrglauben versinkt, daß der Arm alles und das Gehirn nichts mehr be-

deutet. Weil aber jede geistige Arbeit individuell ist, und jede Individualität im Zwange des sozialistischen Staates ersticken muß, deshalb wird Bebels Staat, wenn er einmal zum Unglück der Menschheit zur Wirklichkeit werden soll, nicht länger Bestand haben, als der Staat Robespierres.

Es sind völlig neue Probleme, die scheinbar seit einem Jahrhundert, ja erst seit fünfzig Jahren auf den fruchtbaren Gefilden des geschichtlichen Lebens erwachsen sind. Der blutigen Revolution Robespierres ist da, seitdem die Frage nach dem Anteil des Volkes an der Regierung zu vorläufiger Lösung gelangt ist, eine neue eigentümliche Revolution gefolgt, vorbereitet von den Naturwissenschaften und durchgeführt von der Technik, und die Heldin dieser Revolution ist die Maschine, sie, die das Industriekönigtum und das Proletariat der Fabrikarbeiter, die Trusts und die Kartelle, die Gewerkschaftsbewegung und den staatlichen wie den demokratischen Sozialismus schuf, umprägte und aus ihrem toten Gehirne mit Gedanken versah. Die Spinnmaschine und das Puddleverfahren, der mechanische Webstuhl und die Dampfmaschine mußten erst erfunden sein, ehe Robert Owen, Charles Fourier und Saint-Simons der wirtschaftlichen Entwickelung eine neue, wenn auch vielfach phantastische Perspektive eröffnen konnten, ehe in Lyon der Schlachtruf der Seidenarbeiter erklang: „Vivre en travaillant ou mourir en combattant,“ und auch der deutsche Zollverein mußte erst entstehen, ehe Karl Marxens Kriegsruf: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ in Deutschland ein so mächtiges Echo finden konnte, wie es heute vernehmbar ist.

Und dennoch haben Keime sozialistischer Denkart auch in dem Boden der französischen Revolution geruht, Keime, die freilich herübergeweht scheinen aus ganz anderen, ferngelegenen Zeiten, in denen die ersten Christen sich kommunistisch organi-

sierten oder die Bauern von Süd- und Westdeutschland den Bundschuh hißten. Nur daß der Zukunftsstaat St. Justes, den auch Robespierre als sein Ziel anerkannt hat, der Entwickelung und den Zuständen der Zeit gemäß, auf wesentlich agrarischer Grundlage emporsteigen sollte. Die Herrschaft der Schrecken sollte ausmünden in eine Verwirklichung des Christentums.

St. Juste wie Robespierre und die anderen Werkmeister am Bau des Zukunftsstaates der französischen Revolution stehen natürlich auf dem Boden, den Montesquieu, Voltaire, Diderot und Rousseau, vielleicht auch Condillac und Condorcet, Holbach und die Materialisten vorbereitet und bepflanzt hatten. Eine originale Idee hat die ganze Revolutionszeit nicht mehr hervorgebracht, wenn man etwa die utopistischen Übertreibungen Babeufs abrechnet, und vergebens späht man selbst in den gepriesenen Reden der Führer nach einem neuen Gedanken. Und auch jene Männer, die nicht nur zu Vorläufern der neuen Zeit berufen waren, sondern auch ihren ganzen Gedankeninhalt vorwegnahmen, konnten nur erstehen und vergehen, weil die Revolution Luthers dem Strom des geistigen Lebens ein Bett geschaffen und die Dämme, die der Wissenschaft und Kunst, dem Staat und dem Recht errichtet waren, durchbrochen hatte. War das Mittelalter von der Welt abgewandt, so erschloß sich jetzt erst das Leben, und hatte man vorher die Augen von diesem sündhaften diesseitigen Dasein, das nur eine Prüfungszeit für die Ewigkeit sein sollte, abgekehrt, so wandte man sich jetzt den realen Bedingungen der irdischen Existenz aufmerksam zu und „ergriff von der Natur wie von etwas Neuentdecktem jubelnd Besitz“.

Und weil das mißachtete und tausendfältig gekränkte Recht der Persönlichkeit und das Bewußtsein ihrer Würde sich sieg-

reich geltend machen konnte, deshalb erwuchs die Forderung, daß die Unterschiede der Kasten und mit ihnen der Feudalstaat falle, der auf diesen Unterschieden gegründet ist. In gewissem Sinne haben die Blutopfer, die Robespierre und die Seinen brachten, nichts anderes bedeutet, als die Ketzermorde, die einst dort verübt wurden, wo die Vernunft dem kirchlich gefesteten Dogma widerstrebte, die auch in einer künftigen Revolution, wie jetzt in Rußland, an denen vollzogen werden, die sich der neuen Doktrin nicht fügen.

Die „Rückkehr zur Natur" ist für die utopistischen Wortführer der Revolution, die sich gezwungen sehen, nach all dem Morden ein positives Programm aufzustellen, identisch mit der Abschaffung der bestehenden Ordnung der Gesellschaft. Hier, in den Voraussetzungen, wie in der Entwickelung der Folgerungen gleicht ihnen Bebel durchaus. Nur daß die Zeit einer gewaltigen industriellen Entwickelung das Beiwerk ändert, den Predigern ein anderes Kostüm verleiht.

Rousseau geht von der Auffassung aus, daß der Mensch von Natur ein gutes, Ordnung und Gerechtigkeit liebendes Wesen sei, das nur die „Gesellschaft" und ihre obersten Führer schlecht und elend machten: „Gerade die Regierungen tragen die Schuld an den Übeln, die durch sie beseitigt werden sollen." Es gibt nur eine berechtigte Gesellschaft, jene, die auf dem „Contrat social" beruht, dessen einziger Paragraph zu lauten hat: „Jedes Individuum muß mit allen seinen Rechten in der Gesamtheit völlig aufgehen, jedermann muß sich gänzlich hingeben, mit allem, was sein ist, sich selbst und alle seine Kräfte, zu denen auch das Vermögen gehört, das er etwa besitzt." Schon in den ersten stürmischen Tagen der neuen Zeit ruft selbst Mirabeau: „Der besitzende Mensch ist nichts weiter als ein Angestellter, die Mitglieder der besitzenden Klassen sind

die Agenten oder Wirtschafter des Gesellschaftskörpers." Damit aber diese neue, befreiende Auffassung die ganze Menschheit erfülle, deshalb müssen die Menschen umgestaltet werden, deshalb soll man, wie Billaud-Varennes ausruft, das Volk, das man der Freiheit wiedergeben will, irgendwie „neu schaffen", wenn anders man alte Vorurteile ausrotten, eingewurzelte Gewohnheiten ändern, verderbte Neigungen veredeln, überflüssige Bedürfnisse einschränken und eingebürgerte Laster beseitigen muß. Es gilt hier, wie Robespierre hinzufügt, die Wünsche der Natur zu erfüllen, die Bestimmung der Menschheit zu vollziehen, die Versprechungen der Philosophie wahrzumachen. Alles, was dazu beiträgt, die menschlichen Leidenschaften in der Knechtschaft des persönlichen Ichs zu erhalten, muß verworfen oder zurückgedrängt werden.

Die Veredelung der Menschen, die Vorbereitung zu den Wonnen des Zukunftsstaates wird dann auf dem Blutgerüst vollendet werden.

Eigentum und Regierung sind Usurpationen, darum müssen sie fallen. So lehrt Rousseau, so Robespierre, so Bebel. Der erste, der ein Grundstück ummauerte, der es sich einfallen ließ, zu sagen: „Es gehört mir", und die Leute fand, die ihm das glaubten, war der wahre Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Das Eigentum wieder zieht die Macht an sich, und immer verderblicher wird so seine Wirkung: Sind nicht alle Vorteile der Gesellschaft für die Reichen und Mächtigen vorhanden? Nehmen sie nicht alle günstigen Stellungen ein? Und handelt die öffentliche Gewalt nicht zu ihren Gunsten?

„Dem Armen verweigert die Gesellschaft oft um so mehr, je mehr sie ihm schuldet." Die Gesellschaft ist nach Rousseau aus einem ungerechten Vertrage zwischen dem geschickten Reichen und dem betrogenen Schwachen entstanden, und sie hat sich

allmählich so entwickelt, daß „Greise von Kindern befehligt, Weise von Dummen geleitet werden und daß eine Handvoll von Menschen im Überfluß schwimmt, während es der hungernden Menge am nötigsten mangelt". Je höher auf der einen Seite die Macht und der Besitz steigen, desto größer wird die Abhängigkeit des anderen Teiles, bis schließlich der Despotismus des Königs die Krönung bildet. Der König wieder hat nur zwei Ziele: seine Herrschaft nach außen auszudehnen und im Innern jeden Widerspruch zu ersticken. Aber er wird nur so lange Herr sein, als er der stärkere Teil ist; kann man ihn einmal vertreiben, so steht ihm der Gewalt gegenüber kein Ausweg mehr offen. Denn ein Rechtsverhältnis besteht nicht, weil die Zustimmung der Untertanen fehlt. Die Abmachung: „Ich schließe mit dir einen Vertrag, der ganz zu meinen Lasten und ganz zu deinen Gunsten ist und den ich einhalten werde, solange es mir beliebt und den du einhalten wirst, solange es mir beliebt" — diese Abmachung bleibt unsinnig, ob sie nun zwischen zwei einzelnen Menschen oder zwischen einem Menschen und einem Volke zustande kommt.

Alle Ungerechtigkeit wird nun der neue Staat beseitigen, der in der Freiheit, Gleichheit und Souveränität des Volkes seine Grundlage hat. Dieser neue Vertrag ist kein Vertrag zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Herren und Sklaven, zwischen Reichen und Armen, sondern er ist von allen in Freiheit gebilligt. Wer ihm entgegentritt, ist ein Feind der Menschheit und muß vernichtet werden. Wer nicht an das Dogma glaubt oder es schon durch seine Existenz gefährdet, verfällt bei den praktischen Schülern des großen Theoretikers dem Blutgerüst.

„Die Regierung ist nur der Bediente des Volkes," sagt die Doktrin Robespierres; August Bebel aber lehrt: „Die

Quelle des Rechtes ist nicht der Staat, sondern die Gesellschaft; die Staatsgewalt ist nur ihr Kommis."

Ob Bedienter oder Kommis, das ist wahrlich gleich. Denn das Kriterium wird hier wie dort in der Statuierung des Massenwillens als obersten Herrschers liegen, der das Recht hat, Kommis oder Bedienten davonzujagen, die exekutive Gewalt zu suspendieren. Und das andere Kriterium ist darin gegeben, daß Kommis und Bediente sich demütig zu halten haben, weil sie sonst Usurpatoren werden und weil darum die Empörung zum heiligsten Recht und zur höchsten Pflicht erhoben wird. Hier wie überall, ob nun der Führer der deutschen Sozialdemokraten versichert, erst in der Entstehung und Entwickelung des Privateigentums und der damit verknüpften Herrschaftsformen, erst in dem Raube des Grund und Bodens und seiner Verwandlung in persönlichen Besitz sei die Ursache der heutigen Gesellschaftsknechtung zu suchen, ob er den Staat nur als eine das Eigentum schützende und aufrecht erhaltende Gewalt definiert, ob er das gesellschaftliche Ideal in einer Demokratie erblickt, die jede Lenkung und Leitung nach dem Willen einzelner ausschließt — immer erscheint Bebels Zukunftsstaat nur als ein Gebäude, das mit den morschen Balken des Rousseauschen contrat social und den Steinen der großen Revolutionäre aufgerichtet und mit modernen Formeln überfirnißt worden ist.

Merkwürdig genug, daß in den Köpfen der Robespierre, Sieyès und St. Juste, wie in den Köpfen der revolutionären Vorkämpfer einer russischen Verfassung, neben den Ideen Rousseaus auch die mit ihnen so völlig unvereinbaren Doktrinen Montesquieus lebten, der in seinem „Esprit des lois“ aus der konkreten Form des englischen Staates den abstrakten Schematismus des Verfassungsstaates entnimmt und trotz seiner Lehre,

daß eine Verschiedenheit der Verfassungen durch die Verschiedenheit des Geistes der Nationen gefordert wird („le gouvernement le plus conforme à la nature est celui, dont la disposition particulière se rapporte mieux à la disposition du peuple pour lequel il est établi“), doch tatsächliche Einrichtungen, die nur unter bestimmten Voraussetzungen zweckmäßig sind, als allgemein gültige Maxime eines geordneten Staatslebens ansehen und auf Verhältnisse übertragen will, unter denen sie zu unheilbaren Konflikten, ja zur direkten Gefährdung der Existenz des Staates führen können.

Daß man in Rußland, wie in den Tagen Robespierres, die Lehren Rousseaus und Montesquieus im gleichen Atemzuge predigt, ist nur ein neuer Beweis dafür, daß hier der Nachahmungstrieb alles originale Denken verdrängt, wie überhaupt, abgesehen vielleicht von den christlichen Utopien Tolstois, das neue Rußland seine geistige Tätigkeit in der Aufnahme und Verteidigung der alten revolutionären Dogmen erschöpft. Rousseau und Montesquieu, gesehen durch das Prisma Robespierres und St. Justes, halbverstandene Marxistische Ideen, blinde Verehrung westlicher Phrasen und Bebels Phantasmen vereinen sich, unvermittelt nebeneinander gestellt, hier zu einem wilden Potpourri, zu einem unentwirrbaren Chaos der Gedanken. Wird aber wirklich die Kraft des Staates in den Stürmen zerbrochen, so wird, wie einst in Frankreich, nichts übrig bleiben, als der unteilbare Konvent mit seiner unteilbaren Guillotine. „In einer gut eingerichteten Gesellschaft darf es weder Reiche noch Arme geben. Sowohl der Reichtum als die Armut müssen unter der Herrschaft der Gleichheit verschwinden“ — dieser Satz findet sich, kaum variiert, in unzähligen Reden der französischen Revolution, wie der russischen Duma und in den Schriften und Volksreden

Bebels. Den Übergang in die neue Ära bildet stets der Satz, mit dem sich einst der Wohlfahrtsausschuß an die Franzosen wandte: „Die tugendhafte Armut muß wieder zu dem Eigentum gelangen, das ihr das Verbrechen weggenommen hat." La propriété c'est le vol. Und da die Enteignung nicht freiwillige Zustimmung findet, so muß „der Schrecken und die Gerechtigkeit zu gleicher Zeit nach allen Richtungen reichen".

Ist aber die Enteignung zugunsten des anonymen Kolosses vollzogen, den man das „Volk" nennt, dann wird nach Rousseau, Robespierre und Bebel jeder alles, in Wahrheit also keiner etwas haben. Jeder wird vegetieren können, er wird, wenn alles glückt, gesättigt und gekleidet werden, aber er wird äußerlich und bald auch innerlich den Zuchthauskittel tragen.

In der bisherigen Ordnung des Lebens ist es noch stets der stärkste Reiz gewesen, durch Arbeit und Tüchtigkeit das, was der Persönlichkeit gemäß ist, sich zu erringen; es war der stärkste Ansporn, sich über die Gefährten zu erheben. Freude am Besitz und Ehrgeiz bildeten die stärksten Triebfedern. Was der Persönlichkeit gemäß ist — in dem Staate Robespierres und Bebels gibt es kein größeres Verbrechen, als das, eine Persönlichkeit zu sein. Da wird das Streckbrett eine so gewaltige Wirkung üben, daß, wie Bebel sagt, bei vorgeschrittener Organisation und bei höherer Durchbildung aller Glieder selbst die höchsten Funktionen der „Ordner" alternierend werden, die nach einem bestimmten Turnus ohne Unterschied des Geschlechts alle Beteiligten übernehmen. Die Rücksicht auf das „Gemeinrecht", soll allein zu Arbeit und Vervollkommnung spornen, nur ein Motiv also, entsprungen dem naivsten Idealismus, soll diese von tausend Leidenschaften erfüllte und gepeitschte Menschheit zu allen Taten treiben. Wer aber stellt fest, was

das „Gemeinwohl" fordert? Die Antwort lautet: „Die Statistik, die alljährlich zu berechnen hat, wie hoch sich der Bedarf an Bäckerei-, Fleischerei-, Schuhmachereiprodukten stellt und die somit auch genau das Durchschnittsmaß für die tägliche, gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ergibt." Ob diese Statistik eine internationale Ausdehnung annehmen und die ganze Welt umfassen oder wieder sich auf den Racker von Staat beschränken und einen nationalen Charakter tragen soll, wie die nun für immer unabänderliche Staatsgrenze festgesetzt werden, oder ob die jetzigen nationalen und staatlichen Körperschaften auf mechanischem Wege nach dem Prinzip der Herdenzählung zerlegt werden sollen, hat weder St. Juste noch Bebel verraten.

Und vergebens späht man nach einer erschöpfenden Definition des Begriffes „Gemeinwohl". Die Gemeinschaft besteht aus Individuen, die völlig ungleichmäßig empfinden, ungleiche Bedürfnisse haben, in ungleicher Art Befriedigung finden. Das Interesse des Individuums läßt sich nicht willkürlich bestimmen, und wenn auch Bebel und vor ihm die Männer um St. Juste erklären: Jeder einzelne dürfe entscheiden über den Arbeitszweig, in dem er beschäftigt sein möchte, so müssen sie einem naheliegenden Einwand gegenüber doch auch hinzufügen: „Stellt sich auf dem einen Gebiet ein Überschuß, auf dem anderen ein Mangel an Kräften heraus, so hat die Verwaltung die Arrangements zu treffen und einen Ausgleich herbeizuführen."

„Die Verwaltung" — es ist wieder ein allgemeiner neutraler Begriff, eines von den Worten, die aus der Vorstellung erwachsen, als ob die Menschen nicht aus Individuen von Fleisch und Bein, sondern aus allgemeinen Begriffen, aus blutleeren Schatten bestehen. Diese „Verwaltung" ist an sich gerecht, klug, allwissend, sie weiß, was jeder einzelne leistet und

was ihm frommt, sie kontrolliert täglich und ständig jede Arbeit, und da jedermann nunmehr beflügelt wird von dem Verlangen, dem „Gemeinwohl“ zu dienen, so wird das Leben eine tadellose Maschine.

Stand die Kultur bisher um so höher, je differenzierter die Individuen waren, je mehr der einzelne eine Welt für sich bildete, galt ein Volk als um so geringer entwickelt, je mehr die körperlichen und geistigen Physiognomien sich glichen, so muß fortan jede Originalität versinken. Denn das „Volk“ der Zukunft fordert Gleichheit. Was ist denn aber „das Volk“, „die Nation“, die „Gesellschaft“? Doch nur die Summe der einzelnen, deren erstes Interesse es ist, möglichst wenig Zwang zu erdulden, sich möglichst frei zu entwickeln. Darum muß es auch das Interesse der Gesamtheit dieser einzelnen sein, zu sorgen, daß das Individuum in seiner physischen und geistigen Sphäre sich in vollster Freiheit entwickeln kann. Wo sie heute in dem Gesetz scheinbar einen Zwang schafft, dort befreit sie in Wahrheit von einem härteren Zwange, den das Verbrechen ihr auferlegt. In dem Staate aber, den die Revolution erbauen will, greift die „Verwaltung“ in jede Beziehungen, in jedes Hoffen und Streben, in alle Rechte ein, und sie wird zum unerträglichen Despoten. Allmählich wird nur eine Form und ein Stil, nur eine Geste herrschen, wie nur eine Tracht die Glieder verhüllen und ein Gleichheitsbrot die Hungrigen sättigen wird. Denn „die Seele des Volkes ist die Gleichheit“. Noch kein anderer Tyrann hat den Versuch gemacht, die Menschen völlig umzugestalten, ihnen eine einheitliche Physiognomie zu geben; er schonte die Gewissen, die Gefühle, die Gewohnheit, er schonte Religion, Familie und Eigentum. Er setzte nicht nach Willkür, wie es in den Tagen des Konvents geschah, die Feiertage und Zeremonien, die Zeitrechnung, die

Monatsnamen, die Namen der Familien und die Vornamen, ja sogar die Art des Grüßens und der Anrede fest.

Der Freund einer wahrhaften Freiheit wird eben nichts für heilsamer halten, als wenn innerhalb der natürlichen Schranken des Gesetzes jeder so lebt, wie es ihn selbst gut dünkt, er wird nicht einen jeden nötigen wollen, so zu leben, wie es den anderen beliebt. Freiheit herrscht dort, wo jeder einzelne über seinen Körper und Geist souverän ist und nur Rechenschaft zu geben hat über die Störung, die er in der Sphäre des Anderen hervorruft. Wird dann erst die Menschheit groß und erhaben, wenn sie alles Eigenartige bis zur Gleichförmigkeit abschleift? Oder nicht vielmehr dann, wenn sie es mit allen Mitteln pflegt und entfaltet? Gibt es nicht auch eine Grenze für das berechtigte Eingreifen der Gesamtheit? Und ist es nicht eine feierliche Pflicht, auch diese Grenze zu finden und zu behaupten? Noch Mirabeau, der einzige wahrhaft große Freiheitsheld der französischen Revolution, hat es für ein Zeichen der fürchterlichsten Knechtschaft gehalten, sein Naturel aufzugeben, um zu einer kraftlosen Kopie herabzusinken.

Aber die „Verwaltung", die in dem Idealstaat die Tyrannei ausübt, ist ja eine freigewählte Gruppe von Funktionären, oder, wie Bebel sich ausdrückt, sie besteht „aus Genossen, die keine Zuchtmeister, gleich den Arbeitsinspektoren und Werkführern sind, die vielmehr die ihnen übertragene verwaltende Funktion an Stelle der Produzierenden ausüben!" Sie können den Zwang verschmähen, da ja alle Menschen nun „gegenseitig für einander arbeiten", da jeder nur auf Verbesserung, Vereinfachung und Beschleunigung des Arbeitsprozesses sinnt, da jeder den anderen an Vorschlägen und Ideen zu überbieten sucht und seine Fähigkeiten entwickelt, um sich selbst

durch Vereinfachung des Arbeitprozesses (also nach dem Prinzip der Faulheit) und damit zugleich dem Gemeinwesen zu nützen. Denn „in der neuen Gesellschaft sind diese Gegensätze aufgehoben, Befriedigung des persönlichen Egoismus und Förderung des Gemeinwohls stehen mit einander in Harmonie, sie decken sich". Wer aber dennoch sich weigert, zu arbeiten und für das Gemeinwohl zu schaffen? Wer den Ordnern Ungehorsam zeigt und gar zum Widerstande schreitet? Die einige und unteilbare Guillotine wird auch hier sich als unentbehrlich erweisen.

Und wem soll der Bürger sich und sein Haus, seinen Willen, seine Ehre, sein ganzes Sein ausliefern? Taine hat hier eine Definition gegeben, die an jene Wertschätzung anklingen mag, die im Wechsel der Zeiten Fürst Bismarck auf die „Stimme des Volkes" gelegt hat, die aber in ihrer folgerechten Entwickelung unwiderleglich erscheint: „Das Gemeinwesen im Sinne der revolutionären Theorie bedeutet nichts anderes, als eine Masse, in der ein anonymer Anstoß an die Stelle des individuellen Urteils tritt, in der das Tun und Lassen unpersönlich wirkt, weil es kollektiv ist; in der sich niemand verantwortlich fühlt, in der alle Übergriffe von vornherein durch die „Staatsraison" gerechtfertigt sind; in der der einzelne Bürger umhergeschleudert wird, wie ein Saatkorn in einem Wirbelwind. In der Theorie also will das Individuum seine Rechte einem solchen Staate übertragen; in der Wirklichkeit aber überträgt es sie einer Mehrheit von Wählerstimmen, einer Majorität, die, vom Kampfe überreizt, ihren Sieg zur Vergewaltigung der Minderheit mißbrauchen wird, der zufällig der in Mitleidenschaft gezogene Bürger angehören kann, einer provisorischen Majorität, die früher oder später einer anderen weichen wird, so daß der Bedrücker von heute schon morgen ein

Unterdrücker sein wird; ganz genau genommen aber einem Häuflein von höchstens 600 oder 700 Deputierten, von denen der einzelne Bürger nur einen einzigen wählen darf. Und auch diesen Einen wählt er bloß mit einer Stimme unter 10000; er trägt zu seiner Wahl also nur ein Zehntausendstel bei, während er sich an der Wahl der übrigen Abgeordneten nicht einmal in diesem geringen Maße beteiligen kann. Diese 6—700 Fremdlinge muß er mit der Vertretung seines Willens betrauen, ihnen die ausgedehntesten Vollmachten verleihen, ihnen das Recht geben, sein Leben, sein Vermögen, ja selbst sein Inneres zu überwachen. Diese 6—700 Deputierten beanspruchen sein Vertrauen in viel höherem Grade, als der Rechtsanwalt, der seine materiellen Interessen wahrnimmt, als der Arzt, der seine Gesundheit in Ordnung hält, als der Lehrer, der seine Kinder erzieht, als der Beichtvater, der sein Gewissensrat ist, als die Freunde, die seinen letzten Willen ausführen werden. Ganz zu schweigen von den Wahlfälschungen und von der offiziellen Lüge, mit deren Hilfe gerade in der Wahlzeit eine handvoll Fanatiker, die nur sich selbst vertreten, die ganze Nation zu vertreten vorgeben. Hat ein Wähler für den durchgefallenen Kandidaten gestimmt, so wird er dennoch von einem anderen vertreten, den er doch eben nicht mag; hat er sich für den erfolgreichen Kandidaten entschieden, so ist es in der Regel geschehen, weil es keinen besseren gab und weil der Durchgefallene ihn noch schlimmer dünkte, als der andere. Jedenfalls kennt er ihn kaum; er hat ihn nur hier und da gesehen und auch dann nur flüchtig; er kennt ihn bloß aus seinem politischen Glaubensbekenntnis, das nebelhaft und hochtrabend ist, aus Zeitungsphrasen, aus Gerüchten, die er im Salon, im Kaffeehaus oder auf der Straße aufgeschnappt hat. Der Erwählte besitzt kein Diplom wie der Lehrer; keine Körperschaft

steht für ihn ein, wie für den Arzt, den Priester oder den Rechtsgelehrten: nichts bürgt für seine Ehrenhaftigkeit oder Befähigung."

Wenn in dem Staate Robespierres oder Bebels die „Verwaltung" sich nicht lediglich auch auf kleine Kommunen erstrecken, jedes Volk also sich in Atome zerteilen soll, so wird diese Darstellung auf jedes Parlament zutreffen, das ein Produkt des allgemeinen Stimmrechts ist. Nur wird in der Monarchie der Herrscher das Gegengewicht bilden, und sein Wille, verstärkt durch die Gewißheit einer guten Erziehung und des ererbten adeligen Wesens, wird eine Gewähr dafür bilden, daß die Bedürfnisse des Massengeistes nicht die Entscheidung behalten. Der König wird überdies die Grenze seiner Forderungen so eng ziehen, daß er nicht mehr fordert, als er zu fordern ein Recht hat. In ihm ist die Staatsgewalt nur grundsätzlich, nicht tatsächlich verkörpert, und die Gesetzgebung kann nur erfolgen, wenn die gewählte Vertretung der Nation ihre Zustimmung gibt. Im Staate Robespierres und Bebels aber fehlt eine gesicherte Autorität, Zufallsmehrheiten treffen, ohne Kontrolle und ohne Verantwortung, tief in das Leben einschneidende, ewig wechselnde Bestimmungen.

Und immer wird es auch bei der Wahl der Bebelschen Ordner im engen Kreise Kameradschaften geben, ehrgeizige und strebsame Häuflein, die das Gemeinwohl nur als Flagge für egoistische Zwecke benutzen. Denn wenn auch das Geld verschwunden ist und der Privatbesitz Chimäre wurde, wenn es keinen Rang und keinen Orden mehr gibt und Prokrustes alle seine Gäste zu gleicher Länge gestreckt oder verstümmelt hat, so wird doch die leichtere Arbeit und der bessere Bissen den Wählern des Ordners zufallen; die Arbeit in den Kloaken wird der Erkorene weislich der Opposition überlassen. Die

Künstler und Gelehrten von Gottes Gnaden aber — es gibt ihrer auch künftig, denn die neue Gesellschaft will nicht proletarisch leben, sie verlangt als ein hochentwickeltes Kulturvolk zu leben, und zwar in allen ihren Gliedern (Bebel) — diese Männer werden, wenn sie den Ordnern mißfallen, die durch die Statistik festgesetzte „Arbeitszeit für das Gemeinwohl" nicht etwa im Atelier oder in der Studierstube verbringen, sondern beim Steineklopfen oder Wurstmachen. Denn „die künftige Gesellschaft wird Gelehrte und Künstler jeder Art in ungezählter Menge besitzen, aber jeder derselben wird einen Teil des Tages physisch arbeiten und in der übrigen Zeit, nach Geschmack, seinen Studien und Künsten und geselligem Umgang obliegen." Die Art der physischen Arbeit aber bestimmt der „Ordner".

Nur ein Gegengewicht ist auch hier geschaffen, Robespierre hat es im letzten Artikel seiner Erklärung der Menschenrechte gegeben: „Die Vergehen der Mandatare des Volkes müssen streng und ohne Mühe bestraft werden können und sollen streng bestraft werden. Niemand hat das Recht, eine größere Unverletzlichkeit als die anderen Bürger zu beanspruchen. Das Volk hat das Recht, über alle Handlungen seiner Mandatare zu erkennen. Sie müssen ihm treulich über ihre Tätigkeit berichten und sein Urteil ehrfurchtsvoll hinnehmen." Wieder das Volk, wieder dieses namenlose, furchtbare, unfaßbare Gespenst, das zugleich Träger und Instrument seines Willens das in allem souverän ist, dessen Werk und Eigentum die Regierung, dessen Angestellte die öffentlichen Beamten sind, dem das Recht zusteht, wenn es ihm beliebt, seine Regierung zu ändern und seine Mandatare abzuberufen!

Aber Robespierre und seine Freunde sind nicht zur völligen Durchführung ihrer Ideen gelangt. Sie haben nur

vorbereitet, sie mußten in der Fülle ihres Schaffens den Weg zur Guillotine antreten und das Werk unvollendet seinem Zerstörer und Vollender Napoleon überlassen.

Sie haben den einen Teil des Heiles nur vorbereitet, den anderen Teil sogar nur verkündet. Das „Volk", das sie zum Souverän erhoben, hat kraft seiner Souveränität sich ihrer entledigt.

Sie blieben inmitten der Expropriation der Expropriateure hilflos stecken.

Denn fast alles, was sie für die Gestaltung des Gesellschaftslebens empfohlen und praktisch ins Werk gesetzt haben, hat eben nur diesem Zweck der Enteignung gedient, während ihr wirkliches und unsterbliches Verdienst mit Mirabeaus Vernichtung des Feudalstaates abgeschlossen war, ein Verdienst, das sie beschmutzten, indem sie die neue Freiheit in den härtesten Despotismus aller Zeiten verwandelten. Und auch dies „im Namen des Volkes".

Vielleicht ist der Wahnsinn, der mit dem Begriff des „Volkes" spielt, niemals so schroff und so deutlich zutage getreten, wie in dem Worte eines Jüngers Robespierres: „Im Notfall gehört alles dem Volke und nichts dem Individuum." Es gehören also „im Notfall" Mäntel und Röcke, Schuhe und Strümpfe, Betten und Möbel, Kostbarkeiten, Getreide und Früchte diesem „Volke", den Individuen, nicht dem Individuum! Und da „das Volk" auch neue Mäntel und Röcke, Schuhe und Strümpfe braucht, so gehört ihm auch die Arbeit der Schuster und Schneider, Tuchmacher und Wirker. Und in der Tat werden wiederholt durch Dekrete die einzelnen Handwerks- und Arbeitskategorien zusammenberufen, um Werkzeuge, Brennholz, Nahrungsmittel, Kleider für „das Volk" zu liefern. Sie werden ebenso wie die

Bauern, die das Feld bestellen müssen, Tagelöhner des Staates. Der Traum Bebels, daß die Gesamtheit dem einzelnen nicht nur Befehle erteilen, sondern auch eine beliebige Arbeit zuweisen darf, ist am 11. Brumaire des Jahres II erfüllt worden.

Und hier wie stets regelt der Zwang die Freiheit: wer ein Amt oder eine Arbeit ablehnt, ist verdächtig und wird in das Gefängnis geschleppt. Es müssen, wie St. Juste lehrt, nicht nur die Verräter gestraft werden, sondern auch jeder, der sich der Republik gegenüber passiv verhält und nichts für sie tut: „Ich werde die Leute zu Patrioten machen, oder sie werden sterben." Wer protestiert und auf das Recht der persönlichen Freiheit pocht, ist ein Narr, denn unter dem neuen Gesellschaftsvertrag hat er auf alles verzichtet, was er war oder hatte. Er hat sich selbst für die Freiheit geopfert. „Man hat gesagt," so ruft einmal Robespierre in den blutigsten Tagen, „daß die Schreckensherrschaft ein Behelf des Despotismus ist. Gleicht eure Regierung dem Despotismus? Ja, aber nur wie das in der Hand eines Freiheitshelden funkelnde Schwert dem gleicht, das ein Trabant der Tyrannei schwingt. Eure Regierung ist der Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei!"

Der Despotismus der Freiheit!

Wer diesen Despotismus bekämpft, ist ein Feind der Freiheit. Und wer ein Feind der Freiheit ist, der bekämpft auch das Vaterland, der darf keinen Grundbesitz und kein flüssiges Vermögen haben, der wird expropriiert: „In unserem Vaterlande," sagt St. Juste, „hat nur Rechte, wer zu seiner Befreiung beigetragen hat." Und schlichter noch drückt sich Robespierre aus: „Wer sind unsere Feinde? Die Lasterhaften und die Reichen." Hält aber das „Volk" jemanden für laster-

haft oder reich, so hat es das Recht, ihn zu strafen, sein Heim zu plündern, seine Felder zu verwüsten. Das ist die gleiche Doktrin, die sich heute die Terroristen in Rußland zueigen machen, wenn sie Privatleute berauben und Gutshäuser verbrennen. Die Beamten aber, die „Ordner", dürfen nicht eingreifen, denn sonst widerstreben sie dem „Willen des Volkes", sie entwürdigen es, sie rauben ihm die Freiheit. Versichert doch Robespierre an dem Tage, da der Konvent in die Tuillerien einzieht: „Der Schutz durch die Tribunen setzt das Sklaventum des Volkes voraus."

Im „Volke" aber wird der Skrupelloseste, der Rohste und Ungebildetste am leichtesten die Führung erlangen. Seine Bedürfnisse sollen ja in erster Linie befriedigt werden, seinen Instinkten Genüge geschehen. Über die Methode entscheidet er selbst. So wird die Diktatur immer an das Gesindel fallen, das sich in Klubs oder Sektionen organisiert und, von den Schrecken des Gesetzes befreit, sich gegenseitig zu immer wilderen Ausschreitungen anfeuert. Der einzelne fühlt sich ja nicht als Verbrecher, auch wenn er harmlose Passanten mißhandelt und Landhäuser beraubt, er fühlt sich als einen Helden der Freiheit, als einen Vorkämpfer des Volkes, des Gemeinwohls, der republikanischen Tugend. Das Dogma der Volkssouveränität wird frühe genug zum einzigen Gesetzgeber, und bald führt es dann zu der These, daß auch die Deputierten, die doch die öffentlichen Vertreter des nationalen Willens sein sollen, nicht nach ihrer persönlichen Überzeugung, sondern nach dem Willen der Straße zu bestimmen haben.

Denn was der revolutionäre Jargon das „Volk" nennt, ist in Wahrheit die Straße. Die Straße dringt in die konstituierende Versammlung und in den Konvent, sie folgt von den Galerien her mit mißtrauischen Augen dem Ver-

halten der Abgeordneten, sie brüllt Beifall und gibt lärmend ihr Mißfallen kund, und wo Worte und Geschrei nicht genügen, dort legt sie die Hand an, und der Ruf „à la laterne" bildet den Epilog. Die Straße ist auch Richter und Henker, sie darf töten und begnadigen.

Schon aus den ersten Tagen der Revolution berichtet Dussaulx: „Der gemeinste Pöbel läßt sich, mit Flinten, Speeren und Piken bewaffnet, die Tore der Häuser öffnen und sich Speisen, Getränke, Geld und Waffen ausfolgen. Zerlumpte, teilweise habnackte Landstreicher mit furchteinjagenden Physiognomien bewaffnen sich wie Wilde; man erinnert sich gar nicht, solchen Gestalten früher begegnet zu sein. Die friedliebenden Einwohner ergreifen beim Anblick dieser Scharen wütender Strolche die Flucht. Man schätzt die Zahl auf fünfzigtausend".

Die Insassen der Schlupfwinkel sind Herrscher der Straße, sie sind das „Volk". Und sie machen von dem Rechte des Souveräns Gebrauch. Das Verbrechen wieder hüllt sich in den Mantel der Theorie, zuweilen auch zeigt es sich ungeniert in voller Blöße.

Und die Straße entscheidet über das Schicksal aller Gesetze! Hier hat Camille Desmoulins, der Prokurator der Laterne, die Methode in aller Offenheit geschildert. „Allmählich lassen sich die Deputierten einiger Gemeinden durch Pensionen, Versprechungen oder Schmeicheleien gewinnen. Glücklicherweise sind die Galerien unbestechlich und stehen immer den Patrioten zur Seite. Sie gleichen den Volkstribunen, die den Beratungen des Senats auf einer Bank beiwohnten und ein Vetorecht hatten. Sie vertraten die Hauptstadt, und glücklicherweise kommt die Verfassung angesichts der Batterien der Hauptstadt zustande." Auch die Deputierten sind „Commis"

der Gesamtheit. Und sie müssen es von Anbeginn spüren. „Heutzutage," schreibt Mallet-Dupan, einer der besten unter den Freiheitskämpfern, „diktiert die öffentliche Meinung uns ihre Verfügungen mit dem Schwert in der Hand. „Glaub' oder stirb" lautet das Anathema, das die Erhitzten im Namen der Freiheit sprechen. Die Mäßigung ist ein Verbrechen geworden."

Wie können denn auch dieselben Männer, die mit Hilfe der Beherrscher der Straße ihr Mandat erlangten, wie können die Kreaturen gegen die Schöpfer Strenge üben? Es ist ein durchaus natürlicher Prozeß, daß die Bundesgenossen zu Herren werden. Wenn die Straße die Abstimmung über die einzelnen Gesetze nach ihrem Willen erzwingt, so bestimmt eben das „Volk", was dem Volke frommt. Als über die Abschaffung der Adelstitel verhandelt wird und die Insassen der Galerien „unter schrecklichem Geheul" die Abstimmung nach ihrem Wunsche erzwingen, da wird ein gemäßigter Deputierter, der empört die Frage stellt: „Wer sollen unsere Richter sein, dreihundert Zuschauer oder die Nation?" scharf getadelt, denn jene Zuschauer sind ja doch „die Nation". Schon längst, ehe der Wohlfahrtsausschuß der Hüter des Gemeinwohls wurde, schrieb Malouet, daß als Opponent nur auftreten kann, wer sich weder aus Drohungen noch aus Beleidigungen noch aus Tätlichkeiten etwas macht, und ein anderer Deputierter schilderte das Bild der Freiheit, die über Frankreich heraufzog, mit den Worten: „Betreten wir eine Schlächterei, so erblicken wir am Eingang eine Anzahl von Tieren, die man noch kurze Zeit leben läßt, bis auch sie die Reihe trifft, geschlachtet zu werden. Einen ähnlichen Eindruck machte auf mich jedesmal, wenn ich die Kammer betrat, diese Schar von Adeligen, Prälaten, Parlamentariern, aus denen die

Rechte bestand; die Henker auf der Linken ließen der Rechten noch eine kurze Gnadenfrist. Allen Beleidigungen ausgesetzt zu sein, in der Mitte zu stehen zwischen den Gefahren im Innern des Saales und denen von außen, zwischen den Feindseligkeiten der Galerien und denen der Schreier, die vor den Toren harren, zwischen dem Gelächter, mit dem die Nachrichten von dem Niederbrennen ihrer Häuser aufgenommen werden, und dem Geschrei, das ihre Reden dreißigmal in einer Viertelstunde unterbricht; den zehntausend Höllenhunden der Journalistik und der Straße denunziert und von ihnen angeheult, verfolgt und begeifert zu werden — das ist das Schicksal der Opposition."

Das ist das Bild der Meinungsfreiheit. Und tritt uns die gleiche Tendenz, im heutigen Ordnungsstaate freilich nur blaßrosa gefärbt, nicht in all den Ketzergerichten entgegen, die alljährlich von den deutschen Sozialdemokraten vorgenommen werden? Nicht in der Aushungerung Eduard Bernsteins, dessen Zeitung von Partei wegen boykottiert wird? Nicht in dem Schicksal Schippels und Calwers? Nicht in den Szenen von Dresden? Nicht in der fürchterlichen Entehrung Göhres? In dem Schicksal Brauns und Bernhardts? Sie alle widerstreben dem Dogma, sie wollen einen bescheidenen Teil ihrer Meinung bewahren, und der Lärm der Galerien erstickt ihre Stimme.

Wer das Dogma nicht vorbehaltlos anerkennt, dieses Dogma, das durch den Druck irgend einer anonymen Kraft aus dem endlosen Schwall der Phrasen herausdestilliert wurde, der ist ein Feind des Vaterlandes, dem sind auch entsetzliche Verschwörungen zuzutrauen, und wer ihn bestraft, wer seine Habe raubt, wer die Frauen und Töchter dieser Frevler schändet, der ist mindestens der sofortigen Amnestierung sicher. Wollten aber

Deputierte und Beamte sich wirklich entschließen, einen „patriotischen“ Verbrecher der gebührenden Bestrafung zu überlassen, so würden sie das „Volk“, zu dem er gehört, dessen Willen er repräsentiert, auf das schwerste beleidigen. Sie, die Beamten und die Deputierten, sind ja nur gewählt worden, damit sie „des Volkes Wünsche erfüllen“, sie sind Geschöpfe der Masse, die es nie vergessen wird, daß dem Beamten seine Schärpe und dem Offizier seine Epauletten von ihr selbst verliehen wurden, und die stets das Recht behaupten wird, wieder zurückzunehmen, was sie vorher gab. „Wir erfreuen uns einer algerischen Wirtschaft, aber ohne Dey,“ so hat Malouet den Zustand freiheitlichen Glückes schon im Jahre 1790 charakteristisch gezeichnet. Und Mallet-Dupan greift nur in die Fülle der Tatsachen, wenn er hinzufügt, daß man zwar den politischen Rechten scheinbar eine große Ausdehnung gab, daß aber die individuelle Freiheit de jure gleich Null und de facto der Willkür von sechzigtausend Versammlungen preisgegeben sei. „Hier legt,“ so schreibt er, „ein Departement auf eigene Faust Beschlag auf ein Schiff, ohne darüber zu berichten; dort ordnet ein anderes die Vertreibung einer Militärabteilung an, die den Räubereien steuern soll, und die obersten Chefs erwidern auf den Protest der Beraubten: „Das Departement will es so.“ Anderswo verjagt ein Bezirk sämtliche Priester, unmittelbar nachdem das Parlament die freie Religionsübung dekretiert hat. Dieu le veut, und das Volk ist Gott, auch das Volk des einzelnen Bezirks, auch das der einzelnen Gemeinde, und auch dann, wenn es im Widerspruch steht zu dem Gott, der in dem Parlamente vertreten ist. Und Gott ist unfehlbar. Darum wird auch keiner von den Männern, die für das öffentliche Wohl zu sorgen haben und die größtenteils aus dem Nichts hervorgegangen sind, seine augenblickliche

Autorität und seine künftige Popularität aufs Spiel setzen, um Ausschreitungen zu bekämpfen: die Ausschreitenden sind ja seine Wähler, und sie selbst schaffen gesunde Ordnung, indem sie die Anarchie beschützen."

Die volle Konsequenz wird aber erst dort gezogen, wo eine einzelne Gemeinde, wie in dem Flecken Issy l'Evêque sich als besondere, unabhängige Republik erklärt, sich eigene Gesetze und Steuern und ein eigenes System der Verwaltung schafft. Löst sich die Gesellschaft auf, so gewinnen ihre Atome das Recht auf ein eigenes Leben. In der Tat wird Frankreich alsbald ein Bundesstaat von vierzigtausend Gemeinden werden, in denen die „Ordner" unbehindert ihres Amtes walten. Bald wird auch der Abbé Grégoire, der Berichterstatter des Komitees der Jacquerie, den Ausspruch tun können: „Jedes Dorf hatte seinen Robespierre."

Der moderne Anarchismus findet hier sein Vorbild. Er erklärt ja auch progammatisch, daß wirklich soziale Neugestaltungen nur erreicht werden können, wenn das Volk selbst in jeder Stadt, in jedem Dorf den Neuaufbau der gesellschaftlichen Organisation nach weitgehenden kommunistischen Grundsätzen in die Hand nimmt, ohne, wie Fürst Peter Krapotkin sich ausdrückt, auf Dispositionen von oben zu warten. Auf eine Zentralbehörde, sei sie durch Gewalt begründet oder aus einer Wahl hervorgegangen, sei es die Diktatur des Proletariats, sei es eine gewählte provisorische Regierung oder ein Konvent, verzichtet der Anarchismus genau so wie der wilde Pfarrer Carion, der den Staat von Issy l'Evêque errichtet. Der russische Anarchist, der den Mut des konsequenten Denkens zweifellos besitzt, wenn er auch sein System auf den Voraussetzungen Bebels aufbaut, auf diesen Voraussetzungen, durch die jeder einzelne wie die Gesamtheit aller Unterschiede ent-

kleidet wird, — Fürst Krapotkin zieht aus aller Geschichte den Schluß, daß niemals und nirgends Männer, die eine Umwälzung mit der Regierung betraute, wirklich die Herren der Lage waren, weil bei dem Aufgeben einer Organisation der Gesellschaft auf Grund neuer Prinzipien vereinzelte Männer, so intelligent sie auch sein mögen, unfehlbar scheitern müssen. Hierzu sei „der Kollektivgeist der Massen" nötig. Für die neuen Formen eines gesellschaftlichen Lebens werde eine Zentralbehörde höchstens erst dann den Ausdruck finden, wenn in dem überall gleichzeitig beginnenden Neuaufbau die Massen diese Form bereits bestimmten. Man kann keine Gesetze geben; alles, was man vermag, ist: die wesentlichsten Tendenzen vage zu ahnen und ihnen den Weg zu ebnen. Es kann der Anarchismus bei dieser Auffassung von dem Problem sozialer Umgestaltungen folgerichtig sich auch nicht zur Aufstellung eines Programms verleiten lassen, das die „Eroberung der politischen Macht im gegenwärtigen Staate" zum Ziele hat.

Ganz richtig bezeichnet daher der moderne Anarchismus sich als den einzig konsequenten Erben der Bewegung, die mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann und dann durch Napoleon in ihrem Laufe gehemmt wurde, um in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wieder empor zu tauchen; ganz richtig sucht er auch seine Wurzeln in der Naturphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Und ganz richtig ist es endlich, wenn er nach eigenem Geständnis in dem Kampf zwischen Individuum und Staat, indem er das Werk seiner Vorgänger fortsetzt, sich stets auf die Seite des Individuums stellt und sich gegen den Staat und seine Autorität erhebt, eben weil er behauptet, daß der Staat nur ein schädlicher und unnützer Überbau ist, der im Interesse des Kapitalismus errichtet wurde und der bereits im Altertum die Ursache des Falles von Rom

und Hellas — trotz der kommunalen Republiken Griechenlands! — sowie des Unterganges aller orientalischen Kulturzentren gewesen sei. Da nun aber jede Regierung, ob es sich um das Parlament Cromwells oder den Konvent Robespierres handelt, oder ob Bebel die Mauern des Zukunftsstaates aufführt, ein ständiges Hindernis für die Versuche der Menschheit bildet sich ein freies und gesichertes Leben zu schaffen, da sie niemals ein Werkzeug der sozialen Befreiung werden wird, so wird im anarchistischen Staate jeder einzelne sein eigener Herrscher sein, nach Gutdünken seine Rechtssphäre bestimmen und mit tiefer Verachtung auf Bienen und Ameisen schauen, die, jedenfalls auch nur im Interesse des Kapitalismus, sich wohlgeordnete Staatsformen schaffen.

Aber wenn es auch unvermeidlich scheint, daß in den Revolutionen die Neuerungssucht, gleichsam dem Gesetze der beschleunigten Bewegung folgend, bis zu den äußersten Grenzen drängt, so hat die französische Revolution doch schon vor diesem Äußersten Halt machen müssen: das Beispiel des Pfarrers von Issy l'Evêque fand wohl Nachahmung, aber es hatte nicht den Beifall derer, die nicht nur ihre eigenen, sondern auch anderer Herren sein wollten. Die Zentralgewalt findet fortan die Begründung ihrer Existenz und ihres Handelns darin, daß die Menschheit für die letzten Wonnen noch nicht reif ist, daß sie noch der Erziehung nach der Gemütsseite hin bedarf. Denn noch sind die Menschen nicht durchweg nur gleichartige, unabhängige Wesen, „Menschen an sich", die dem klassischen Modell Rousseaus genügend entsprechen. Die Arbeit des Ausgleichs kann nur die Guillotine vollenden.

Und sie bedarf wieder des Armes, den nur die Zentralgewalt herleihen kann. Diese Zentralgewalt wird später der Wohlfahrtsausschuß sein, und als „Mensch an sich", als voll-

giltiger Bürger der neuen Gesellschaft wird nur gelten, wer dem Ideale gleicht, das seine Mitglieder in ihrer eigenen Person aufstellen. Der Wohlfahrtsausschuß wird dann auch allein den Urwillen repräsentieren, und würdig zu leben ist nur, wer sich diesem Urwillen einfügt. Der Wohlfahrtsausschuß wird „das Volk" sein, bis eines Tages auch dieser Urwille — geköpft wird.

Bis dahin aber hat die Revolution noch in reichem Maße Zeit, sich auszuleben. Sie wird noch das Dogma verkünden, daß alles, was eine Gesellschaft oder ihre Mehrheit will, gerecht ist, daß eine Nation in ihrem Lande alles tun darf, daß sie selbst das unbestreitbare Recht besitzt, auch Unschuldige zu verderben. Sie wird die alte Auffassung, daß es ein Verbrechen sei, die königliche Majestät zu beleidigen, auslöschen, und das neue Verbrechen dessen, der die Majestät des „Volkes" beleidigt, mit dem Tode bestrafen. Und in Meillans Memoiren wird man lesen können: „Eines Tages sprach Robespierre lobend von einem gewissen Desfieux, der als sehr unredlich bekannt war. Ich wandte ein: „Aber Ihr Desfieux ist ein Schurke". — „Tut nichts, er ist ein guter Patriot." — „Aber er hat einen betrügerischen Bankerott gemacht." — „Er ist ein guter Patriot," — „Aber er ist ein Dieb." — „Er ist ein guter Patriot." Das war alles, was ich aus ihm herausbringen konnte".

Und woher stammen sie, die alsbald als Normalbürger der Revolution die Muster bürgerlicher Tugend sein werden? Es sind zu einem Teil Theoretiker, die Rousseau und die Klassiker gelesen und es gelernt haben, jedes Prinzip zu Tode zu reiten, die sich alsbald hinstellen werden, gleich dem Famulus Wagner abstrakte Menschen in der Retorte zu fabrizieren:

„Durch Mischung — denn auf Mischung kommt es an —
Den Menschenstoff gemächlich komponieren,
In einen Kolben verlutieren
Und ihn gehörig kohubieren,
So ist das Werk im Stillen abgetan.
. . . Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen."

Da sind ferner die anderen, die Talent genug haben, eine Rede zu halten, einen Zeitungsartikel zu schreiben, eine Flugschrift, einen Bericht in mehr oder minder pathetischem Stil abfassen zu können, und die Begabteren unter ihnen werden ihre Sache recht gut machen; das ist aber auch alles, wozu sie taugen. Hierher gehören die Advokaten, die Notare, die Gerichtsvollzieher, die untergeordneten Exrichter: aus dieser Gruppe gingen die Wortführer und zwei Drittel der Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung und des Konventes hervor. Ferner kleinstädtische Ärzte und Chirurgen, wie Levasseur und Beaudot, Schriftsteller zweiten oder dritten Ranges, wie Barère, Louvet, Garrat, Manuel und Ronsin; Mittelschulprofessoren wie Louchet und Romme; Lehrer wie Léonard Bourdon; Journalisten wie Brissot, Desmoulins und Fréron; Schauspieler wie Collot-d'Herbois; Künstler wie Sergent; verlaufene Mönche und Priester wie Fondet, Fouchet, Chabot, Lebon und Grégoire; kaum der Schule erwachsene Studenten wie St. Juste, Monnet, Rousselin, Julien de la Drôme; kurz, schlecht entwickelte und gepflegte Geister, deren gute Keime von der Theorie erstickt werden. Hierher gehören schließlich noch die Quacksalber und Abenteurer des Geistes, die Hitzköpfe, die Besitzer von ungesunden Gehirnen, wie Fauchet und Anarcharsis Clootz bis Châlier und Marat, und der ganze Schwarm von bedürftigen Schwätzern, die ihre früheren Wirkungskreise verlassen haben, um jetzt ihre nichtigen Ideen

und getäuschten Hoffnungen auf dem Pflaster der großen Städte spazieren zu führen. Es gibt unter ihnen aber auch Leute, die es gerade noch verstehen, ihren Beifall bei den passendsten Stellen anzubringen, in einem öffentlichen Garten einen Antrag zu stellen, auf den Galerien zu schreien und ihre Lungen und Arme zur Verfügung zu stellen. Zu dieser Gruppe gehören Beamte wie Hébert und Henriot, Schreiber wie Vincent und Chaumette, Fleischer wie Legendre, Tischler wie Duplay, Schulmeister wie Buchot, Hilfslehrer, Kolporteure, Kantinenwirte und Krämer, Weinverkäufer, Ladenbesitzer und Friseurgehilfen (Taine). Sie alle werden Mitglieder des Parlamentes oder Wortführer im Jakobinerklub. Und wo einmal ihre Stimme versagt, da tritt das weibliche Element an ihre Stelle. Eine Rosa Lacombe wird im gleichen Sinne zur Heldin der Revolution, wie hundert Jahre später Rosa Luxemburg; Lambertine Téroigne de Méricourt hat ihre Nachfolgerinnen gefunden, wie die Revisionistin Lilly Braun verwandte Züge mit Madame Roland trägt. Es sind aber nur selten Originalphysiognomien, die da sichtbar werden, es sind fast durchweg typische Erscheinungen. Denn die Gesichter der Straße werden einander stets gleichen, und dort, wo sie alle dieselbe Leidenschaft beherrscht, dort wird auch der Ausdruck des Gesichtes und die Geste stereotyp werden.

Diese typische Gleichheit der geistigen Physiognomie haben die Ärzte Despine und Ducamp auch von den Führern der Kommune des Jahres 1871 festgestellt. Sie behaupten sogar, daß die meisten von ihnen die charakteristischen Züge der moral insanity zeigten: So General Mégy, der früher wegen Ermordung eines Polizeiagenten verurteilt worden war und seine Erlasse mit der Sträflingsnummer unterzeichnete, so Eudes, der Plünderer des Palais der Ehrenlegion, der, selbst der

Sohn eines Tobsüchtigen, schon entmündigt war, nachdem er einen Pompier ermordet hatte, so der Oberst Chaudon und der Gouverneur des Louvre, Benot, ein Fälscher, der die Brandlegung der Tuilerien befahl. Unter den Delegierten der Kommune befand sich der mehrfach wegen Betrug und Fälschung bestrafte Parent, der brutale Sérizier, der seinen Lebensunterhalt von der öffentlichen Armenpflege erpreßt hatte und nach dessen Verurteilung die Einwohner der von ihm terrorisierten Viertel eine Bittschrift einreichten, um eine Begnadigung zu verhindern. Neben ihm saß Parisel, der Vorsitzende der wissenschaftlichen Kommission, der, früher wegen Sittlichkeitsvergehen verurteilt, Einspritzungen von Blausäure für die Versailler erfand, und als Polizeikommissar waltete Chapitel, der wiederholt wegen Diebstahls und anderer Verbrechen verurteilt worden war.

Sogar General Cluseret, der Champion der Kommune, hat die Anwesenheit zahlreicher „Reliquien der Galeere" unter den Kommunarden in einem seiner Manifeste bescheinigt; und der fanatische Vallès gibt eine Schilderung, die um so überzeugender wirkt, als der Autor der Mitkämpfer derer ist, die er darstellt. Da ist der Schuster Rouvier, ein vor allem die Trinkfreiheit verfechtender Kneipentribune, der es unter der Kommune zum Minister brachte, Vermorel, ein Expriester und Redakteur, der sich auf der Straße mit seiner Frau kratzte und biß; Granvieux, mager, mit grünlichem Gesicht, der geborene Verbrecher; Ducasse, ein schielender Christuskopf, mit verrenktem Halse, Schlitzmund und schaudererregender Stimme, aber ein ehrgeiziger Mann, ein Mann der Tat. Fréré sah lächelnd zu, wie Veysset auf seinen Befehl getötet wurde, und wie alle geborenen Verbrecher bediente er sich mit Vorliebe einer zynischen und dem Rotwelsch entlehnten Sprache. Für die

Anwendungen zynischer Wendungen des Argot führt auch Lombroso aus der Zeit der Kommune eine Reihe von Beispielen an. So schrie Ducasse, er würde sich des erhabenen Namens eines Revolutionärs nicht für würdig halten, wenn nicht jener Tag gekommen wäre, da er mit eigener Hand einen Aristokraten „quiek“ hätte machen lassen; Rigault sagte zu seinem Revolver: „Ich muß dich noch einmal wecken und dich aufheben“ — pour pêter sur les cipeaux: achtzig Jahre früher pflegte Jean d'Héron ein menschliches Ohr am Hute und ein paar Menschenohren in der Tasche zu tragen, die er scherzeshalber von den Damen küssen ließ.

Den Spezialitäten der Kommune entsprach der Gemeingeist. Maxime du Camp schreibt in den „Convulsions de Paris“: „Die Menge metzelte während der Kommune ganz unbewußt, sie hatte das Bedürfnis, Opfer zu haben. Sie schlachtet Freunde gerade so hin wie Feinde und wartet nicht erst, ob einer sich ausweisen kann“. Während der Füsilierung der Geistlichen warf ein Kommunarde das Gewehr hin, ergriff unter dem Beifallklatschen der Menge einen der Geistlichen nach dem andern, und warf sie über die Mauer, an der die Exekution stattfinden sollte. Der letzte dieser Geistlichen wehrte sich und stürzte im Ringen mit seinem Angreifer zu Boden; die Zuschauer wurden ungeduldig, gaben Feuer und erschossen ihren Genossen mit dem Geistlichen zusammen. Im Körper eines Erschossenen fand man 69 Kugeln, Pater Bengy war durch 52 Bajonettstöße siebartig durchlöchert. Nach den gerichtsärztlichen Feststellungen waren unter fünfzig Kommunarden, deren Photographien man besaß, 23 mit normaler Physiognomie, 11 mit einigen Anomalien, 6 mit ausgesprochenem Verbrechertypus (12 Prozent), 5 mit dem Typus des Irren. Auf acht Petroleusen kommen 4 mit Verbrechertypus; unter ihnen ist

bemerkenswert die Gargotte mit schielendem, wildem Blick, dünnen Lippen, großen Jochbeinen, und Dard mit enormem Unterkiefer, großen Jochbogen und männlichem Gesicht.*)

Die Parallele zur russischen Revolution ergibt sich ungesucht in folgendem Bericht aus Riga:

„Sonnabend, den 1. September haben auf Pastoren allein drei Überfälle der Revolutionäre stattgefunden: in der Nähe von Reval wurde P. Malm durch Flintenschüsse verwundet, P. Steinfeld, Samiten-Kurland gelang es durch wohlgezielte Revolverschüsse, die Banditen zu vertreiben, Probst Pastor Zimmermann aber in Lenewarden ist von zwölf Schüssen derart durchbohrt, daß er sofort eine Leiche war. An seiner Seite fiel sein tapferes Weib, das ihm in der Not beispringen wollte. So entsetzlich dieser Mord, noch entsetzlicher war die Beerdigung. Kaum 50 Menschen einer ca. 6000-köpfigen Gemeinde hatten es gewagt, zur Beerdigung ihres sonst so heiß geliebten Predigers zu erscheinen, aus Angst vor der Mörderbande, die bekannt gegeben, wer zu der Beerdigung fahre, sei ein Kind des Todes. Die drei Mordbuben, die im Pastorat die Probstin erschossen (auf dem Gehöft lauerten zwölf andere auf den heimkehrenden Probst), haben auf dem Schreibtisch einen Zettel in lettischer Sprache hinterlassen, der also lautete: ‚Wir geben der hohen Polizei zu wissen, daß Probst Zimmermann als Volksverräter von der lettischen Kampfesorganisation zum Tode verurteilt worden ist.‘ Unterschrieben war das Blatt: Der Richter, der Unstäte, Satan. Probst Zimmermann hinterläßt drei Kinder, er war ein Mann mit brennendem, liebendem Herzen, über dessen Lippen nie ein böses Wort gekommen — aber weil er es gewagt, die Mörder

*) Lombroso, Der polit. Verbrecher und die Revolution. I.

des Pastors Schilling in einer Predigt ‚feige Mordbuben‘ zu nennen, die doch ‚große Volkshelden‘ sein wollten, die Tyrannen töten — wurde er zum Volksverräter gestempelt und zum Tode verurteilt. Der Haß der von der lettischen Sozialdemokratie geleiteten ‚Kampfesorganisation‘ der ‚Waldbrüder‘ aber erstreckt sich keineswegs auf die Deutschen allein, ihr fällt jeder zum Opfer, der für Wahrheit und Recht eintritt. So erschienen beim Lehrer Knagge in Sunzeln, auch im Rigaischen Kreise, eines Abends die ‚Waldbrüder‘, und weil er ein ‚Volksverräter‘, sollte sein Eigentum ‚eingezogen‘ werden Der wehrlose Mann gibt alles hin; Weib und drei Kinder weinen und beben; schon wollen die Räuber mit ihrem Raube abziehen, da sagt einer: ‚Was meint ihr, soll man das Aas nicht lieber herunterschießen?‘ ‚Jawohl‘, sagt ein anderer, und schon kracht ein Schuß, der den Mann durchs Herz trifft. Nun sagt ein dritter der Bande: ‚Dann schon die Alte auch!‘ — und wieder kracht ein Schuß, das junge Weib sinkt durch die Brust getroffen, zu Boden. Die Mörder ziehen mit dem Raube hohnlachend in ihren Wald. Drei Kinder blieben noch. Das jüngste, ein Brustkind; der älteste Knabe zwölf Jahre alt, rast wie ein Wahnsinniger die ganze Nacht durch die Stube. Das kleinste schreit vor Hunger. Der Bruder legt es an die Brust der toten Mutter, und das Kindlein trinkt sich satt am Blut, das aus der Brust der Mutter quillt.“

Es mag ja natürlich erscheinen, daß die Gasse, wo sie sich selbst überlassen ist, sobald einmal alle Bande frommer Scheu gerissen sind, den niedrigsten Instinkten folgt und sich in Zeiten der Leidenschaft in Blut berauscht. Aber die französische Revolution duldet nicht nur den Mord, den Raub, die Plünderung, sie amnestiert nicht nur die Verbrecher, sondern ihre vornehmsten Vertreter benutzen das Verbrechen als Mittel

zur Erreichung des letzten und größten Zieles: der Freiheit, der Brüderlichkeit und der Gleichheit. Allerdings sprach einer der Wortführer die Meinung aus, daß, wenn die Republik fest gegründet werden soll, die Bevölkerung auf die Hälfte reduziert werden müsse. Soll dieses Ziel erreicht werden, so müssen die Leidenschaften und die Wut der Gasse Meister Samson ihre Hilfe leihen.

Unter die Herrschaft der Gasse sind aber vor allem die Wahlen gestellt. Wer verdächtig ist, nicht im Sinne der herrschenden Gewalten zu stimmen, wird, wenn anders er bis zum Wahllokal vordringt, durch Drohungen am Eintritt verhindert, wenn man es nicht vorzieht, ihn einfach niederzuschlagen, oder wenn man ihn nicht überhaupt unter irgend einem Vorwande des Stimmrechts beraubt. Im Durchschnitt werden die Wahlen von zehn bis zwölf Prozent der Wähler gemacht, jener Wähler natürlich, die ihre Gesinnungstüchtigkeit durch Taten erwiesen haben. So nahmen in Paris im Jahre 1791 an den Urwahlen von 81 000 Berechtigten nur 7000, in Chartres von 1551 nur 104 teil. Indem man die gemäßigten und anständigen Elemente beseitigt, schafft man einhellige Wahlen. Als die Stadt Montpellier durch den „Verein der eisenbeschlagenen Knüppel" gesäubert ist, da wird nach Paris berichtet: „Die Wahlen gehen jetzt in größter Ordnung vor sich, weil alle Übelwollenden sich zurückgezogen haben." Das Resultat? „Alle Hitzköpfe, alle aufrührerischen Schreier, alle Agitatoren wurden gewählt", so schreibt von den Wahlen des Jahres 1791 Dumouriez in seinen Memoiren, und Mirabeau stellt fest, daß neunzehn Zwanzigstel der Legislative kein anderes Gepäck als ihre Galoschen und ihre Regenschirme besaßen und daß ein großer Teil keinerlei Unterricht genossen habe. Und die Sitzungen endlich? „Man stelle sich den Hörsaal einer Hoch-

schule vor, wo Hunderte von Schülern miteinander Streit haben und jeden Augenblick bereit sind, sich in die Haare zu fahren. Ihre mehr als vernachlässigte Kleidung, ihre erhitzten Gestikulationen, ihr unvermittelter Übergang vom Schreien zum Kreischen, das gibt ein Bild, das sich weder schildern, noch mit etwas anderem vergleichen läßt." Und als Chor, der begierig in die Handlung eingreift, immer und immer die Galerie. „Sie darf nicht gesäubert werden, denn dann würde man „das Volk" von den Beratungen ausschließen; die Äußerungen der Galerie sind „Anwandlungen von Vaterlandsliebe". Es fehlte nur das eine, daß man den Zuhörern die Privilegien der Gesetzgebung übertrug und die Maßregelung jener Deputierten forderte, die sich durch Klagen über ihre Beleidiger der Beleidigung der Volksmajestät schuldig machen. Und auch dieser Antrag hat nicht gefehlt. Er hat so wenig gefehlt, wie die Forderung Desmoulins', daß jedermann mit dem Rechte ausgestattet werde, die Verschwörer mit dem Tode zu bestrafen. Und die Volksgerechtigkeit begnügt sich nicht, den zu strafen, der verdächtig ist, sondern trifft auch jenen, der verdächtig werden könnte.

Sind aber erst die Gegner im Parlamente zum Schweigen gebracht, sind die Lieblinge der Straße ihrer Sache sicher, dann wird man aus Robespierres Munde die Erklärung vernehmen: „Es ist notwendig, daß diejenigen, die das Volk auf die obrigkeitlichen Stellen berufen hat, die ganze Volksgewalt haben, die dem Staatsoberhaupte zukommt." Und Danton wird den offenherzigen Satz hinzufügen: „Wir gehören zum Gesindel, wir gehen aus der Pfütze hervor; ginge es nach gewöhnlichen Grundsätzen der Menschlichkeit, so würden wir bald wieder in der Pfütze liegen. Wir können nur herrschen, wenn wir es verstehen, den Menschen Schrecken einzujagen." Nach den

Septembermorden hat er, der Justizminister, den Banden, die das Blutbad angerichtet haben, gedankt und seinen Glückwunsch ausgesprochen. Ein bißchen Blut muß schon fließen. Und es darf nicht zu schnell fließen. Die raffinierteste Grausamkeit muß erst dazu dienen, daß Dantons Dank wirklich verdient wird.

Diese Grausamkeit paart sich, wie so oft, mit Wollust; der Marquis de Sade hat nicht umsonst gelebt. Das Peitschen von jungen Mädchen, vor allem von Nonnen, denen man vorher die Kleider herabreißt, die Schändung des Leichnams der „zu rasch getöteten“ Prinzessin Lamballe, die bluttriefenden Orgien, die Mainvielle, Tournal, Duprat und Jourdan in Avignon feiern, die qualvolle Ermordung von Kindern, der stete Wechsel zwischen Notzucht und Gemetzel, das langsame Töten der Opfer, Pinard, der mit Vorliebe Frauen und Kinder eigenhändig abschlachtet, Grandmaison, der die flehend über den Schiffsrand gestreckten Hände der in das Wasser gestürzten Opfer von Nantes mit dem Säbel abhaut — das ist ein Millionstel des lebenden und toten Inventars in dem Tempel, den sich Wollust und Blutgier gemeinsam erbauen.

Hier trifft das Bedürfnis der Dekadenten, die in den Schauern der Revolution eine willkommene Aufpeitschung ihrer Nerven erblicken, mit den brutalen Leidenschaften des Fleischhauers zusammen, um ein Gesamtbild von grandioser Scheußlichkeit zu erzeugen. Die Brüder Goncourt und als Experte vor allem Rétif de la Brétonne haben uns dieses Bild zum Gedächtnis bewahrt. Hier wird die graziöse Zeit des Rokoko im Sumpfe der Gemeinheit erstickt. Gewiß, auch für die Zeit, die der Revolution voranging, war die Wollust durchaus die herrschende Leidenschaft gewesen; wie in den Tagen der Julia und der Messalina war eine Epoche heraufgezogen, in der das

Weib die Herrscherin war. Denn noch immer zeigte die Menschheit, wenn die Zeit **erfüllet** ist, wenn die großen Umwälzungen heraufzogen, einen müden und abgespannten Zug, so daß von dem sittlichen Leben nur noch das körperliche übrig bleibt, das nun wiederum, weil ihm die innere frische Jugendkraft fehlt, der künstlichen Reize von außen bedarf. Diese frivolen Zeiten hat Fichte einmal die Zeiten der vollendeten Sündhaftigkeit genannt: „Es ist ein ungeheures und doch mattes Leben, es sind fessellose und doch abgestumpfte Kräfte, die das Drama des Lebens vollbringen, ohne einen sittlichen Verstand in ihr darzustellen. Es gibt keine Natur, es gibt keine Bildung in diesen Zeiten, überall nur die Prosa der Selbstsucht ohne ihre Kraft, die Ohnmacht des Genusses ohne seine Poesie.“ Es ist das Jahrhundert der Frau gewesen, das in der Schamlosigkeit versank. Hier haben beide Geschlechter die gleiche Last zu tragen. Wenn das sexuelle Leben sich prostituiert, so senkt sich die Zunge der Wage nach keiner Seite. Und wenn auch die Brüder Goncourt, diese feinsinnigen Bewunderer der Grazie, mit Anteil eines Jahrhunderts gedenken, von dem nichts blieb, was „nicht von der Wollust geschaffen, berührt und, wie eine Reliquie der göttlichen Gnade, bewahrt wurde“, so wenden sie sich doch mit Entsetzen von jener Ausgangszeit ab, in der die Frauen das Wesen ihres Geschlechtes so völlig aufgaben: „Die Schamhaftigkeit war schon tief gesunken in den Frauen, die im Jahre 1791 den Gerichtssaal füllten, wenn über Sittlichkeitsverbrechen verhandelt wurde, sie war tot in den Unseligen, denen man später, wenn sie am Pranger standen, die Hände binden mußte, damit sie sich nicht entblößten; sie war tot auch in den jungen Mädchen, die, als Mörderinnen zum Tode verurteilt, auf dem Wege zur Guillotine unsaubere Lieder sangen.“

Ruht nicht auch auf diesem geheimnisvollen Boden eines der Motive, die fast stets in Revolutionen und Revolten die Frauen auf die Straße und in den Kampf treiben? Zweifellos. Denn nur so ist die grausame Blutgier völlig zu erklären, die gerade das weibliche Geschlecht in solchen Zeiten beweist. Natürlich ist hierin nicht die einzige Wurzel gegeben; Hunger, Haß, komödienhafte Eitelkeit, zuweilen auch, wie in der Perowskaja, ein mißgeleiteter politischer oder sittlicher Idealismus tun das ihre, um solche Frauen dem Wesen ihres Geschlechtes zu entfremden. Aber fast stets haftet ihnen ein leiser oder starker Hauch der Perversität an. Diese leidenschaftliche Teilnahme der Frau an der Revolution ist noch heute für die Bewegung in Rußland ebenso charakteristisch, wie es bezeichnend ist, daß sie im Aufstand der Niederländer, in der Revolution Cromwells und im amerikanischen Freiheitskampfe, also überall dort völlig verschwindet, wo sie mehr als die blutige „Kleinarbeit" hätte verrichten müssen. Die Wollust des Martyriums, die dem Gefühl, nicht der Intelligenz entspringt, zugleich die größere Fähigkeit des Leidens, die das künftige Schicksal schon in der Vorstellung leichter erträgt als der Mann, sind Momente, die in diesem psychologischen Zusammenhang nicht fehlen dürfen. Vor allem in Rußland, über dessen Volk stets eine mystisch-religiöse Wolke ruhte, in deren Schatten vor allem das Heldentum des Leidens gedeiht. Fast in jedem Nihilistenprozeß stehen deshalb Frauen neben den Männern vor dem Richter. So in dem Prozeß Dolgusch (2), so im Prozeß der Fünfzig (8), so in dem Prozeß der 38 Bauern (31); auch in das Verfahren gegen die sechs Mörder Alexanders II. waren zwei Frauen verwickelt. Unter den Propagandisten der Tat, die heute für Rußland die Freiheit Robespierres erkämpfen wollen, ist aber die Zahl um so

größer, je mehr die Emanzipationsbestrebungen und vor allem das Studium das Weib seinem eigentlichen Berufe entzieht. Mehr als drei Viertel aller Verschwörerinnen stehen im Alter von 14 bis 39 Jahren, also im Alter des Werdens. Unter ihnen wieder finden sich, wie Krause in seiner Physiologie des Verbrechens ausführt, hauptsächlich jene „Weibmänner", die ernste Verschwörungen stiften, reichen Erben nachjagen, um die Bundeskasse zu füllen, die Gefangenen entführen, die Schließer bestechen, als Zofen und Krankenpflegerinnen überall Eingang finden und eine Propaganda treiben, in der sie einzig sind. Deshalb nennt sie Bakunnin seinen „kostbarsten Schatz".

Noch ein Wort von Despine: „In allen psychischen Epidemien hat die Frau sich durch außerordentliche Extravaganz und Exaltation hervorgetan, denn ihre Natur ist instinktiver und erregbarer im Guten und Bösen." So sind auch ihre sozialen Anschauungen häufiger Ansteckungen unterworfen, und wenn sie in ihrem leidenschaftlichen Schwunge sich vom Manne gestützt fühlt, übertrifft sie ihn an Tollheit. An sich besitzt wohl andererseits die Frau eine helle Fähigkeit für alles Persönliche und Unmittelbare, sie sieht in den Dingen nur die Person, wie ja stets ihre Grundsätze im Affekte wurzeln; sie wird dem Allgemeinen, Unpersönlichen gegenüber stets unklar und unsicher sein.

So war auch in den einzelnen Phasen der christlichen Revolution das Werk der Frauen durchaus persönlicher Art; sie schufen nicht mit an dem reichen Gewebe der Ideen — kein neuer schöpferischer Gedanke entsprang ihrem Kopfe — sondern, was sie an Großem vollbrachten, das entstammte der Welt ihres Gefühles. Als Maria Kleophas, Salome und Johanna, das Weib des Kusa, zur Grabesstätte zogen, in der des Herrn Leib ruhte, und als dann Maria von Magdala

folgte und den Leichnam des Vielgeliebten vergebens suchte, da wurde sie die erste Zeugin des großen Wunders der Auferstehung, und noch heute „schwebt der von ihrem Zartsinn geschaffene Schatten über der Welt". Und Frauen waren es, die alsbald die Grundlage der größten christlichen Tugend, der Barmherzigkeit, legten. Ihnen hat zum Lohne das Christentum das Größte gebracht, es hat sie aus unsicherer und demütiger Lage befreit und ihrer Seele den gleichen Wert wie der Seele des Mannes gegeben.

Den Kriegsgerichten, die über die Kommunarden zu urteilen hatten, wurden 1051 Frauen überwiesen. Lissagaray, der Marschall der Kommune, hatte sie und ihre weiblichen Genossen in einem Hochgesang gefeiert, in dem er sie mit den Heldinnen der großen Revolution verglich: „Die Frau, welche die ins Feuer ziehenden oder zurückkehrenden Nationalgarden begrüßt oder begleitet, ist die echte Pariserin. Das unreine Zwittergeschöpf, das im kaiserlichen Schlamm geboren ist, die Madonna der Dumas und Feydeau, ist ihrer Kundschaft nach Versailles gefolgt oder beutet in St. Denis die preußische Goldgrube aus. Die Frau, die jetzt das Pflaster einnimmt, ist die starke, die hingebende, die tragische Pariserin, die zu sterben wie zu lieben weiß, die Pariserin von jener reinen, edlen Ader, die als unsere höchste Revolutionshoffnung seit 1789 lebendig in den Tiefen der Volksschichten rinnt."

Wie diese „tragische Pariserin" aussah? Der preußische General Albert von Holleben hat sie gesehen: „Gewaffnet, halb nackt, Megären, schlimmer, bösartiger und grausamer als die Männer." Und General von Pape hat sie sogar bei der Arbeit erblickt; er schrieb entsetzt nach Berlin: „Weit schlimmer als die wütendsten Insurgenten sind die Frauen. Diese laufen mit Revolvern und Messern in den Händen in

den Stadtteilen umher, die noch in ihrem Besitz sind, rauben in den Häusern, was sie können, und morden, was sie Lust haben, und sie haben viel Lust. Auf den Buttes Chaumont, wo die Insurgenten ihre letzten Batterien haben, sah ich selbst Weiber die Geschütze bedienen." Als es gilt, à „rostopchiner Paris", die Hauptstadt wie einst Moskau in einen Aschenhaufen zu verwandeln, da erstand das Geschlecht der Petroleusen; sie schleppen Spritzen herbei, um den brennbaren Stoff über die Häuser zu schütten.

Und wie anders als das Bild Lissagarays, des Helden dieser Kommune, die nach Bebels Wort hinter das Geheimnis ihres Wesens gekommen ist, die Gesetze ihrer Entwickelung entdeckt hat und sie jetzt zweckbewußt für ihre Weiterentwickelung anwendet, ist das Bild, das Augenzeugen, das vor allem die Enquête parlamentaire entwirft! Hier wird festgestellt, daß fast alle, auch die verheirateten Frauen unter ihnen, mehr oder weniger sittenlose Personen waren. Man hatte ihnen eine Zukunft ohne Sorge als glänzenden Köder in Aussicht gestellt, und viele von ihnen, durch die sozialistischen Theorien verführt, glaubten an eine neue Ära. Faulheit, Mißgunst, der Durst nach unbekannten und doch heißersehnten Genüssen trugen weiter zu ihrer Anfeuerung bei, und so warfen sie sich mit Ungestüm in die revolutionäre Bewegung. Maxime du Camp aber urteilt: „Was die Rolle der Frauen während der Kommune betrifft, so müßte eine Abhandlung über die begangenen Gemeinheiten einen Moralisten oder Irrenarzt reizen, ihren Scharfsinn darzutun." Niemand hat sich so wild gezeigt bei der Ermordung der Dominikaner, wie sie; eine der Frauen, die jüngste, eine kleine, hübsche Blondine, warf sich auf die Gefahr hin, selbst von den Kugeln getroffen zu werden, mitten auf die Straße, lud ihr Chassepotgewehr und feuerte es ab

mit dem Rufe: „Ah! die Feigen, sie retten sich!“ Nach den Berichten eines Kommunarden übertrafen auch bei der Ermordung der Geiseln die Frauen ihre männlichen Gefährten um vieles. Eine von ihnen, namens Epilly, wollte bei der Erschießung Feuer kommandieren und schoß schließlich selber einen nieder, weil ihr das Zuschauen nicht mehr genügte; eine andere bedauerte nach Ermordung der Geiseln, keinem die Zunge herausgerissen zu haben. Alle diese Frauen hatten nur den Ehrgeiz, den Mann an Scheußlichkeiten zu übertreffen. Sie waren grausam, unerbittlich im Aufspüren von Flüchtlingen; als Krankenpflegerinnen gaben sie den Kranken Vitriol, um sie zu töten; als Lehrerinnen ließen sie die Kinder alles verfluchen, mit Ausnahme der Kommune; in den Klubs verlangten sie das Frauenstimmrecht, die volle Gleichheit, und verbargen unter diesem Freiheitsverlangen den Wunsch nach der Polyandrie, die sie in der Praxis eifrig übten.

Die Frauen der großen Revolution treten uns kaum in anderem Gewande und mit anderen Gesichtszügen entgegen, seitdem die Kauserien der Salons verstummten und die Entscheidung der Zukunft auf die Straße getragen wurde. Hier hat Rosa Lacombe in einer mit rasendem Beifall begrüßten Rede im Jakobinerklub am 3. April 1793 die weibliche revolutionäre Psyche am freiesten enthüllt: „Man muß sich der Aristokraten versichern und sie den Feinden, die unter Dumouriez’ Führung auf Paris marschieren, entgegenschicken. Wir werden ihnen bedeuten, daß, falls sie Verrat üben, ihre Frauen und Kinder erwürgt und ihre Besitzungen eingeäschert werden. Ich will nicht, daß die Patrioten ausziehen, ich will, daß sie Paris bewachen. Unterliegen wir, so wird der erste, der da zögert, das Feuer anzulegen, sofort erdolcht. Ich will, daß die besitzenden Klassen, die alles aufgekauft haben, um die

Lage des Volkes zu verschlimmern, die Tyrannen umbringen oder selbst umkommen." Rosa Lacombe ist auch die Führerin der Geschlechtsgenossinnen auf den Galerien des Parlaments; als Robespierre seine Verteidigungsrede hielt, waren mit ihr etwa 800 Weiber im Saal anwesend. An einem anderen Tage sind nach dem Briefe eines Deputierten sogar 2—3000 Weiber da, die von dem Klub der Jakobiner organisiert und diszipliniert wurden und ihr Getöse so beharrlich fortsetzten, daß die Sitzung geschlossen werden mußte. Während der Oktobersitzung, in der die Erklärung der Menschenrechte durchgesetzt werden soll, dringen ganze Scharen von ihnen in den Sitzungssaal, sie mischen sich unter die Deputierten, setzen sich auf ihre Bänke, stimmen mit, bedrohen und beleidigen den Präsidenten, während auf der Galerie ein Fischweib das Kommando führt und ihren Genossinnen das Signal zum Brüllen oder zum Schweigen gibt. Zuweilen interpelliert sie auch die Deputierten, liest ihnen den Text oder zwingt ihnen Dekrete ab.

Und bei alledem blieben diese Frauen doch nur ein Werkzeug in den Händen der Parteiführer, wenn sie nicht, wie später sogar Rosa Lacombe und Olimpe de Gouges, Werkzeuge ihrer Liebhaber wurden. Wann immer die Terroristen ein günstiges Votum erlangen wollten, wie die Errichtung einer Bildsäule für Marat oder das unbeschränkte Recht der Haussuchung — die Volkssouveränität kennt auch nicht die Heiligkeit des häuslichen Herdes, und den Ordnern ist es erlaubt, in jeden Winkel zu dringen — so ließ man den Antrag durch die Société fraternelle beantragen; wollte man der Nationalversammlung den Maulkorb anlegen und die Stimme eines gemäßigten Redners ersticken, so ließ man die Républicaines révolutionaires auf den Tribünen erscheinen. An den Tagen festlicher Hinrichtung saßen diese Furien im Kreise hart

an der Guillotine und klammerten sich an die Bretter des Schaffots, um den Todeskampf näher zu betrachten, und sie überschrieen das Geschrei der Opfer mit Gelächter und Tanz.

„Die Frauen," schreibt Legouvé, „sind während der Revolution in die Domäne der Politik gedrungen, sie haben en masse von ihr Besitz genommen, und drei Jahre lang haben sie mit uns die Hauptrolle in der Presse, in den Klubs, bei den Revolten und selbst bei den Schlächtereien gespielt." War diese Erfahrung günstig für sie? Ich greife in die Memoiren jener Zeit und öffne das wunderliche Tagebuch der Madame Duchesne und lese darin folgende charakteristischen Worte, denen ich ihre Eigenart lassen will:

„Bemerkten Sie schon," sagt Mutter Duchesne zu der anderen Alten, „welchen Reiz die Frauen haben, seitdem sie die Luft der Freiheit atmen? Wie sie jetzt frisch und munter aussehen? Himmel, wie sich das ändert! Die Mütze wie ein weiblicher Dragoner aufs Ohr gedrückt, die Haare an den Schläfen gedreht wie der Schnurrbart des Papa Duchesne, und bei aller Ungeniertheit welch imponierende Haltung!"

„Wie das in den Klubs schwatzt, Wetter noch einmal! Wie es seine Gründe auseinandersetzt! Die Worte überstürzen sich, als ob sie ihre Litanei herunterbeten! Wie sie sich zum Worte drängen, sich ablösen! Ich mische mich nicht in das Geschwätz!"

Das sind nicht die Frauen der ersten Zeit, die aus Hunger revoltieren und im Anblick der Verschwendung, die der Hof treibt, in der Empörung über den Müßiggang der Privilegierten ihr Elend doppelt empfinden — das sind auch nicht mehr schöngeistige Frauen, die in der Beschäftigung mit der Politik eine neue und angemessene Zerstreuung finden, und die statt der gewohnten Theater die Parlamentslogen besuchen,

Damen, die der Sensation bedürfen, um ihre Nerven aufzureizen, und die, wie Voltaire schon vierzig Jahre vorher prophezeite, der Verse, der Tragödien, der Lustspiele und Romane, der Opern, der romantischen Geschichten, der Unterhaltungen über Anmut und Tand überdrüssig werden und über Getreide und Steuern zu räsonnieren beginnen; da schreibt nicht mehr eine Madame de Boufflers Betrachtungen nieder über den Absolutismus, und auch Madame Roland hat das Schicksal der Revisionisten ereilt — hier sind die niedrigsten Instinkte wachgerufen und sie begehren und erhalten die Herrschaft.

Aber von hier zurück zu den Schöngeistern und denen, die mit den neuen Ideen nur zu kokettieren gedachten, von der finsteren Gasse zu den hellerleuchteten, zierlichen Salons der Marquise von Montesson, der Madame de la Regnière, der Frau von Héricourt und der Stael führt eine ungebrochene Linie, und Rosa Lacombe ist zuletzt nur die Erbin jener räsonnierenden Salons gewesen, in denen man einst so graziös und so leichtsinnig gewesen war. So waren Robespierre und St. Juste wie die Pikenmänner und die Sansculotten in direktem Erbgang von Rousseau her zur Macht über die Köpfe gelangt.

Mirabeau war der Erfüller gewesen, er war es, der die Grenze für das neue Reich der neuen Ideen zu finden suchte, der die Fluten zugleich gewähren lassen und doch so weit eindämmen wollte, daß sie Fruchtbarkeit schaffen, aber nicht zerstören sollten; aber als er starb, da stürmten die Wilden über ihn weg, um auf den Trümmern des von ihm zerstörten Feudalstaates den neuen Zukunftsstaat der Volkssouveränität zu errichten.

Denn so grauenvoll die Folgerungen waren, die alsbald die Jakobiner zogen, so hat doch die Geschichte es längst fest-

gestellt, daß damals, als Ludwig der Fünfzehnte in der Fülle seiner Sünden schied, die Zeit erfüllet und die Ernte reif war für den Sichelschnitt. Wie hätten die Ideen, die Rousseau und all die anderen in sich trugen, so gewaltige Verbreitung gefunden, wenn nicht die Zeit nach Licht und Wahrheit, nach Befreiung von den Mißbräuchen und dem Elend eines verrotteten und unheilbaren Staatswesens und gesellschaftlichen Zustandes rang? Es ist eine von der Enge persönlichen Vorurteils bestimmte Auffassung dieser stürmischen, mit unendlicher Kraft dahinbrausenden Zeit, wenn selbst Talleyrand, der doch, um seinem Vaterlande zu dienen, allen Parteien gedient hat, die Meinung verficht, nur Literaten gebühre die Ehre oder das Brandmal, die französische Revolution hervorgerufen, geleitet und verbreitet zu haben, es sei hier nur aufgegangen, was ein nach Licht und Wahrheit ringendes Jahrhundert ausgestreut habe, erst in zweiter Linie aber komme das Wesen der Regierung, die Unfähigkeit der Staatsleiter, die schlechte Finanzverwaltung und die soziale Unzufriedenheit in Betracht. Es mag ja wohl schon durch Broschüren und Zeitungsartikel eine plötzliche Revolte entstanden sein, aber noch niemals ist durch sie eine Revolution hervorgerufen worden. Revolutionen werden nur aus andauernden und tiefgehenden Ursachen entstehen, sie werden auch dann nur siegreich sein können, wenn das, was sie anstreben, dem unbewußten Wunsche und dem latenten Bedürfnis der Menschheit entspricht. Und ein Irrtum ist auch die materialistische Meinung, daß Mangel und Hunger die einzigen und letzten Ursachen der Revolutionen sind. Sie werden stets nur den Ausbruch hervorrufen und beschleunigen, sie werden vielleicht auch denen einen Schein des Rechtes geben, die später die Politik als den Mantel benutzen, um ihre blutgierigen und wilden Instinkte hinter ihm zu verbergen, aber

sie werden niemals aus eigener Kraft zu jenen die ganze Menschheit erschütternden und umwälzenden Katastrophen führen, die von der Nachwelt als Revolutionen anerkannt werden. Und weiter ist es ein Irrtum Lombrosos, daß die Mehrheit, also ein rein mechanisches Prinzip, hier und stets der Richter sein, daß sie allein eine politische Bewegung legitimieren oder verurteilen könne. Alle weltgeschichtlichen Revolutionen sind gegen die Mehrheit durchgefochten worden, die erst durch den Erfolg mitgerissen wurde und gerade durch ihre Teilnahme wieder diesen Erfolg gefährdet und beschränkt hat. Was die Masse mit roher Faust ergreift, das wird sie stets zerbrechen, und wo der Instinkt ungezügelt herrscht, dort wird er die Wohltat in Plage verwandeln. Wer wollte Malesherbes, Larochefoucauld und Mirabeau auf die gleiche Linie stellen mit Robespierre, Marat und St. Juste?

Und wer wollte das große Befreiungswerk, das die französische Revolution darstellt, als das Werk der Massen anerkennen? Sie sind zuerst gedankenlos, dann mit einer von der Wildheit des Augenblicks aufgepeitschten, durch die suggestiven Wirkungen des Nachahmungstriebes bestimmten Leidenschaftlichkeit gefolgt, aber sie blieben an Gedanken so arm, wie sie es vorher gewesen waren. Sie haben nicht gefördert, sondern gehemmt; denn ihr Eingreifen hat zu einer Reaktion geführt, die von denselben Männern, die einst mit glühender Begeisterung für die neuen Ideen der Freiheit eintraten, dankbar begrüßt worden ist, sie hat es verschuldet, daß noch lange Jahrzehnte vergehen mußten, ehe die guten und nützlichen Früchte der Revolution das Gemeingut der gesamten Kulturwelt wurden.

Droht heute sich nicht zu wiederholen, was einst geschah? Auch heute besteht kein Zweifel, daß in Rußland das auto-

kratische System einer Umwandlung bedarf, daß die Herrschaft der bureaukratischen Routine und ihrer natürlichen Schwester, der Korruption, gebrochen werden muß, daß eine Brücke notwendig ist, die hinüberleitet zu dem europäischen Kulturbau. Es besteht kein Zweifel, daß die Gemeindewirtschaft, die einst als Gegengewicht gegen die Befreiung der landarmen Bauern gedacht war, zur Vernichtung reif ist, daß die riesigen Landstrecken, die den Großfürsten zu eigen sind, ebenso wie das unmeßbare Vermögen der toten Hand eine Belastung der wirtschaftlichen Entwickelungsfähigkeit bilden, die nur mit den Wirkungen des altrömischen Latifundienwesens in Vergleich zu stellen ist. Und es muß eingeräumt werden, daß die russische Intelligenz den Anspruch erheben darf, einen Einfluß auf die Geschichte des Landes zu gewinnen. Aber schon jetzt hat die rohe Gesetzlosigkeit, die im Terrorismus das Ventil findet, nicht nur die Sympathien des Westens zerstört, sondern auch den besten und fähigsten Elementen des neuen russischen Lebens die Teilnahme am Kampfe fast unmöglich gemacht. Und hier fehlt selbst jene Möglichkeit des Erfolges, die in den Verfassungsstaaten des Westens die politische Durchbildung immer weiterer Teile des Volkes, ihre Loslösung von dem geistigen Dunkel der Masse durch die Eroberung der parlamentarischen Mehrheit vielleicht erzielen könnte. Die Spekulation auf die Feigheit der Regierungen allein kann nur Augenblickserfolge tragen; erst, wenn alle Wurzeln verfault sind, wenn kein Trieb mehr der Entwickelung fähig ist, dann wird der Zusammenbruch erfolgen.

Diesem Zustande war das Frankreich Ludwigs des Sechzehnten unmittelbar nahe gerückt. Le déluge, die Sintflut, die sein Vorgänger frivol heraufbeschworen hatte, mußte hereinbrechen, weil die Deichhauptleute selbst die Dämme durch-

stochen hatten. Die schwachen, unsicheren Hände des Erben konnten sie nicht mehr hemmen, selbst wenn sie vom besten Willen gelenkt wurden. Was Hegel von den Verhältnissen jener Epoche gesagt hat: „Der ganze Zustand Frankreichs in der damaligen Zeit ist ein wüstes Aggregat von Privilegien gegen alle Gedanken und Vernunft überhaupt, ein unsinniger Zustand, womit zugleich die höchste Verdorbenheit der Sitten, des Geistes verbunden ist, ein Reich des Unrechts, welches mit dem beginnenden Bewußtsein desselben ein Reich der Schamlosigkeit wird" — das trifft buchstäblich zu. Nicht Saint-Fond allein, der Minister, den der Marquis de Sade in seinem furchtbaren Buche „Juliette" schildert, nicht nur eine Phantasiegestalt mochte die Worte brauchen: „Der Staatsmann würde ein Narr sein, der nicht das Land für seine Vergnügungen bezahlen ließe. Was geht uns das Elend der Völker an, wenn nur unsere Leidenschaften befriedigt werden? Wenn ich glaubte, daß Gold aus den Adern der Menschheit fließen könnte, so würde ich einen nach dem andern zur Ader lassen, um mich mit diesem Blute zu füttern." In einer Zeit, in der es längst vergessen ist, daß jedes Privileg, jedes Vorrecht verstärkte Pflichterfüllung als einzige Begründung haben darf, in der die Günstlinge des Lebens ihren Gelüsten nichts, den Verstoßenen alles, selbst den Bissen Brot versagen, in einer Zeit, da der Staat nur noch ein herzloses Ungeheuer ist, das nur fordert und niemals gewährt, muß selbst der versklavte Geist einen Augenblick finden, in dem er sich vor die Frage stellt, ob dieser Zustand gerechtfertigt sei, ob die Gesetze der Vorsehung Arbeit und Genießen unabänderlich voneinander getrennt haben. Es mag leicht ertragen werden, wenn das Privilegium den Lohn für Dienste bildet, die der Allgemeinheit wirklichen Nutzen bringen; aber wenn sie nur das Erbe ver-

schollener Zeiten bilden oder ihren einzigen Grund in Herrengunst finden, wenn sie nur einer Menschenklasse dienen, die genießen will, ohne zu schaffen, die leben will, ohne zu arbeiten, die alle Ämter begehrt, ohne sie auszufüllen, und alle Ehren beansprucht, ohne ihren Wert zu erweisen, dann müssen Haß und Neid erwachen, und wenn sie nicht zur Tat schreiten, so wird die Not ihnen den Dolch in die Hand drücken. Nur tiefe Erkenntnis und ein starker Wille werden den Zusammenbruch verhüten und durch rechtzeitige Reform die blutige Revolution verhindern. Auch Gracchus ist gefallen; aber, vom tötlichen Streiche getroffen, schleuderte er den Staub gen Himmel, indem er die rächenden Götter zu Zeugen aufrief, und aus diesem Staube entstand Marius, der in Rom die Privilegierten in den Staub trat. In Frankreich war für die Aristokratie dem Alter der Herrschaft das Alter der Vorrechte gefolgt; es konnte folgerichtig, seitdem sie eigenen Verdiensten entsagte, nur noch das Alter der Nichtigkeit kommen.

Die entscheidende Frage wird aber nicht nur lauten: Waren die Zustände unerträglich? sondern zugleich: War jede Möglichkeit ausgeschlossen, sie auf friedlichem Wege vernünftig umzugestalten? Und lehnten die privilegierten Klassen es ab, die Hand zu dem Reformwerk zu bieten? Hat nur die Guillotine und die Schreckensherrschaft es erreichen können, daß der alte Staat zertrümmert und den modernen Ideen eine Gasse bereitet wurde? Nur das Vorurteil wird hier die rechte Antwort verfehlen.

Unter der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten, der nicht mehr durch die glänzende Persönlichkeit und die unvergleichliche Herrscherkunst seines Vorgängers den Despotismus erträglich, ja sogar zu einem Gegenstande der Verehrung zu machen wußte, der nicht mehr durch siegreiche Kriege dem

nationalen Bedürfnis nach Prestige zu schmeicheln verstand, blieb auch der bescheidenste Versuch aus, die politischen Einrichtungen fortzubilden und die soziale Lage der durch jene Kriege und die Willkür der herrschenden Klassen fast erstickten breiten Massen zu heben. Auch der Sonnenkönig hatte die große Aufgabe nicht zu lösen versucht, die führenden Stände aus der Selbstsucht zur Freiheit zu erziehen, er hatte vielmehr das einzige Ziel verfolgt, den Absolutismus zu stabilieren wie einen rocher de bronce, und er hatte, gestützt auf die mystische Lehre einer Vollmachterteilung durch Gottes Gnade, jedes Recht der anderen zu zerschmettern getrachtet. Aber wie dem glänzenden Absolutismus der jungfräulichen Königin, sobald das Genie vom Throne stieg, der Zusammenbruch der Erben folgen mußte, wie alle Herrlichkeit des Fridericianischen Regimentes schon versunken war, ehe der Tag von Jena heraufstieg, so mußte auch in Frankreich die Zeit der Vernichtung nahen, sobald der zusammenfassende zielsichere Wille fehlte. Nicht jeder Mensch findet vollen Ersatz auf dem Erdenrund, und noch immer wird die Persönlichkeit ihren Platz in der Geschichte behaupten. Fehlt die Persönlichkeit, deren starker Wille die Welt bezwang, so werden gerade aus der Zahl der Unterdrückten neue Kräfte die leere Stelle zu gewinnen suchen, Kräfte, die unter dem Zwange nur zu doppelter Stärke emporwachsen.

Denn auf die Dauer läßt sich der Menschheitswille nicht unter den einzelnen beugen. Seltsam, daß nicht schon unter dem Nachfolger Ludwigs des Vierzehnten die Flammen zum Himmel schlugen. Aber noch war die Zeit nicht reif, noch waren durch die Arbeit Rousseaus und der anderen nicht die neuen Theorien verbreitet und durch das phantastische Bild eines Zukunftsstaates die Geister nicht in Taumel versetzt worden.

Und noch waren die größten Mißhandlungen, die eine Regierung über ein Volk verhängen kann, nicht vollzogen worden. Noch hatte ein schwächlicher Lüstling nicht das Wort: „L'état c'est moi," das man vom Starken kaum ertragen konnte, aufgenommen und in die Formel gekleidet: „Mir allein wohnt souveräne Macht inne. Mir allein steht ohne Abhängigkeit und Teilung gesetzliche Macht zu. Von mir allein geht die öffentliche Ordnung aus, deren oberster Richter ich bin. Mein Volk und ich sind eine Einheit, und die Rechte und Interessen der Nation, die man vom Monarchen trennen will, sind notwendig, weil sie mit den meisten identisch sind, und ruhen nur in meinen Händen."

Nur ein königlicher Feldherr oder ein reformatorischer Gesetzgeber, beide begabt mit einer die Zeit bezwingenden Kraft, konnte das Erbe der beiden Ludwigs vor der Vernichtung bewahren. Denn hoch hinauf, höher als der Giebel der Tuilerien, spritzte die Schlammflut. Es fehlte der königliche Feldherr wie der Reformator. So mußte das Schicksal seinen Gang gehen.

Den einsichtigen Despotismus kann in Zeiten siegreicher Kriege oder wirtschaftlicher Blüte ein Volk wohl ertragen, aber stets wird die Geduld eine Grenze finden, wenn die Gottähnlichkeit des Herrschers durch Niederlagen zerstört wird oder wenn sich der Hunger zu Gaste sagt. In Frankreich trafen beide Momente zusammen. Und nicht die Grausamkeit der Natur hatte das Unheil verschuldet, sondern eben das System des Despotismus, der durch übermäßige Privilegien, die er den Vornehmen schenkte, vergebens sich eine Leibwache gegen die künftigen Gefahren zu schaffen suchte. Treue, die erkauft ist, hält nur an, solange der Strom der Gnaden fließt; dauern wird nur die Treue, die das Verdienst um sich schart. In

Ludwigs des Fünfzehnten Zeiten haben wohl die obersten Klassen willig die Spenden des Königs entgegengenommen und zum Schaden des Staates auf Kosten der Schwachen vermehrt; bald aber werden sie im Mißgeschick die Welt mit demagogischen Anklagen gegen den Despotismus der Könige erfüllen. Sie werden die ersten sein, die allen Lehren, in denen die Autorität verworfen wird, eifrig ihr Ohr leihen, die einen, weil sie die Schwächlingsherrschaft verachten lernten, die anderen, weil sie selbst den Ideen der neuen Zeit, mit denen sie zuerst nur zu tändeln gedachten, sich nicht verschließen konnten, die dritten endlich, weil sie es fühlten, daß die Macht den Besitzer wechseln werde, und daß die Zeit gekommen sei, vor dem neuen Throne zu knieen.

Ludwig der Sechzehnte ist der Mann des guten Willens gewesen. Aber dem guten Willen gesellte sich nie die entschlossene Tat. Keine Gabe aber ist gefährlicher für den Herrscher, als ein Wille, der sich nicht bis zum Ziele durchzusetzen versteht. Er weckt Hoffnungen, denen die Enttäuschung folgt; er ruft Wünsche wach, denen die Erfüllung versagt bleibt; er macht Verheißungen, die nie zur Wirklichkeit werden. Und das Volk, das bisher nur bedrückt war, fühlt sich verhöhnt. Das Bild, das Ludwig der Sechzehnte bietet, scheint völlig verschieden von dem Friedrich Wilhelms des Vierten, und doch ist unstreitig mancher verhängnisvohe Wesenszug beiden Männern ebenso gemeinsam, wie die Ernte, die der blutige Aufstand brachte. Den Preußenkönig trieb eine von bunten Bildern künftigen, durch ihn geschaffenen Glückes erfüllte Phantasie zum steten Hinweis auf die nahen, glänzenden Erfolge; die Kräfte, die er so weckte, und die Gegenkräfte, die er gegen sich aufrief, trieben das Volk der Revolution in die Arme. Er liebte sein Volk, er träumte von Deutschlands Größe,

und er entging mit Mühe dem Volksgericht. Ludwig war nüchtern, verständig, im Gegensatz zu dem feingeistigen Romantiker Preußens nur dürftig gebildet, unbehilflich in Gedanken und Ausdruck, und ihn traf das gleiche Verhängnis. Beide waren rechtlich und wohlwollend, aber beide entbehrten des klaren Urteils über die Folgen ihres Unterlassens und Tuns, und dort, wo ein überlegener Geist ihnen zur Seite trat, wiesen sie ihn zurück.

Der letzte, der es vielleicht vermocht hätte, den Brand der Revolution, statt ihn zur lodernden, verheerenden Flamme emporschlagen zu lassen, kraftvoll einzudämmen, daß er nicht auch das Wohnhaus zerstöre, ist Turgot gewesen. Er hat es versucht, dem Übel bis an die Wurzel zu dringen und durch Reformen, nicht durch die Beseitigung vereinzelter Symptome, den Gefahren zu steuern. Die Aufhebung des Zunftzwanges war der erste Schritt. Hier war allmählich, was einst zum Schutze des Gewerbes und Handwerks dienen sollte, zu einer furchtbaren Plage, vor allem zu einem Mittel geworden, die leeren Kassen des Königs zu füllen. Übertriebene Gebühren hinderten den fähigsten Gesellen, der nicht Meistersohn war, in jene Aristokratie einzudringen, die in dem ererbten Besitz der Meisterprivilegien war. So blieb er stets abhängig, dienstbar, ein Proletarier. Als aber Turgot die Zünfte sprengte, da erklärte das Parlament, daß alle Franzosen in feste Körperschaften geteilt bleiben müßten, deren Kette vom Throne herab bis zum niedrigsten Handwerk ein Ganzes bilden müsse, unentbehrlich für die Existenz des Staates, für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Turgot suchte dem kleinen Bürgertum erträgliche Kreditbedingungen durch die Gründung von Kassen zu schaffen, er suchte Ordnung in das Steuerwesen zu bringen und Milderungen seiner Härten durchzusetzen, aber er scheiterte auch

hier. Nicht an dem Widerstande des Königs, sondern an der mangelnden Opferfähigkeit derer, die fünfzehn Jahre später selbst geopfert werden sollten. Als sie aber ein volles Verständnis für den Geist der Zeit und ihre Pflichten gewannen, als im Juni des ersten Revolutionsjahres der König, übereinstimmend mit dem Adel und dem Klerus, für eine gesunde Neugestaltung des Steuerwesens eintrat, als er bereit war, das Budget der Kontrolle und dem Votum der Ständeversammlung zu unterbreiten und jede Willkür auszuschließen, als er den Unfug preisgab, daß die arbeitenden Klassen bei der doppelten Belastung und bei der äußersten Anspannung der Hungerkraft die doppelten Steuerlasten trugen, um die steuerfreien privilegierten Nichtstuer zu erhalten, als er die Frohnfuhren abschaffen und die drückende Salzsteuer herabsetzen wollte, als er die Zollschranken im Innern des Landes niederzulegen und tausend wohltätige Einrichtungen zu schaffen gedachte, da war es zu spät. Darin liegt sicherlich eine tiefe geschichtliche Tragik, aber für den Steuermann, dem nicht nur das eigene Leben anvertraut wurde, gibt es keine ärgere Schuld, als dieses „Zu spät“.

Die Not, die bleiche, hohläugige Not, die den Menschen zuerst in feige Entmutigung stürzt, um ihn dann zu blutiger Verzweiflung zu treiben, ist des schwachen Königswillens Herr geworden.

Die Zeit, die vom Sturze Turgots bis zum Ausbruch der Revolution verging, war ausgefüllt mit Experimenten, die mißlangen, weil sie stets nur die Oberfläche streiften. Man kann nicht durch immer neue Anleihen das Finanzwesen eines Staates dauernd sanieren, man kann nicht Zufriedenheit stiften, wenn der Mann der redlichen Arbeit sich niemals sättigen kann, während ein kleiner Kreis von Wesen, die doch aus dem

Staube entstanden sind, das grimmige Wort Voltaires in Wirklichkeit übersetzen: „Die Götter haben sie nur eingesetzt, damit sie täglich Feste geben. Der Mensch ist nur zur Freude geboren, und unter den Notwendigkeiten des Lebens gebührt dem Überflüssigen der erste Rang.“ Als man daranging, die Lasten der Bauern und der schwächeren Schultern um die Hälfte herabzusetzen und die Verzehrungssteuern zu ermäßigen, da hatte die Not die Phantasie längst überheizt, und jedes verständige Gewähren rief nur die übertriebene Begierde der Unvernunft hervor. Der klügste und nüchternste Beurteiler jener Zeit, Arthur Young, sagte einmal, daß es nur einer Abstimmung bedurfte, um durch die Annahme der Reformvorschläge die Flut in ein ruhiges Bette zu leiten: „Wenn die Vertreter des dritten Standes starrsinnig genug sind, abzulehnen, was man ihnen vorschlägt, setzen sie ungeheure, bereits gesicherte Wohltaten aufs Spiel und laufen Gefahr, von der Nachwelt verflucht zu werden, statt daß sie ihr Andenken als das wahrer Patrioten, die nur das Glück ihres Landes im Auge haben, aus tiefstem Herzen segnen würde.“

Achtzehn Jahre, die seit Turgots Rücktritt vergingen, sind nur ein kurzer Zeitraum, sie sind kaum ein Tropfen im ewigen Meere der Menschheitsgeschichte. Aber wie der Ozean wechselt zwischen Ebbe und Flut, so auch der Ozean des Lebens. Wenn die Stunden der Flut gekommen sind, dann drängen sich in kurzem Zeitraum Entwickelungen, die sonst Jahrzehnte gebrauchen, dann steigert sich alles Verlangen und alles Leisten, und mit den Menschen wachsen auch ihre Wünsche. Die Nüchternheit schwindet, und die Phantasie nimmt ihren Platz ein. Was eben noch als ein Ziel erschien, des Schweißes der Edelsten wert, das tritt zurück vor dieser Sehnsucht nach etwas Unerhörtem.

Über den Lärm hinweg, der eine gerechte Verteilung der Lasten fordert, dringt jetzt der Ruf nach einem Anteil an der Kontrolle der Verwaltung, nach parlamentarischen Rechten. Eben erst will der dritte Stand den anderen Ständen gleichgestellt sein, und ehe der Herrgott noch einen Atemzug tut, fordert man die Anerkennung als ausschließliche Vertretung der Nation. Eben wollte er mit dem Könige regieren, und schon will er über ihn herrschen. Und bald wird er ihn seiner letzten Rechte entkleiden und den Citoyen Capet auf das Schafott senden. Und sie, die den alten Staat nur reformieren, seines feudalen Charakters berauben wollten, die sich befriedigt erklärten, wenn gleiches Recht für alle geschaffen würde, sie werden alsbald darangehen, den halb phantastischen, halb mathematisch konstruierten Naturstaat Rousseaus zu erbauen und die Menschenrechte zu verkünden. Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück.

Und immer trat der Heftige dem Besonnenen auf die Fersen. Auf eine Bewegung, die von der gebildeten Welt ausging, folgte die Revolution der Halbgebildeten, und bald genug werden die Kräfte, die in der untersten Tiefe gebunden waren, emporsteigen und allen Raum für sich fordern. Hatten zuerst die Ideen der Philosophen und der Soziologen bei der tiefen Unbildung der großen Masse nur die obersten Schichten ergriffen und die bürgerlichen Kreise nur an wenigen Punkten berührt, hatte man hier den Theorien nachgesonnen und sie für das Staatsleben umzuformen gesucht, so greift alsbald die Halbbildung die Schlagworte heraus, formt sie für neue, fremde Zwecke und entzündet an ihnen die populäre Leidenschaft. Jedes Schlagwort wird zum Dogma, wird um so brünstiger verehrt, je weniger es konkrete Vorstellungen erzeugt; in den Gehirnen rumoren nur noch abstrakte Begriffe,

und zuletzt soll ein Staat erstehen, den nur abstrakte Menschen bewohnen. Bis dann Napoleon die Verzückten aus der Welt der Deklamation an eiserner Kette zurückführt.

Achtzehn Jahre hatten die Führer des ancien régime nutzlos, mit wechselnden Versuchen, bald mit halbem Gewähren, bald mit frivolem Versagen verstreichen lassen, und diese Säumnis wurde ihr Verderben.

Auf die Schwelle der Entscheidung aber tritt noch einmal ein Mann, der berufen scheint, dem Sturm zu gebieten, dessen Wahlspruch es ist: „Kann ich die Götter für mich nicht erweichen, so lock' ich die Hölle. Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo."

Es ist Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau. Auf anderem Boden erwachsen, der Sohn einer völlig anders gestalteten Zeit, gleicht er doch in mehr als einem Zuge, wie in seinem Schicksal, in der Leidenschaftlichkeit seines Wesens, die doch nie das Mögliche aus den Augen verliert, in seiner hinreißenden Beredsamkeit, in seinem funkelnden Witz, dem einzigen wahrhaft bedeutenden Staatsmann, den die Sozialdemokratie besaß: Ferdinand Lassalle. In beiden finden wir das, was von dem deutschen Agitator einer seiner eifrigsten Bewunderer, Georg Brandis, ausführt: einen ungeläuterten Bodensatz von Eitelkeit und Übermut, eine Hybris, wie die Griechen es nannten. In beiden stieg die Willenskraft zu überspannter Stärke, bis sie die übrigen Gaben ihres Wesens verdrängte und das Gleichgewicht zerstörte. Die Krankheit, die sie tötete, war ein zu trotziger Wille; aber der Wille oder das Selbstgefühl, dessen Übermaß sie tötete, war zugleich das Prinzip, das sie ihr Leben hindurch aufrecht erhielt. Lassalle war kein Utopist, über Bebels Phantasien hätte er gelächelt oder sie nur willkommen geheißen als demagogisches Mittel zur

Popularisierung seiner Ideen. Mirabeau dachte gleichfalls und schuf konkret, er folgte Zwecken, nicht Illusionen. Und auch in Lassalle lag etwas vom Aristokraten; eine starke Abneigung gegen den Lärm und den Dunst der Masse hat ihn niemals verlassen, obwohl seine eigene Wiege in einem niederen Hause stand; Mirabeau war der geborene Aristokrat, mit allen Vorzügen, aber auch mit allen Fehlern seiner Zeit, wie sie in einem Mann von seinem Temperamente sich abspiegeln mußte. Beide sind wild durch das Leben gestürmt; schon ihre Jugend zeigte die Neigung zum Außerordentlichen, zum Explosiven; sie gerieten hart mit der Ordnung und den Anschauungen ihres Hauses zusammen und haben sich immer nur auf sich selbst und ihre Kraft gestellt. Und wenn Sybel von dem größten Mann der französischen Revolution sagt, daß niemals wieder ein Staatsmann so heiße Bewunderung und so grimmigen Haß erregte, so steht es doch auch für Ferdinand Lassalle außer Zweifel, daß niemand an ihm vorübergehen konnte, ohne zu ihm Stellung zu nehmen, ohne sich von ihm angezogen oder abgestoßen zu fühlen. Gleichgültig konnte auch ihm gegenüber niemand bleiben.

Nur fehlten dem großen Franzosen die persönliche Empfindlichkeit und die selbstsüchtige Reizbarkeit des Sozialisten; so unermeßlich sein Ehrgeiz war, so wollte er Frankreich doch nur beherrschen, weil er keinem anderen die gleiche Kraft zutraute, und weil er nichts so tief verachtete und mit so zermalmenden Schlägen zu treffen suchte, wie die Mittelmäßigkeit, die sich wie eine Hündin hinter dem Ofen spreizt. Gleicher Art wiederum waren beide Männer in der Leichtigkeit der Auffassung selbst der schwierigsten Probleme, in der Schlagfertigkeit der Rede, in dem glühenden Haß gegen alles, was ihnen als Fäulnis erschien.

Als Thomas Carlyle in seinem wunderlichen und doch so wundervollen Buche über die französische Revolution die Erwählten der Constituante zum ersten Male an uns vorüberziehen läßt, da bricht er in einen Dithyrambus aus, sobald er den Namen Mirabeaus erwähnt: „Wer von diesen allen, die gekommen sind, um Frankreich zu regenerieren, wird ihr König werden? Denn einen König oder Führer müssen sie haben, wie alle menschlichen Vereine; sei die Aufgabe, welche sie wolle, immer findet sich einer, der seinen Charakter, seiner Fähigkeit und Stellung gemäß, zu ihrer Erfüllung am geschicktesten ist. Ein solcher wandelt auch hier unter den übrigen als zukünftiger, noch nicht gewählter König. Wird es der sein mit den vollen schwarzen Locken, mit dem schwarzen Eberkopf, wie geschaffen, um ihn als senatorisches Wahrzeichen zu schütteln? Aus dessen buschigen, hängenden Brauen, aus dessen grobgehauenem, schrammigem Karbunkelgesicht natürliche Häßlichkeit, Blattern, Völlerei, Bankerott und das brennende Feuer des Genies leuchtet, wie Kometenfeuer, das durch das trübste Chaos glüht? Wer anders ist es als Mirabeau, der Menschenbeherrschende Deputierte von Aix! Stolz schreitet er einher und schüttelt seine Löwenmähne, als ob sie große Taten verkünde. Merkt ihr wohl? Die Nationalversammlung wäre ohne ihn eine ganz andere, ja, er hätte wie jener König sagen können: „Die Nationalversammlung? Ich bin die Nationalversammlung!“

Aus südlichem Klima, von wildem feurigen Blut, stammt er von Ahnen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht immer als eine besondere Art auszeichneten: jähzornig, unbeugsam, treu wie der Stahl, den sie trugen, von einer Willenskraft und Tätigkeit, die bisweilen an Wahnsinn grenzte, ihn aber nie völlig erreichte. Mirabeau hat durch die Härte seines eigen-

willigen Vaters ein hartes Schicksal gehabt. Er hat von seinem Turme auf der Insel Rhé den Atlantischen Ozean und im Schlosse If das Mittelmeer rauschen hören. Er ist auf der Festung Joux gewesen und zweiundvierzig Monate lang, fast ohne Kleidung auf dem Leibe, im Kerker von Vincennes — alles auf lettres de cachet seines Vaters. Er ist in den Gefängnissen von Pontarlier gewesen, wo er sich selbst als Gefangener stellte, man hat ihn auf der Flucht vor dem Angesicht der Menschen durch eine Meeresbucht waten sehen. Im Kriege hat er bei der Eroberung Korsikas geholfen, hat Duelle, unregelmäßige Fehden ausgefochten und verleumderische Standesgenossen mit der Peitsche gezüchtigt. In der Literatur hat er über Despotismus, über lettres de cachet geschrieben; Erotisches im Stile Werthers, Obscönes, Profanes, Bücher über die preußische Monarchie, über Cagliostro, Calonne und die Pariser Wassergesellschaft. Er hat sich von allen Formeln losgemacht, er ist im Gegensatz zu all den andern kein Mann von Systemen, sondern von Instinkten und Einsichten. Und so soll er, der vierzig Jahre lang gegen den Despotismus gekämpft und sich von allen Fesseln seines Standes befreit hat, jetzt zum Sprecher einer Nation werden, die nach dem Gleichen trachtet. Er hat nur dreiundzwanzig Monate lang noch wirken können, dann hat man ihm neben Rousseau und Voltaire im Pantheon den Ruheplatz bereitet.

Mirabeaus Ziel ist nicht, wie das Robespierres, die Anarchie, die Vernichtung um ihrer selbst willen, sondern die Erneuerung des Staates, der Aufbau einer anderen festen und sicheren Ordnung gewesen. Er ist nicht Republikaner aus Prinzip; nach seiner Ansicht haben vielmehr alle guten Regierungen dieselben Grundsätze, während sie sich nur durch die Verteilung der Gewalten unterscheiden. Es gibt für ihn nur

zwei schlechte Regierungen, den Despotismus und die Anarchie; und sein Schicksal führte ihn mit beiden zusammen. Der Fürst gilt ihm als der beständige Vertreter des Volkes, die Deputierten als die zeitlichen Vertreter. Von jenen verlangt er, daß er ein „gemessener, anständiger und freier Mann" sei, der niemandem lästig fällt und durch niemanden belästigt wird, ungebunden und nie zügellos, vertrauend und nicht vertraulich, zurückhaltend und nicht mißtrauisch. Und so ruft er, hinblickend auf das Byzantinertum, die furchtbarste Krankheit einer sinkenden Zeit, dem Fürsten zu: „Wenn Sie tun, was der Sohn Ihres Sklaven zehnmal des Tages besser tut, als Sie, so werden die Höflinge sagen, Sie hätten Außerordentliches getan; wenn Sie Ihren Leidenschaften gehorchen, werden sie es billigen; wenn Sie den Schweiß Ihrer Untertanen wie das Wasser des Flusses verschwenden, wenn Sie die Luft selbst verpachten, werden sie es billigen; rächen Sie, Mächtigster, sich, so werden sie es gut heißen — sie fanden es auch gut, da Alexander in der Trunkenheit mit einem Dolche die Brust seines Freundes durchstieß, da Nero seine eigene Mutter mordete!" Sein Glaubensbekenntnis aber, das, was den Ansporn seines Handelns bildet, hat Mirabeau ausgesprochen in den von echtem Pathos erfüllten Worten: „Der Mann, der das Bewußtsein hat, sich um sein Vaterland verdient gemacht zu haben, den eine eitle Berühmtheit nicht befriedigt und der die Erfolge des Tages um des wahrhaften Ruhmes willen verschmäht, der die Wahrheit sprechen, der das öffentliche Wohl unabhängig von der Beweglichkeit der Volksmeinung fördern will, der trägt die Belohnung seiner Dienste, den Preis seiner Gefahren in sich, er hat seine Ernte, sein Geschick, das einzige, was ihn interessiert, das Geschick seines Namens, nur von der Zeit zu erwarten, von diesem unbestechlichen Richter, der allen Gerechtigkeit widerfahren läßt."

Es war das Unglück des Schwächlings, der in so unheilschwerer Zeit auf dem Throne saß, daß er diesem Manne, dem größten unter seinen Zeitgenossen, niemals sich fügen wollte, sondern ihm gegenüber den gleichen beschränkten Eigensinn zeigte, mit dem fünfzehn Jahre später Friedrich Wilhelm III. von Preußen dem Freiherrn vom Stein gegenübertrat. Stets blieb er auf der Mitte des Weges stehen, den Mirabeau ihm wies, und so konnte es geschehen, daß der Mann, der seine besten Pläne nur in ihr Gegenteil ausschlagen sah, in tiefem Ingrimm sich gegen alles wandte, was ihm entgegentrat, daß er seine Donnerkeile bald nach allen Seiten sandte und so der Liebling des Pöbels wurde, den er verachtete. Sein Ziel war das Zweikammernsystem, das absolute Veto des Königs, die unbedingte Unterordnung der Verwaltungsbehörden unter die Minister, die unwiderrufliche Beseitigung aller feudalen Privilegien, die Einziehung eines Drittels des Kirchengutes für den Staatshaushalt. Was der König versagte, was die Terroristen verschmähten, das hat Mirabeau gewollt und später die Geschichte vollendet.

Und so geschah, was unausbleiblich war: res ad siccarios venit — das Blutgerüst wurde lebendig. Da greift Marat nach dem Lorbeer, nach dessen Tode durch die Hand der Charlotte Corday, die Lamartine den Engel des Mordes genannt hat, man Amulette prägen wird mit der Aufschrift: „Herz Jesu, Herz Marats, sei uns gnädig!" Sein Antlitz trägt wie das von Carrier und Jourdan den vollkommenen Verbrechertypus: kleine, zurückfliehende Stirn, struppige Haare und asymmetrischer Bau. Taine nennt ihn das größte Ungeheuer, und Bebel würde ihn wohl schonend eine „problematische Natur" heißen. Von ihm schreibt ein Zeitgenosse: Er kleidete sich ungefähr wie ein armer Fiakerkutscher; sein Blick war

lebhaft und flackernd, seine Bewegungen waren hastig, scharf und unruhig; eine gewaltige Beweglichkeit verlieh seinen Muskeln und seinen Zügen eine krampfhafte Zusammengezogenheit, die sich auch auf seinen Gang erstreckte; er ging nicht, er sprang. Ein Journalist dritten Ranges, sucht er durch die blutrünstigsten Artikel die Mordgier aufzustacheln. Auch er hat einen Entwurf der Menschen- und Bürgerrechte verfaßt, in dem er doziert, daß die Rechte des Menschen ausschließlich auf seinen Bedürfnissen beruhen; mangelt es jemandem an allem, so dürfe er einem andern den Überfluß, in dem er schwelgt, wegnehmen. Er habe das Recht, ihm das Nötige selbst zu entreißen, ja er habe, wenn ihm der Hungertod droht, sogar das Recht, einen Anderen umzubringen, um sein rauchendes Fleisch zu verzehren. Um sich das Leben zu retten, dürfe der Mensch das Vermögen, die Freiheit und sogar das Leben seiner Mitmenschen angreifen. Seine Gegner nennt er nur Schufte, ehrlose und gemeine Buben, Wegelagerer, Strolche und Diebe. Der tötlichste Feind des Volkes ist für ihn jede Regierung; jeder Minister gilt ihm als verdächtig, sobald er zweimal vierundzwanzig Stunden im Amt ist. Auch der Nationalkonvent muß vom Volke überwacht werden, damit „man ihn steinigen kann, wenn er sich pflichtvergessen zeigt".

In dieser engen Seele erwacht kein originaler Gedanke, in ihr ist nur der Trieb der Zerstörung lebendig. Was schiert ihn die Zukunft, das Wohl des Staates! Nur der Lebende hat Recht, und wahrhaft lebt nur, wer für seine Leidenschaften keine Schranken findet. Und Marats Leidenschaften gipfeln in den Phantasien eines Sade; Wollust und Grausamkeit sind in ihm identisch. Die Triebe der Masse aber kommen ihm entgegen; als er in seinem Volksfreunde schreibt: „Die Soldaten verdienten tausend Tode. Die Offiziere aber verdienen, gevier-

teilt zu werden wie Louis Capet und seine Helfershelfer", als er dazu aufruft, nicht nur einzelne Verschwörer hinzurichten, sondern die ganze Schar der Parteigänger des Königs aufzuspießen, als er an das Volk die Mahnung richtet, im Garten der Tuilerien achthundert Galgen herzustellen, um alle Vaterlandsverräter, den niederträchtigen Riquetti Grafen Mirabeau voran, daran aufzuknüpfen, in der Mitte aber einen Scheiterhaufen zu schichten, um die Minister und ihre Freunde darauf zu braten, als er die Mindestzahl der Opfer auf 270 000 festsetzte, da wurde er von der Kommune zum offiziellen Journalisten erkoren, und bald wird man ihn auch in den Überwachungs- und Exekutivausschuß wählen.

Im Gegensatz zu ihm besaß Danton bei aller Genußsucht und Herrschergier eine wirkliche Begabung für die Politik und eine wilde Beredsamkeit. Auch sein Kopf läßt Zeichen der Degeneration erkennen, aber die eigentlichen Merkmale des Verbrechers fehle ihm. Eine kolossale, nervige Gestalt, aus deren schwarzen Augenbrauen und rohem, plattem Gesicht die schlummernde Tatkraft eines Herkules blickt. „Seine Vergangenheit, seine Stellung, sein pöbelhafter Zynismus, seine Gabe, die Initiative zu ergreifen und das Kommando zu führen, der physische Einfluß seiner maßlosen und verzehrenden Willenskraft, alles dies eignet ihn für sein fürchterliches Amt." So schreibt einer seiner Biographen. Im großen Lärm der zusammenhangslosen Debatten, der unerwarteten Anträge, der Flüche, des Geschreis, des Kommens und Gehens der Bittsteller, zügelt er seine Kollegen mit seiner Stentorstimme, seinen Athletenbewegungen und seinen schrecklichen Drohungen; er maßt sich ihre Obliegenheiten an, diktiert ihnen die Wahlen, faßt die Gesetzesvorschläge, die Erlasse, die Proklamationen ab und entnimmt dem Staatsschatz Millionen, um sie seinen Freunden

in den Klubs und in der Kommune als Köder hinzuwerfen „für die Revolution“ und „für ihren Patriotismus“. So wird er eine Zeitlang der eigentliche Herrscher, der neue Autokrat.

Einen besonderen Zug seines Wesens führt Sybel an: Er sei nur durch seine ungestüme Sinnlichkeit in Bewegung zu setzen gewesen; solange sein Durst nach Genuß nicht befriedigt war, zeigte er sich unermüdlich, voll von Arbeitslust und Tatkraft. Er ging dann an das Schwerste und Widerlichste und schreckte vor keiner Ausstreuung und keinem Verbrechen zurück. Mit der Sättigung aber fiel alles zusammen. Dann trat eine unbezwingliche Trägheit und schlappe Gutmütigkeit hervor; er war behaglich und wollte in seinem Behagen nicht gestört sein. Er leistete, was tierische Kraft und tierische Leidenschaft vollbringen kann, aber er hatte keine Ader eines höheren, geistigen Lebens in Sitte oder Bildung, er besaß weder moralischen noch physischen Mut. Zum Glück für sein Emporkommen war damals das Handwerk der Insurrektion nicht mit dringenden Gefahren verbunden, und über entferntere Wechselfälle sah er mit selbstsüchtigem Leichtsinn hinweg. Danton verachtete die Schönredner, die sich mit Grundsätzen plagten, er war der Überzeugung, in der Politik komme es allein darauf an, der Stärkste zu sein, und er fügte höchstens noch den Satz hinzu, daß nur ein Tor nicht für sich schöpfe, wenn er an der Quelle sitzt.

Zuerst ein Pensionär des Königtums, mauserte er sich gleich einer großen Zahl der „Intellektuellen“ von heute zur Gironde und von hier zum äußersten Radikalismus hindurch, bis er dennoch den Marat und Robespierre, den unfehlbaren Hütern der Theorie, verdächtig wurde. Als er das Schaffot bestieg, rief er seinem Leidensgenossen Camille

Desmoulins zu: „Ruhig, Freund, kümmere dich nicht um die elende Kanaille!“ und zum Scharfrichter sagte er: „Du wirst meinen Kopf dem Volke zeigen, er ist es wert.“ Er starb größer als Robespierre, er ging „wie eine gigantische Masse voll Kraft, Prunksucht, Wut, Liebe und revolutionärer Männlichkeit in seine unbekannte Heimat“.

Immerhin hat Danton der zwecklosen Blutgier Marats gegenüber sich zu dem Grundsatz bekannt: „Man weiß, daß ich vor dem Verbrechen nicht zurückscheue, wenn es notwendig ist; allein ich verschmähe es, wenn es unnötig ist.“ Aber er allein fühlt sich über diese Notwendigkeit als Richter, und so verhängt er über jeden, der sich weigert, seine Befehle auszuführen, die Todesstrafe, so fordert er „seine Brüder in der Provinz“ als Justizminister in einem amtlichen Rundschreiben zur Nachahmung der Pariser Blutbäder auf. Sein Ziel ist von Anbeginn die Diktatur der gewalttätigen Minorität, und sein Werkzeug ist der von ihm beherrschte Pöbel. Sein Werk ist die Schöpfung des Revolutionsgerichtes, die Erhebung des Wohlfahrtsausschusses zur provisorischen Regierung und die Verkündung der Schreckensherrschaft; sein Werk sind aber auch die entscheidenden Maßregeln zur Verteidigung Frankreichs gegen die verbündeten Mächte. Das Bekenntnis seines Lebens aber hat er in den Worten niedergelegt: „In Revolutionszeiten gelangt die Macht in die Hände der ärgsten Schurken. Besser ein armer Fischer sein, als die Menschen zu beherrschen.“

Auch Robespierre war im Jahre 1789 noch royalistisch gesinnt. Aber es bedurfte nur weniger Jahre, bis er auf dem Boden Marats stand. Dieses Wechsels ist er sich kaum in irgend einer Phase bewußt geworden. Dieselben Prinzipien, die ihn zum Freunde einer maßvollen Verfassung machten, erzogen ihn auch

zum Terroristen. Denn das Prinzip ist ihm alles, die Wirklichkeit gilt ihm nur als ein Mittel, seine Prinzipien zu realisieren. Danton äußerte darum einmal spöttisch von ihm: „Dieser Kerl ist nicht einmal imstande, ein Ei zu kochen.“ Und ein anderer Zeitgenosse meinte: „Die vagen Allgemeinheiten seines Vortrags liefen in der Regel auf keine Maßnahme, auf keinen Gesetzesentwurf hinaus. Er bekämpfte alles, schlug aber nichts vor, und das Geheimnis seiner Politik stand im glücklichsten Einklang mit der Unfähigkeit seines Geistes und der Nichtigkeit seiner legislativen Begriffe.“ Er ist imstande, lange Reden nicht nur über die Freiheit, über die Freundschaft, sondern auch an die Freiheit und an die Freundschaft zu halten. Brutus, Scävola, Leonidas, Sokrates kehren immer wieder; niemals redet er konkret, niemals geradeaus zur Sache. „Da spricht nichts zum Auge, nichts erweckt lebendige Vorstellungen, keine Beobachtung ist persönlich und originell, kein Eindruck rein, klar und aus erster Hand“. Man fühlt sich zu der Meinung versucht, daß Robespierre nicht imstande ist, etwas von sich selbst wahrzunehmen, daß er nichts sehen kann und will, daß zwischen ihm und allen Dingen fortwährend eine Mauer von falschen Ideen steht, daß er diese mit Hilfe der Logik verbindet und mangelnde Gedanken durch einen erborgten Jargon ersetzt. Zuletzt ist auch die Guillotine für ihn nur noch eine Metapher und das Todesurteil eine rednerische Arabeske.

Nichts ist für ihn und seine Weise so charakteristisch, wie jene Rede, die er mit den Worten schloß: „Ich verlange, daß der Konvent Ludwig für schuldig und des Todes würdig erkläre.“ Statt mit einer klaren, von Tatsachen erfüllten Anklage hervorzutreten, statt in dieser furchtbar feierlichen Stunde den Hörern alles Unrecht vor Augen zu führen, das ein

frevelndes Königsgeschlecht an dem Volke Frankreichs verübt hat, statt ein grandioses Bild aller Sünden des Feudalstaates aufzurollen und von dem Hunger zu erzählen, unter dem durch zweihundert Jahre vier Fünftel des Volkes sich krümmten, statt die unerträglichen Lasten zu schildern, die der Mann der Arbeit trug, während der Mann des Müßigganges schwelgte, um dann die ungeheure Last von Schuld und Frevel auf den letzten, der die Krone trägt, zu häufen, ergeht er sich in hochtönenden Tiraden, die nicht klären, sondern nur verwirren, die wie ein betäubender Weihrauchdunst sich auf die Köpfe lagern und jeden klaren Gedanken in dem Hörer zerstören.

Es seien aus dieser Rede einige Stellen zitiert, die besser als jede mühsame Federzeichnung das Wesen dieses Mannes charakterisieren: „Die majestätischen Bewegungen eines großen Volkes, der erhabene Aufflug der Tugend stellen sich unserem schüchternen Auge oft als Ausbruch eines Vulkans oder als der Umsturz der politischen Gesellschaft dar; und sicher nicht die geringste Veranlassung zu den Unruhen, welche uns bewegen, ist in diesem Widerspruch zwischen der Schwäche unserer Sitten, der Entartung unserer Geister und der Reinheit der Prinzipien, der Energie des Charakters zu finden, welche die freie Regierung voraussetzt, auf welche wir Anspruch zu machen wagen . . ."

„Die Völker sprechen nicht Recht, wie die Gerichtshöfe, sie erlassen nicht Urteilssprüche, sie schleudern nur tötliche Blitze; sie verurteilen nicht die Könige, sie tauchen sie wieder unter in das Nichts; und diese Justiz wiegt wohl die der Gerichtshöfe auf. Wenn sich das Volk für seine Wohlfahrt gegen seine Unterdrücker wappnet, wie sollte es gehalten sein, den Modus der Bestrafung anzunehmen, der nur eine neue Gefahr wäre? . . . Welches Gesetz soll das Volk befolgen,

wenn nicht das der Gerechtigkeit und Vernunft, auf dem seine Allmacht beruht? ..."

Wie wollen wir aus diesem Abgrunde herauskommen, wenn wir nicht zu den Prinzipien zurückkehren und wenn wir nicht zu der Quelle unserer Übel hinaufsteigen? Welcher Friede kann zwischen dem Unterdrücker und dem Unterdrückten bestehen? Welche Eintracht kann da herrschen, wo die Freiheit der Meinung nicht besser respektiert wird? Jede Weise, sie zu verletzen, ist ein Attentat gegen die Nation. Ein Volksvertreter läßt sich nicht so ohne weiteres das Recht nehmen, die Rechte des Volkes zu verteidigen; keine Macht der Welt kann es ihm nehmen, wenn sie ihm nicht gleichzeitig das Leben nimmt. Schon hat man, um die Zwietracht zu verewigen, um sich zum Herrn der Beratungen zu machen, den Unterschied zwischen Mehrheit und Minderheit ausgesonnen. Die Mehrheit sind die guten Bürger, die Mehrheit ist nicht permanent, weil sie keiner Partei angehört. Sie erneuert sich bei jeder Beratung, sie ist immer frei, weil sie der öffentlichen Sache und der ewigen Vernunft angehört, und wenn die Versammlung einen Irrtum erkennt, zu dem sie durch Überrumpelung verführt worden ist, so wird die Minderheit zur Mehrheit. Die Minderheit hat überall ein ewiges Recht; es besteht darin, die Stimme der Wahrheit oder das, was sie dafür hält, hören zu lassen. Die Tugend war immer in der Mehrheit auf Erden. Würde anders die Erde mit Tyrannen und Sklaven bevölkert sein? Hampden und Sydney waren von der Minderheit, denn sie starben auf dem Schaffot. Die Kritias, die Antonius, die Caesar, die Clodius waren von der Mehrheit, aber Sokrates war von der Minderheit; denn er trank den Schierlingsbecher; Cato war von der Minderheit, denn er stürzte sich selber in sein Schwert. Ich weiß hier

viele, die, wenn es sein muß, der Freiheit dienen werden, wie Sydney und Hampden; und wären es ihrer nur fünfzig, stark durch die Waffen der Gerechtigkeit und der Vernunft, werden sie sie früher oder später triumphieren sehen . . .

„Volk, erspare dir wenigstens diese Art von Mißgeschick. Spare deinen Beifall auf bis zu dem Tage, wo wir ein der Menschheit nützliches Gesetz gemacht haben werden! Seht ihr nicht, daß ihr den Vorwand gebt, die heilige Sache, die wir verteidigen, zu verleumden? Eher als die strengen Regeln zu verletzen, flieht das Schauspiel unserer Debatten! Wir werden nichtsdestoweniger kämpfen! Denn an uns allein ist es, deine Rache zu verteidigen; erst wenn der letzte deiner Verteidiger umgekommen sein wird, dann räche ihn, wenn du willst, dann nimm du es selber in die Hand, die Freiheit triumphieren zu lassen! Bürger, wer ihr auch seid, wacht um den Tempel! Setzt, wenn es nötig ist, dem perfiden Übelwollen und dem falschen Patriotismus einen Halt und macht die Komplotte unserer Feinde zu Schanden! Verhängnisvolles, aber trautes Gut! War es nicht genug, daß der Despotismus des Tyrannen lange auf dieser Stadt lastete? Muß selbst seine Bewachung für sie eine neue Kalamität werden? Will man diesen Prozeß nur verewigen, das Volk verleumden zu können, das ihn vom Throne gestoßen hat?“

Mußten nicht Robespierre und St. Juste, diese orthodoxesten Vertreter der Volkssouveränität und ihrer Rechte, in der Stunde, als die Gironde den Antrag stellte, das Schicksal des Königs durch eine direkte Abstimmung der Urwähler zu bestimmen, diesen Vorschlag als die Erfüllung ihrer Träume mit Jubel begrüßen? Aber St. Juste wie Robespierre wiesen ihn ab, weil sie im Innersten glaubten, daß die Masse der Nation in ihren Urversammlungen den König erretten würde.

Kann man deutlicher erweisen, daß diesen Männern die Souveränität des Volkes nur eine leere Phrase war, die Bedeutung besaß, solange sie den Deckmantel gab für ihr persönliches Regiment? Keiner von beiden trug Bedenken, die Vollmacht, die ihnen die Nation gegeben, gegen den von ihnen selbst deutlich erkannten Willen dieser Nation zu mißbrauchen, um Ludwig auf das Schaffot zu bringen. St. Juste hat einfach erklärt: „Da die Rettung des Königs der Republik gefährlich wäre, so verbieten wir dem souveränen Volke, einen solchen Willen zu haben.“ Die Minderheit führt also bewußt die Mehrheit in die Knechtschaft.

Den Zynismus dieser Auffassung vermag auch das donnernde Pathos Robespierres nicht zu verhüllen: „Ich sehe,“ so ruft er aus, „in dieser sogenannten Appellation an das Volk nichts weiter als eine Appellation von dem, was das Volk gewollt, von dem, was das Volk getan hat in dem Augenblick, wo es seine Kraft entfaltete, und zu der Zeit, wo es seinen Willen ausdrückte, an alle verstockten Feinde der Gleichheit. Um sie zur Annahme jenes Systems zu zwingen, hat man ihnen ein befremdliches Dilemma gestellt: Entweder will das Volk den Tod des Tyrannen oder es will ihn nicht. Wenn es ihn will, worin läge die Unzuträglichkeit, an dasselbe zu appellieren? Wenn es ihn nicht will, mit welchem Rechte könnten sie ihn dann ermorden? Darauf antworte ich: zuerst ist es mir gar nicht zweifelhaft, daß das Volk seinen Tod will; wenn Sie unter diesem Wort die Mehrheit der Nation verstehen, ohne den zahlreichsten, den unglücklichsten und den reinsten Teil der Gesellschaft davon auszuschließen, denjenigen, auf den alle Verbrechen der Tyrannei und des Egoismus am meisten drücken, so hat diese Majorität ihren Willen in dem Augenblick ausgesprochen, wo sie das Joch des einstigen Königs

abschüttelte; sie ist es, die die Revolution angefangen und unterhalten hat; sie hat Mut, aber sie hat weder Finesse noch Beredsamkeit; sie zerschmettert die Tyrannen, aber sie ist oft der Spielball der Schurken. Diese Majorität darf nicht durch beständige Versammlungen ermüdet werden, in denen nur all zu oft eine intrigante Minderheit herrscht. Ich vertraue dem allgemeinen Willen, ich fürchte aber die Intriguen. Ich sehe daher in ihrem Befehl nur die Absicht, den Willen des Volkes zu vernichten und die Feinde zu sammeln, die es besiegt hat. Es heißt mit der Majestät des Souveräns spielen, wenn man an ihn eine Angelegenheit zurückgehen läßt, die er sie beauftragt hat, zu Ende zu führen. Französisches Volk, höre! Man will dich darstellen, als seiest du gesonnen, von deinen Vertretern Rechenschaft zu verlangen für das Blut deines Mörders, für dein Blut, das er vergossen hat!"

Es heißt also, mit der Majestät des Volkes spielen, wenn man ihm die Entscheidung überläßt! Sonst wird man stets die Lehre vernehmen, daß es ein Verbrechen an dieser Majestät sei, wenn man seine Entscheidungen nicht anruft, daß jede Regierung nur der Kommis des Volkes sei und daß auch die Deputierten ihm täglich und stündlich Rechenschaft abzulegen haben. Jetzt, wo es sich um das Schicksal Ludwigs, wo es sich darum handelt, die Bahn frei zu machen für die ungezügelte Herrschaft der Terroristen, jetzt fehlt auch dem Volke, das sonst unbeirrbar, stets verständig und tugendhaft ist, das alle Probleme mit spielender Leichtigkeit löst, das so beredtsam ist, daß seine Stimme der Stimme des Weltgerichtes gleicht, das so feinsinnig ist, daß es ohne Untersuchung und Urteil die Verbrecher hinrichten darf — jetzt plötzlich fehlt es diesem erhabenen Volke an Beredsamkeit und an „Finesse"! Jetzt müssen seine Vormünder an seiner Statt sprechen, und die Vormünder

können nur St. Juste, Marat und Robespierre sein. Würde heute, wenn die Sozialdemokratie in den Parlamenten die Herrschaft erhielte, nicht das gleiche Spiel gespielt werden? Würde nicht die Volkssouveränität nur so lange respektiert, der Absolutismus der Masse nur dann anerkannt werden, wenn sie in Einklang stehen mit den Zielen der Führer? Oder würde der Appell an das Volk wohl auch ertönen, wenn diese Führer die Gewißheit besäßen, daß eine Mehrheit der Urwähler sich gegen sie kehren und ihre Herrschaft vom Erdboden austilgen würde? Robespierre und seine Freunde haben die praktische Antwort gegeben, sie haben es niemals gestattet, daß der freie Wille der Nation unzweideutig und klar vernommen wurde, und ihr Respekt vor der Souveränität des Volkes fand in dem Augenblick ein Ende, wo sie fürchten mußten, daß die „Finesse" eben dieses Volkes nicht ausstreichen würde, um in der Durchführung des Terrorismus das einzige große Heil seines Schicksals zu erkennen.

Keiner von ihnen allen, nicht Marat und nicht Danton, und auch keiner von den kleineren Göttern, nicht Billaud-Varennes und nicht Barère, nicht Collot d'Herbois und Cuthon hat Einspruch erhoben; sie alle, die heroischen Vertreter des Prinzips, sind plötzlich Praktiker der Selbstsucht geworden, und während sie eben noch staunend und starr auf den Altar der Theorien blickten, pflücken sie jetzt voll Eifer die goldenen Früchte von dem grünen Baume einer Praxis, die ihnen, den Untertanen der Volkssouveränität, das Recht verleiht, eben diese Souveränität zu ihrer Sklavin zu erniedrigen.

Und seltsam auch sonst! Marat, der Blutmensch aus brutalem Verbrecherinstinkt, der herrschbegierige Genußmensch Danton, Robespierre, der Mann des dürren Prinzips, sie alle treffen in dem gleichen Zentrum zusammen. Ja, auch

Robespierre, der Doktrinär, der es nie erkannt hat, daß eine Idee in der Theorie als richtig erscheinen, in der Praxis aber unsinnig sein kann, und der mit Hilfe des Schreckens die Wirklichkeit genau nach der Theorie umzuformen trachtet. Er war, wie vorher Danton, eine zeitlang der Herr Frankreichs, aber von seinem Werke ist nichts übrig geblieben. Denn solche Politiker, die „am Brandschorf der Revolutionen ihr Ich mästen“, haben, auch wenn umfassende Ideen sie erfüllen, nicht die intellektuellen Mittel, sie bleibend zu gestalten.

Und versunken sind auch die Versuche St. Justes, dieses zweiten Apostels zugleich der abstrakten Idee und des konkreten Blutgerüstes, die Theorien Rousseaus in die Praxis des Zukunftsstaates zu übertragen. Er hat schon in seiner Jugend, indem er seine Mutter bestahl, seine Auffassung vom Eigentum in besonderer Weise bekundet, er tritt dann, als er zum Volksvertreter erkoren ist, mit hallendem Pathos für Rechtschaffenheit und Mäßigung, für spartanische Sitten und die „Hütte mit den Wonnen der Tugend“ ein. Und auf spartanischen Sitten erbaut er unter dem Beifall Robespierres auch den Idealstaat der französischen Revolution.

Auch dieser Staat war, wie das Luftschloß Bebels, auf der Vorstellung vom abstrakten Menschen, vom homo an sich, errichtet, der, losgelöst von allen Schlacken der Individualität, nur noch Normalbürger mit normalen Neigungen und Interessen, mit normalem Hunger und Durst, mit normalen Gewohnheiten und Bedürfnissen ist. Die Kunst der lebenden Generation, die nun einmal rettungslos für den Idealstaat verdorben ist, weil sie den Schlamm des bürgerlichen Staates nicht mehr abzustreifen vermag, wird darauf gerichtet sein müssen, das künftige Geschlecht zurecht zu drechseln, oder die Seelen, wie

Hans Cade, der Tuchmacher, sagt, „umzudrehen, zu appretieren und wieder kraus zu noppen.“ Ein Hindernis gibt es kaum. Denn es ist, wie St. Juste ausdrücklich betont, die Sache des Gesetzgebers, die Menschen zu dem zu machen, was er aus ihnen machen will; es kommt, wie er weiter versichert, nur darauf an, dem Menschen Gesetze zu geben, die der Natur und seinem Herzen entsprechen, um ihn vom Unglück und Verderben zu erlösen: „Ihr, die ihr für uns Gesetze macht, die Laster und Tugenden werden euer Werk sein!“ Und da selbst der Konvent unter der Herrschaft der Jakobiner ihm noch nicht die volle Gewähr für die Vollkommenheit des großen Werkes bietet, so fordert er für Robespierre die Diktatur. Ohne Zweifel sei die Zeit noch nicht gekommen, das Gute zu tun. Man müsse ein allgemeines Unheil abwarten, das stark genug ist, um ein allgemeines Bedürfnis nach dem Guten zu verursachen; denn alles, wodurch das Gute hervorgebracht wird, sei schrecklich oder erscheine fratzenhaft, wenn man zu frühe beginnt. Eine Diktatur aber würde den Schrecken so weit verstärken, daß die Nation sich daraus gern in den Idealstaat St. Justes retten würde, in dem es zwar kein Familienleben mehr, keinen Wohlstand und keine Wissenschaft geben, in dem aber Mäßigkeit und Zucht unter dem Zepter Robespierres und seiner Genossen herrschen würde.

Die Institutionen, sagt St. Juste,*) sind die Gewähr freier Regierungen gegen die Verderbnis der Sitten und die Gewähr freier Völker gegen die Verderbnis die Regierung: Wenn es Sitten gäbe, so ginge alles gut; man bedarf Einrichtungen, sie zu reinigen, dann folgt alles andere von selbst. Leider fand

*) Ich folge hier hauptsächlich Sybels Auszügen aus dem Entwurf St. Justes in der „Geschichte der Revolutionszeit“ Bd. III, sowie den Monographien von K. E. Schmidt und Kritschewski.

er den augenblickichen Zustand in hohem Grade hoffnungsarm. Die Revolution, erklärte er, ist erstarrt, die Grundsätze sind erschlafft, man sieht nur noch Freiheitsmützen auf Wühlerköpfen; die Handhabung des Schreckens hat die Verbrecher abgestumpft, wie starke Getränke den Gaumen abstumpfen. Insbesondere dünkte ihn das Papiergeld vermöge seiner Massen und seiner Schwankungen eine Pest für die Sitten des Volkes. Viele Menschen seien dadurch reich, viele zu Bettlern, alle aber arbeitsscheu, habgierig und weichlich geworden. Das Trachten nach Reichtum sei allgemein, der Reichtum aber an sich ein Verbrechen: in einem gesunden Staat dürfe es keine Reichen und keine Armen geben, sondern jeder Bürger müsse in dem Besitze eines gerade auskömmlichen Grundbesitzes sein. Denn die Hand des Mannes sei nur für den Pflug oder das Schwert bestimmt, jedes andere Gewerbe aber oder jede Gewerblosigkeit abscheulich. Niemand dürfe Schätze aufhäufen und dadurch die Quote seines Nächsten schmälern — oder, wie Couthon einmal im Konvente sagte, man müsse die Gefühle der Menschen so stimmen, daß sie all ihr Gut nur als Eigentum der einen großen Familie betrachten. St. Juste wollte hiernach, daß man die Nationalgüter in kleinen Losen unter die Armen verschenke, und wo dies nicht ausreiche, die Grundbesitzer zur Bildung zahlreicher kleiner Pachthöfe zwinge. Jeder Mensch über 25 Jahre, der nicht Beamter oder Handwerker sei, müsse dann selbst den Acker bauen und jährlich 4 Schafe auf jedem Morgen Landes aufziehen. Die Schlichtheit der bäuerlichen Sitten sollte sich ferner in dem Verbote aller Dienstboten und aller goldenen oder silbernen Geräte ausprägen; kein Kind unter sechzehn Jahren sollte an irgend einem Tage, kein Erwachsener an drei Tagen der Dekade Fleisch essen, jeder Bürger jährlich Rechenschaft über den

Stand seines Vermögens ablegen. Auf Grund dieser Prüfung würde er dann ein Zehntel seiner Renten und ein Fünfzehntel seines Arbeitsgewinnes dem Staate zahlen, und dieser hierauf jede andere Abgabe entbehren können.

St. Juste ist also kein Sozialist im eigentlichen Sinne, sondern eine Art von Agrarsozialist, ein Schwärmer für den ländlichen Kleinbesitz: „Il ne peut exister de peuple vertueux et libre qu'un peuple agriculteur. La main de l'homme n'est faite que pour la terre ou pour les armes.“ Zunächst freilich sollen nur die Güter der Aristokraten und der Landesfeinde verteilt, die öffentlichen Domänen jedoch den Besitzlosen in Pacht gegeben werden. Das Eigentum der Patrioten aber soll heilig sein. Der Grund hierfür ist in der kurzen Notiz gegeben, daß eben zu dieser Zeit jene „Patrioten“, deren Eigentum St. Juste ganz besonders heilig spricht, sich in ziemlich schwindelhafter Weise der großen Güterkomplexe der Geistlichkeit und des Adels bemächtigt hatten, ohne dem Staate auch nur den Spottpreis auszuzahlen, um den diese Staatshyänen sich die Güter hatten zuschanzen lassen. Auffallend ist es daher, und bezeichnend für die Abhängigkeit der Cliquen der Schreckensherrschaft von diesen Geldmenschen, daß St. Juste keine Progressivsteuer, sondern nur eine Proportionalsteuer, „ein Zehntel des Einkommens und ein Fünfzehntel des Arbeitsertrages“, beantragt. Es ist begreiflich, daß eine derart in sich gebrochene Herrschaft des Kleinbesitzers, der gegenüber sich außerdem die beginnende Maschinen-Großindustrie zu entwickeln anfing, keine Aussicht hatte, ihre utopistischen Zukunftsträume zu verwirklichen, auch wenn die Katastrophe vom 9. Thermidor nicht über die Führer hereingebrochen wäre.

Auch soll ein Gesetz verordnen, daß die Bürger alljährlich in dem Tempel über die Verwendung ihres Vermögens Rechen-

schaft ablegen müssen, was offenbar auch nur den Zweck hat, die Kontrolle über den Luxus möglich zu machen und den wirtschaftlichen Bestand des Kleinbesitzes durch behördliche Beeinflussung zu sichern. Gegen die Anhäufung des Großbesitzes durch Anheiratung richtet sich die Maßregel, daß jede Gemeinde alljährlich einen reichen jungen Mann zu wählen habe, damit er eine arme Jungfrau seiner Wahl heirate, „zum Angedenken an die Gleichheit der Menschen." Mit derselben Tendenz verbietet er den Eltern jeden Eingriff in die Neigungen der Jugend: „Niemand darf in die Herzensneigung seines Kindes eingreifen, welches auch sein Vermögen sein mag."

Zugleich aber zeigt sich St. Juste als Romantiker der Antike, als Anhänger spartanischer Ideale in seinen Bestimmungen über die Erziehung der Jugend.

Vom siebenten Jahre an sollten alle Knaben den Eltern weggenommen und der Schule der Nation überliefert werden, wo man sie in soldatischer Zucht zu kurzer Redeweise und abgehärtetem Leben erziehen und in Kriegsdienst, Ackerbau und Sprachkenntnis unterrichten würde. Das Familienleben dachte St. Juste zu zerstören, indem er die Erklärung einer Ehe erst nach erfolgter Schwangerschaft forderte, die Ehescheidung frei ließ und jede kinderlose Ehe durch das Gesetz trennen wollte. Statt dessen sollte als öffentliche Institution die Freundschaft eintreten. Mit dem 21. Lebensjahre würde jeder Bürger im Tempel erklären, wer seine Freunde seien, und wer keine Freunde nachweise, sollte verbannt werden. Die Freunde ständen im Gefechte nebeneinander, trügen als Schiedsrichter die Prozesse ihrer Genossen aus, müßten bei der Schließung jedes Vertrages anwesend sein. Wenn jemand ein Verbrechen beginge, so würden seine Freunde verbannt. Aus diesem

Neuland sollten dann, wie gesagt, die Wissenschaften völlig verschwinden, von den Künsten wird nur streng lakonische Beredtsamkeit, auf dem Gebiete der Dichtkunst nur die Ode und das Heldengedicht geduldet.

Der Versuch St. Justes ist fruchtlos geblieben; nicht einmal eine geborstene Säule zeugt von der verschwundenen dürftigen Pracht.

Nie und nirgends hat sich eben die französische Revolution schöpferisch erwiesen. Ihre Größe liegt in der Kraft der Zerstörung, in dieser Kraft, mit der sie den Feudalstaat in Trümmer schlug und die Idee, daß das Volk keine Herde sei, die von den fürstlichen Hirten geleitet werden muß, zu einem Gemeingut aller Kulturvölker machte. Diese Idee lebt fort und sie ist unzerstörbar. Sie hat sich dem monarchischen Gedanken vermählt, ohne ihm seine Kraft zu rauben; sie hat, seitdem Napoleon als Säemann weithin den Samen verstreut hat, seitdem auch die Wogen des Jahres 1848 vorübergezogen sind, den Charakter der Selbstverständlichkeit angenommen, und nichts würde gefährlicher sein, als von neuem mit absolutistischen Gedanken auch nur zu spielen. Ob freilich das heutige System der Parlamente, das nur in England tief im historischen Boden gegründet ist, als unantastbares Heiligtum gelten und das allgemeine Stimmrecht der Weisheit letzter Schluß sein wird, darf billig bezweifelt werden. Denn der Niedergang des parlamentarischen Ansehens deutet darauf, daß auch hier der Acker noch nicht für ewig bestellt ist.

Siebentes Kapitel.

Bismarck.

Ist auch Otto von Bismarck ein Revolutionär gewesen? Sicherlich war er nicht ein Zerstörer im Sinne Robespierres, der in der Vernichtung sein Ziel erblickte und nur im losen Spiel der Gedanken einmal an die Frage künftigen Werdens herantrat. Sicherlich auch nicht im Sinne von Nazareth und Wittenberg, indem er der Menschheit eine neue, edle Sittlichkeit gab. Wohl aber, indem er kühn zum Rechtsbruch griff, um ihn zu weihen durch die Reinheit und Größe seiner Zwecke und um ihn durch den Erfolg zum höchsten sittlichen Recht zu erheben; indem er uns lehrte, daß das Notrecht der Nationen höher steht als alle geschriebenen Formeln, selbst wenn das Papier, das sie trägt, vom Alter vergilbt ist; indem er den längst vermorschten Bundesstaat, diese schwerfällige Neugestaltung des alten römisch-deutschen Reiches, in der noch greller als einst der Widerspruch zwischen dem formellen Rechte und der lebendigen Macht hervortrat, mit dem Schwerte Siegfrieds in Trümmer schlug; indem er die andachtsvolle Verehrung, die man dem Prinzip der Legitimität als der Grundlage alles staatlichen Lebens zollte, kühn durchbrach, um das nationale Bedürfnis als den einzigen Wertmesser des historischen Daseins aufzustellen; indem er in der tiefen Erkenntnis, daß die Entstehung und das Wachstum des Staates nicht durch Majoritätsbeschlüsse und Reden, sondern durch Eisen und Blut

bedingt wird, sich nicht mit zagem Harren auf den glücklichen Zufall begnügte, sondern zu klug gewählter Zeit den Angriff organisierte; indem er, als er den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hörte, entschlossen hinzusprang, um den Zipfel seines Mantels zu fassen. Der Rechtsgelehrte, der nach der Formel mißt, wird auf keinem Papyrus und keinem Pergamente die Paragraphen entdecken, die ihn vor der Verurteilung durch alle Perrücken der Welt beschützen: sein Rechtsgrund ruht allein in der Größe seiner Seele und seiner Ziele. Und ebenso finden Staatsumwälzungen, wie er sie vollbrachte, den letzten, unanfechtbaren Rechtsgrund in ihrem Gelingen. Bismarck war Revolutionär, als er in dem preußischen Konflikt das Schwert zum Schiedsrichter machte, als er lächelnd über den Anspruch der Augustenburger hinwegging, als er die alte Krone der deutschen Kaiser seinem königlichen Herrn auf die Stirne setzte und den letzten schmählichen Rest des Mittelalters für immer aus Deutschland entfernte.

Nicht immer war er der Beginner, aber stets der Vollender.

Zuletzt aber, als ihm das Steuer aus den kraftvollen Händen entwunden war, da hat er noch einmal die alte Titanenstärke gefunden, indem er uns lehrte, der alten, ach so leeren Phrase vom Männerstolz vor Königsthronen einen neuen lebendigen Inhalt zu geben.

Indem Fürst Bismarck für die entscheidenden Taten seines Lebens den Grundsatz aufstellte: „Liegt ein Konflikt vor zwischen dynastischen Ansprüchen und den Lebensbedingungen, der Sicherheit und Ehre der Nation, so haben die dynastischen Ansprüche zu weichen“, wurde er in gewissem Sinne ein Erbe des entscheidenden Gedankens, der einst der französischen Umwälzung zugrunde lag. Denn auch hier erhob sich der stürmische Protest gegen die patriarchalische Auffassung der Beziehungen

zwischen Fürst und Volk, gegen diese Auffassung, die einst in den Erbfolgekriegen die Völker auf die Schlachtfelder führte für Zwecke, die ihren eigenen klaren Interessen durchaus nicht gemäß waren, gegen diese Auffassung, die in dem Satze „cuius regio, eius religio“, in dem Verlangen nach der vollen geistigen Knechtschaft, wie es gleich Heinrich VIII. die deutschen Bischöfe stellten, bis zu ungeheuerlicher Frivolität emporstieg. Aber in dem Lebensplane Otto von Bismarcks bildet das „Volk“ nicht einen unklar drohenden, anonymen, formlosen Begriff, sondern eine starke kraftvolle Individualität mit lebendigen Interessen und sicheren Rechten, und nur darum konnte er als Sieger die Welt durchziehen, weil das, was er erstrebte, dem innersten Wunsche und Sehnen der nationalen Gesamtheit entsprang. Er hat keine Willkürakte vollbracht, sondern der inneren Notwendigkeit gehorcht; als er aber erkannt hatte, daß der Frankfurter Bundestag die Zukunft seines Volkes lähme und daß für Deutschland niemals das Heil erblühen könne, solange das unselige Erbe Karl V., solange die letzten Einflüsse des Hauses Habsburg nicht zerstört waren, da saß er nicht gleich einer zimperlichen Maid am Rocken und harrte auf den Freiersmann, sondern er drängte bewußt zur Katastrophe, die allein die Erlösung verhieß. Selbst wenn man nach der Lehre der Materialisten den Einfluß aller unwägbaren Empfindungen der Volksseele leugnet, jede Entwickelung unter den einzigen Gesichtspunkt der Wirtschaftsgeschichte zwängt und es bestreitet, daß es das erste und größte Amt der Völker sei, Staaten zu bilden, selbst wenn man es nicht verstehen will, daß erfolgreiches wirtschaftliches Leben nur im Schatten der Macht erblühen kann und daß die Macht fehlen muß, wo nicht eine große Gemeinschaft sich zu gleichem Ziele zusammenschließt — selbst dann muß aus dem ungeheuren

Aufschwung, den alles Leben in Deutschland nahm, sich die Überzeugung ergeben, daß es nötig und gut gewesen ist, den Weg nach Königgrätz und Sedan zu erzwingen. Torheit, hier nach dem formalen Rechte zu forschen, zu klagen, daß auch ohne die Tränen von Witwen und Waisen das Ziel erreicht werden konnte! Torheit, darüber zu grübeln, ob Friedrich der Einzige ein „Recht“ besaß, seine Soldaten nach Schlesien zu führen! Noch immer wird dort, wo Konflikte entstehen zwischen Politik und Moral, die Geschichte den freisprechen, der das höchste Gebot des Staates in der Pflicht, sich selbst zu behaupten, erkannte, der es wußte, daß Schwäche für ihn die verwerflichste Sünde sei, der es wußte, daß auch im historischen Leben Gott nur jenen Starken liebt, der die Tugenden des Privatlebens entschlossen ablehnt für das politische Dasein. Jeder große politische Zweck schafft eine neue Sittlichkeit. Hatte Friedrich die Überzeugung gewonnen, daß Habsburg jeden Dank verwirkt hatte, weil es im Deutschen Reich seine Pflichten versäumte, daß es der Aufrichtung einer neuen großen Macht bedurfte, die im Osten und Westen das gemeinsame Vaterland zu schützen fähig und gewillt war, fühlte er, daß nur Preußen die Rettung bringen konnte, auf daß nicht wieder fremde Heere in unseren Fluren schalten und walten konnten, so mußten alle Bedenken verschwinden, und nur ein Tor hätte in vermoderten Scharteken nach den Rechtstiteln geforscht. Das „Los von Österreich“ aber, das Friedrich sprach, hatte noch nicht die volle Erlösung gebracht; der Dualismus blieb bestehen, und höhnend strich auf dem Wiener Kongreß das Ausland die Salbe, um den heiligen römischen Leichnam deutscher Nation zu mumifizieren. So mußte ein anderer das Werk aufnehmen.

Und auch dieser Andere kramte nicht in alten Folianten, sein Recht zu erweisen. Von dem Kriege des Jahres 1866

hat Moltke gesagt, er sei nicht geführt worden, weil die eigene Existenz bedroht war, er sei „ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf, nicht für Länderraub, Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn gewesen, sondern für ein ideales Gut: für Machtstellung". Auch Bismarck hätte dem ironischen Worte Friedrichs folgen können, daß Fürsten einen Krieg, wenn sie ihn wollen, getrost beginnen können und immer einen arbeitsamen Rechtsgelehrten finden werden, der es beweist, daß es also rechtens sei. Aber er wollte das Notwendige nicht erst begründen, weil für ihn jede Notwendigkeit ihre sittliche Rechtfertigung in sich selbst trug. Ein anderes wäre es gewesen, wenn die nackte Eroberungssucht ihn zum Handeln trieb. Dieses Motiv wird immer unsittlich bleiben, schon weil es nicht aus dem Bedürfnis der Nation, sondern nur aus dem ehrgeizigen Drange einer einzelnen Seele geschöpft ist. Ludwig des Vierzehnten Werk fand seinen letzten Lohn, als sein Urenkel das Schafott bestieg; Napoleons gewaltiges Genie hat die Welt nur in Not und Jammer, in Verwilderung und Verderb verstrickt.

Über das Recht des Hauses Augustenburg schritt Bismarck souverän hinweg, weil es für Preußen und auch für Deutschland kein Heil sein konnte, wenn „die harmlosen Kinder jener stillen Jahre, da unter den Fittichen des deutschen Bundes der Kleinstaat noch an seine Ewigkeit glaubte, ein neues Wachstum an Zahl erfuhren". Ein Kampf, wie er heute um Braunschweig tobt, erhitzte auch vor zweiundvierzig Jahren die Gemüter, auch damals sollte dynastisches Familienrecht das nationale Notrecht bezwingen. Und mit bitterem Hohn schrieb Heinrich von Treitschke: „Wie die Pfahlbauten ragen die feierlichen Grundgesetze dynastischen Rechtes in die bewegte Gegenwart hinein, sie erzählen mit gewichtigem Ernste von der

Unveräußerlichkeit und der Unteilbarkeit des Reiches Ober-Lippe, verkünden die volle und unbeschränkte Souveränität des angestammten Fürstenhauses, sichern sein Erbrecht bis zum Tode des letzten aller Schwertmagen: wird dieses ehrwürdige Leben einmal auf den lauten Markt hinausgezerrt, so empfängt man den Eindruck, als ob Nachtgespenster im hellen Mittagslichte sich tummeln."

Es war im Sinne des Alten, des Ehrwürdigen und Bemoosten darum sicherlich eine revolutionäre Tat, als Otto von Bismarck über das Erbrecht des Herzoghauses gelassen hinwegging: er hat das Werk nur fortgeführt, als er zwei Jahren darauf nicht in ängstlicher Scheu vor den Thronen von Hannover und Nassau und vor der Legitimität der regierenden Häuser Halt machte, sondern offen sich zu der Lehre vom Rechte der Nationen bekannte. Wo ist denn das geschriebene, in Büchern begründete Recht gewesen, als im „Reichsdeputationshauptschluß" der Egoismus der Fürsten den alten naiven Glauben an die Ewigkeit des Bestehenden mit allen Wurzeln zerstörte und in einer Fürstenrevolution die Erfolge Robespierres und seines Erben Napoleon für die eigenen Machtzwecke eskomptierte? Hier wurde mit einem Federstrich vielleicht der größte Rechtsbruch aller Zeiten vollzogen, ohne daß ein Krieg ihm den Charakter des Heroischen lieh. In Paris hat man um Fetzen deutschen Landes geschachert, von der Gunst des Fremden sich Almosen erbettelt; „wie das Geschmeiß hungriger Fliegen stürzte sich Deutschlands hoher Adel auf die blutigen Wunden seines Vaterlandes." Damals hat kein Schimmer eines kühnen Gedankens, einer edlen Leidenschaft den Rechtsbruch verklärt. Und doch ist auch diese Tat notwendig gewesen — nur war es unsäglich demütigend, daß Deutschland nicht aus eigener Kraft vollbringen konnte,

was da vollbracht wurde, und daß es die letzte und größte Aufgabe, die Abrechnung mit dem Mittelalter, Napoleon überließ.

Bismarck war ein Deutscher, und all sein Handeln stand unter dem Gesetz seiner nationalen Zugehörigkeit.

Und wenn die monarchische Überzeugung in ihm in Konflikt geriet mit dem nationalen Empfinden, so galt für ihn unumstößlich die Lehre: Die legitimen Rechte der Monarchen werden begrenzt durch die legitimen Bedürfnisse der Nation.

Mit dieser Lehre erhält aber zugleich der Begriff des Gottesgnadentums einen völlig anderen Inhalt, als er noch in der Anschauung Friedrich Wilhelms des Vierten besaß, als selbst, wie manches rasch gesprochene Wort es erkennen läßt, noch der regierende Kaiser mit ihm verknüpft. Mit der Ausschaltung des Augustenburgers, mit dem Verschwinden des Welfenhauses und des Hauses Nassau hat der große Realist die Reste der Romantik zerstört und das Verhältnis zwischen den Völkern und ihren Fürsten erst auf die Pfeiler gesunder Vernünftigkeit gestellt. Und er hat es zugleich erreicht, daß dann, wenn heute oder in Zukunft ein Herrscher den Begriff des Gottesgnadentums mit einem mystisch-geistlichen Inhalt erfüllen und sich als den Träger einer geheimnisvollen göttlichen Erleuchtung hinstellen will, nicht andachtsvolles Erstaunen erwachen, sondern ein lächelnder Protest sich erheben würde, der allerdings gar leicht sich zum stärksten Widerspruch steigern kann. Dem Fürsten ist fortan das „Väterliche" genommen, er ist nicht mehr der Patriarch der Nation, dem die Regierten gläubig und widerspruchslos folgen, sondern er ist der Erbe in einem mündigen Volke, und so fest die Wurzeln seines Geschlechtes in dem Boden gegründet sind, so werden sie gleich

den Wurzeln des Welfengeschlechtes doch ausgereutet werden, wenn das nationale Notrecht es fordert. Denn Nationen müssen leben, Fürsten aber geben ihr Lebensrecht preis, wenn sie sich an der Legitimität der Nation versündigen, wenn sie es vergessen, daß sie nur die durch eine unerforschliche Fügung der Vorsehung erlesenen Repräsentanten des nationalen Willens sind. Darum muß, so wunderlich es scheint, in der Persönlichkeit des Herrschers stets etwas Unpersönliches liegen, darum ist ihm manche Betätigung versagt, die jedem anderen natürlich ist. Jedem größten Recht muß auch die größte Beschränkung rechtfertigend zur Seite stehen.

So mag man klagen, daß Bismarck den alten Begriff der Legitimität zerstört hat, und doch ist er gerade hiermit der Schöpfer einer neuen Auffassung der monarchischen Institutionen geworden, die den modernen Anschauungen, der geistigen Entwickelung des menschlichen Geschlechts gemäß und darum weitaus stärker begründet ist, als jene Romantik, die mit längst verklungenen Redensarten das Mittelalter in die lebensprühende Gegenwart zu verpflanzen versucht.

Seit dem Frieden von Nikolsburg ist die Überzeugung, daß in einem Konflikte zwischen den dynastischen Rechtsansprüchen und den Lebensrechten der Nation stets zu Ungunsten der fürstlichen Ansprüche entschieden werden muß, ein politisches Gemeingut geworden. Und das, was roh und instinktmäßig die französische Revolution angestrebt hat, das ist hier bewußt und klar zur Vollendung gebracht worden: die Umgestaltung der Auffassung vom monarchischen Recht, die Minderung des Formalen und doch zugleich die Steigerung des Inhalts.

Das war nur möglich auf revolutionärem Wege. Denn jedes Entstehen und Vergehen von Staaten bedeutet doch im letzten Grunde einen Bruch des bestehenden Rechtes, einen

Prozeß, den die Kraft entscheidet, eine Revolution. Der alte Bundesstaat mit seiner tollen Frankfurter Posse hatte den Tod zehntausendmal verdient; es war groß, den Willen der Geschichte zu erkennen und ihr Urteil entschlossen zu vollziehen. Und groß war es auch, unbekümmert darum, daß Ströme Blutes fließen mußten, die Entscheidung aus den Amtsstuben der Perücken auf das Schlachtfeld zu verlegen. In seinem Brief an den Herzog Ernst von Koburg vom 9. Juni 1866 schrieb Bismarck: „Ich glaube, daß auch dem germanischen Rom der Zukunft, falls Gott ihm eine bescheert, einige Gewalttat an den Sabinern nicht erspart bleiben wird“ — wenn die Rechtsformel das Völkerleben bestimmte, dann wäre die ewige Stadt ein ewiges Zaunkönigsnest geblieben.

So wenig heute im mittelalterlichen Sinne ein Herrscherhaus besteht, das seine Legitimität mit vollen Rechtstiteln belegen kann, so wenig gibt es auch einen Staat, der ohne Krieg, ohne einen revolutionären Bruch der „geheiligten Rechtsordnung“ entstanden ist.

Die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer, die Teilung Polens, das Schicksal Irlands — immer würde ein Reichskammergericht über Zwang und Gewalttat Klage erheben. „Legitim“ war die Zerstückelung Deutschlands, „legitim“ seine Rolle als Spielball fremder Willkür, „legitim“ war vorher die Verwüstung Polens und der entsetzliche Unfug der Krummstabsherrschaft, „legitim“ war das Reich des Königs Bomba, der Kirchenstaat und die Parzellierung Italiens — legitim nach Fürstenrecht. Aber ein blutiges Unrecht nach nationalem, also nach höchstem sittlichen Recht! Auf legitimen Polstern dehnten sich auch die hessischen Seelenverkäufer und die welfischen Sünder. Und doch ist wahrhaft legitim hier nur

die Revolution gewesen, auch wenn dreimal das Schwert die blutige Entscheidung brachte!

Wo aber die Feuerkraft des Genies die Geschichte leitet, dort wird jedes Handeln einen revolutionären Anschein gewinnen. Eben weil das Genie in der Voraussicht des Künftigen die gangbaren Wege der Bedenklichkeit verschmäht. Das Genie stählt sich im Konflikt, die Mittelmäßigkeit fürchte ihn; dort wird im scheinbaren Zerstören das Große geschaffen, hier in scheinbarem Erhalten das Große zerstört. Die Mittelmäßigkeit wird sich stets unentschlossen zeigen, nach kleinen Gewinnen durch bescheidene Kompromisse trachten, Helgoland gegen Afrika tauschen und im letzten Grunde sich nur als fressende Säure erweisen.

Hätte von den Neuen einer das Spiel von Frankfurt gewagt? Hätte er auch nur die Mission des Feldjägers nach Kassel unternommen? Hätte er vorher, in der Konfliktszeit, das zweifellos formal stärkere Recht der liberalen Mehrheit an seiner höheren Einsicht in die nationalen Notwendigkeiten zum Zerschellen gebracht? Hätte einer von ihnen die Stunde der Entscheidung zwischen Deutschland und Frankreich gewaltsam herbeigezwungen? Hätte er durch einen raschen und unvermittelten Übergang vom Manchestertum zum Schutzzoll das gesamte wirtschaftliche Leben revolutioniert, selbstsicher genug, um zu wissen, daß hier nur der Weg durch den gefährlichsten Strudel zum Hafen führen konnte? Was für den Mittelmäßigen mißlingende Experimente sind, das gestaltet sich, wenn das Genie die Hand anlegt, zur fruchtbaren Tat.

So mochte Bismarck auch dann noch als Träger der revolutionären Kraft erscheinen, als er, des Amtes entkleidet, aus der Einsamkeit des Sachsenwaldes seine Stimme ertönen ließ. Und es ist wahr: er hat in jenen letzten acht Jahren

sich nicht damit begnügt, sich wie eine bekümmerte Ahnfrau um die Sünden seines Geschlechts zu härmen oder zuweilen in weißem Gewande in den Schloßgängen zu erscheinen, um zu warnen und zu klagen, sondern er hat nach den Regeln des Genius weitergeschaffen und als der größeste und echteste Demokrat uns gezeigt, wie man auch gegen den Fürstenwillen das Recht der Persönlichkeit wahrt, während die approbierte Demokratie um Orden und Stellungen bangte. Bismarck ist Sieger geblieben.

Und was groß war an Luthers sittlich-politischer Wirkung, was auch groß war in den Ideen der französischen Revolution, das hat sich in ihm, dem Starken, der in allen Nöten festhielt an dem Rechte der freien Persönlichkeit, in wundervoller Weise verkörpert. Der Drachen, den er bekämpft hat, war der Servilismus, die alte Knechtsseligkeit der Deutschen. Hier hat er den letzten Sieg nicht mehr errungen, aber er hat uns doch den rechten Weg zum Ziele gewiesen.

Ja, Otto von Bismarck ist ein Revolutionär gewesen, wenn anders der Name nicht dort nur gilt, wo in Blut und Verbrechen ein Zeitalter versinkt und in Aufruhr und Straßenkampf um das neue gerungen wird. Er war leidenschaftlichen Herzens, darum riß er sein Volk mit sich fort; er war hellen, vorausschauenden Geistes, darum strebte er nicht über das Erreichbare hinweg; er war starken Armes, darum schlug er nieder, was ihm hemmend entgegentrat; er war ohne Menschenfurcht und darum ein Mann nach Gottes Herzen.

Und er war unter denen, die jemals neuem Werden das Tor erschlossen, der Größte deshalb, weil er von Plänen und Ereignissen sich niemals meistern ließ, weil er zu jeder Stunde ihr Herr geblieben ist. Weit über das selbstgesetzte Ziel drang einst das Christentum hinaus; die es zuerst gelehrt haben, wollten

der Menschheit eine neue, reine Sittlichkeit bringen, aber sie ahnten es nicht, daß sie mit der Lehre von der allumfassenden Liebe ein Weltreich zertrümmern würden. Der Magister von Wittenberg hat noch in den späten Jahren seines Lebens die letzten Wirkungen seines Handelns nicht erkannt; sein Werk ist über ihn hinweggestürmt, es wuchs höher empor, als er selbst gewesen. Schrittweise tastend zog Cromwell dahin, vom Augenblick erst seine Ziele empfangend. Robespierre blieb nur ein Zerstörer, sein enger Geist hat den eigensten Sinn der neu heranflutenden Gedanken nicht begriffen und die Schöpferkraft versagte, weil der Schöpferwille fehlte. Otto von Bismarck aber glich dem Meister, der mit weiser Hand und zu rechter Zeit die Form zerbricht, frei von jedem Zweifel an dem Gelingen des Werkes; er nahm vom Augenblick wohl die Mittel, aber er empfing von ihm nicht die Ziele; er stand über den Dingen und ließ sich nicht treiben; er beherrschte die Welt der Ideen, aber er wurde nicht ihr Sklave. Auch in seinem Herzen glühte die Sehnsucht, die in anderen Herzen lebte; und doch folgte er nicht dem Strom der Masse, sondern er stemmte ihm die Brust entgegen. Er wurde gehaßt, aber die Zukunft wird nur Liebe für ihn haben. Und aus dem Dornenkranz, den ihm die Zeitgenossen flochten, werden rote Rosen sprießen.

Nicht das Streben ins Grenzenlose ist das Wahrzeichen des revolutionären Genies; wer Großes will, muß sich zusammenraffen, in der Beschränkung, in der Kunst des Möglichen, die doch zugleich die Kunst des Unendlichen bleibt, zeigt sich allein der Meister.

Schluß.

Eine unendliche Fülle von Gliedern eint sich zur Kette, um die Anfänge des historischen Lebens mit der Gegenwart zu verbinden. Unzählige Motive haben an allem Gestalten und Werden gewirkt, geistige Mächte und materielle Bedürfnisse haben sich ineinander verschlungen, Völkerhaß und Persönlichkeitswillen haben am sausenden Webstuhl der Zeit geschaffen. —

„Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben.“

Sie aber, die am Anfang war, die Tat, sie bestimmt auch heute allein alles geschichtliche Dasein. Gerade in müden Zeiten, wie wir sie heute durchleben, sei dies betont, auf daß der Spiegel der Vergangenheit uns stets von neuem die halbvergessene Weisheit lehre.

Druckfehlerberichtigung.

S. 76 Z. 13 v. u. lies Stoïker statt Stoecker.

Druck von A. W. Hayn's Erben, Potsdam und Berlin.